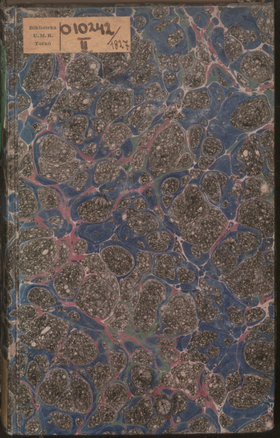

Biblioteka
U.M.K.
Toruń
010242
II
1827


Stadt
Bücherei
Elbing



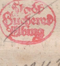
Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

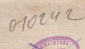
Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Neumann

Zwei und Zwanzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1827.


Stadt
Bücherei
Elbing


010242


BIBLIOTEKA

Inhalt
des zwei und Zwanzigsten Bandes.

Seite

Seite

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Ueber den Ursprung und den Fortgang des siebenjährigen Krieges bis zu den Friedensverträgen von Paris und Hubertsburg im Jahre 1763.

Es lag, auf eine eben so unvermeidliche als erklärbare Weise, in der Beschaffenheit des Gleichgewichts der politischen Macht, als leitender Idee bei der Bestimmung der Völkerverhältnisse, daß die Friedensverträge, welche, um uns so auszudrücken, unter dem Vorsitze dieser Idee zu Stande kamen, in den allerwenigsten Fällen mit dem Vorsatze geschlossen wurden, daß man ihnen getreu bleiben, d. h. sie wirklich vollziehen wollte.

Abgesehen jedoch von dem freien Spiel, welches der Willkür der einzelnen Mächte bei einem so unvollkommenen Systeme blieb, gab es noch einen beinahe unwiderstehlichen Anreiz zu erneuerten Kriegen, der, genauer untersucht, in der mangelhaften Kenntniß der gesellschaftlichen Erscheinungen, so wie diese dem achtzehnten Jahrhunderte beiwohnte, enthalten war. Dies war — um

alles mit Einem Worte zu sagen — das sogenannte Merkantil-System, oder jene unvollkommene Anschauung vom Welthandel, nach welcher man Gold und Silber für die einzigen Reichthümer eines Landes hielt, und sich dadurch zu bereichern wähnte, daß man so viel als immer möglich verkaufte, so wenig als möglich kaufte, und jeden Mitbewerber um die Vortheile des Handels von dem Weltmarkt ausschloß. Die Nebenbulerei, welche auf diesem Wege entstand, war ihrer Natur nach unendlich, und konnte nicht eher weichen, als bis sich der Begriff vom Handel berichtigt hatte, was wiederum, praktisch genommen, nicht eher möglich war, als bis das Gleichgewichts-System seine Endschaft entweder in einer allgemeinen Erschöpfung, oder in einer berichtigten Einsicht von der sittlichen Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft gefunden hatte.

Gerade hierin lag denn auch die kurze Dauer des aachener Friedensvertrages.

In diesem Vertrage waren mehrere streitige Punkte, den Besitz der Engländer und der Franzosen in Amerika betreffend, unentschieden geblieben. Die wichtigsten von diesen Punkten, gingen auf die Bestimmung der Gränzen von Akadien, von Kanada und von den neutralen Inseln. Akadien, eine Provinz des nördlichen Amerika, welche gegenwärtig Neu-Schottland genannt wird, war durch den 12. Art. des Utrechter Traktats, nach ihren alten Gränzen an England abgetreten worden. Diese Gränzen schränkten die Franzosen auf den Umfang der Halbinsel ein, welche Neu-Schottland ausmacht; die Engländer hingegen wollten sie bis zum südlichen Ufer des

St. Lorenz-Flusses ausdehnen, auf welchem die Schiffahrt ausschließlich von den Franzosen geübt wurde. Nicht fester waren die Gränzen von Kanada bestimmt. Um dies Land mit Luisiana in Verbindung zu setzen, hatten die Franzosen am Ufer des Ohio, der sich in den Missisippi ergießt, verschiedene Forts erbauen lassen; dies aber glaubten die Engländer nicht dulden zu dürfen, weil dadurch die Sicherheit ihrer Kolonieen, und besonders Virginiens, gefährdet würde. Auch über die neutralen Inseln, nämlich die karaibischen, wohin St. Lucie, Domingue, St. Vincent und Tabago gehörten, war der Streit noch nicht entschieden. Zwar sollten sie, nach dem 9. Art. des aachener Friedens-Traktats, im Zustande des uti possidetis bleiben; doch erlaubten sich die Franzosen auf diesen Inseln eine solche Ausübung von Eigenthumsrechten, wodurch sie dieselben in förmlichen Besitz nehmen zu wollen schienen.

Ehe die Beilegung dieser Streitigkeiten durch Waffengewalt versucht wurde, wählten die streitenden Partheien den Weg der Güte. Es wurden demnach von beiden Seiten Kommissarien ernannt, welche gegen das Ende des Sept., im Jahre 1750, zu Paris zusammentraten. Ihre Konferenzen dauerten mehrere Jahre; doch blieben sie ohne Erfolg, weil es weder der einen noch der anderen Macht ernstlich um eine Annäherung zu thun war. Eifersüchtig auf Alleinherrschaft zur See und auf ausschließenden Handel, glaubten die Engländer zu bemerken, daß die Franzosen die Unterhandlungen zu keinem anderen Endzweck in die Länge zögen, als um ihrer Seemacht die nöthige Größe und Stärke zu geben. Sie beschleunigten also den Bruch durch Feindseligkeiten, welche in Amerika ausgeübt wurden.

Der Kampf nahm seinen Anfang an den Ufern des Ohio, wo die Franzosen, um die Ermordung eines ihrer Offiziere zu rächen, das Fort la Necessité, im Juli 1754, eroberten. Dagegen nahmen die Engländer, im Monat Juni, auf der Höhe der Sandbank von Terreneuve, zwei französische Schiffe, die sich geweigert hatten — die brittische Flagge zu grüßen. Im November desselben Jahres griffen sie alle französischen Kauffahrteischiffe an, von welchen sie, nach und nach, 300 eroberten. Und so entstand, wegen unbebauter Steppen und Wüsten in Amerika, ein langer blutiger Krieg, dessen Verheerungen sich über alle Gegenden der Erde erstreckten, und dessen letzte Wirkungen die Verherrlichung Friedrichs des Zweiten, und der beschleunigte Ausbruch der französischen Umwälzung waren.

Ein Kampf, dessen Gegenstände jenseits des atlantischen Ozeans gelegen waren, hätte sein Ende in Seeschlachten finden sollen, worin die beiden verfeindeten Nationen vereinzelt geblieben wären. So viel Entsagung lag jedoch weder in der Politik der Engländer, noch in der des französischen Hofes. Die erste brachte es mit sich, daß die Franzosen auf dem festen Lande von Europa beschäftigt würden, damit es ihnen an Kraft zur Vergrößerung der Seemacht fehlen, und dadurch der Erfolg der brittischen See-Operationen desto mehr gesichert seyn möchte; die letzte war seit Ludwigs des Vierzehnten Zeit gewohnt, den französischen Kolonial-Besitz durch Eroberungen in den Niederlanden und in Deutschland zu vertheidigen, wobei es hauptsächlich auf Kompensations-Gegenstände abgesehen war. Auf diese Weise ward jeder Krieg um

entfernte Kolonieen nothwendig zu einem europäischen Kriege. Frankreich, im Vorgefühl großer Verluste zur See, traf Anstalten zur Eroberung des Kurfürstenthums Hannover. Darüber erwachten alle die Antipathieen, welche durch den aachener Friedensvertrag nur eingeschläfert, nicht erstickt waren. Es blieb nur eine Zeit lang ungewiß, wie die kriegführenden Partheien sich gestalten würden. Das Londoner Kabinet suchte in eine engere Verbindung mit Rußland zu treten, das sich, unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, bereit finden ließ, ein Heer zur Vertheidigung Hannovers in Bewegung zu setzen; als aber die Kaiserin Königin, Maria Theresia, den Beistand verweigerte, den England, in Kraft früherer Traktate, zu fordern sich berechtigt glaubte, da wendete sich dieses an Friedrich den Zweiten, König von Preußen, der in dem, am 16. Jan. 1756, zu Westminster mit ihm abgeschlossenen Traktate sich verpflichtete, während des Krieges zwischen England und Frankreich, keinen fremden Truppen den Einmarsch in das deutsche Reich zu erlauben. Diesem Traktate setzte Frankreich ein Bündniß mit Oesterreich entgegen, das den 1. Mai zu Versailles geschlossen wurde, und worin beide Mächte, auf den Fall, daß sie angegriffen würden, sich gegenseitig 24,000 Mann Hülfstruppen versprachen. Diesem Bündniß trat die russische Kaiserin bei; und indem Frankreich das Königreich Schweden, Oesterreich das deutsche Reich, mit Ausnahme weniger, dem hannöverschen Hause zugethaner Fürsten, auf seine Seite zog, gestalteten sich die Verhältnisse so, daß Friedrich der Zweite an der Spitze von etwa 5 Millionen Unterthanen, sich gegen den gemeinsamen Angriff Oester-

reichs, Frankreichs, Schwedens und des deutschen Reichs zu vertheidigen hatte, ohne irgend einen anderen Beistand zu haben, als den des großbritannischen Reichs, der, wie wichtig er auch von mehreren Seiten seyn mochte, von Seiten der physischen Kräfte im Ganzen genommen höchst unbedeutend war. Der Krieg hatte auf diese Weise einen gedoppelten Gegenstand gewonnen: auf der einen Seite den streitigen Besitz amerikanischer Kolonieen, auf der andern die Vertheidigung des Kurfürstenthums Hannover, mit welcher die Vertheidigung der ganzen preußischen Monarchie in Verbindung stand.

Wenn irgend etwas beweiset, daß dem Gleichgewichts-System nicht die Erhaltung irgend eines Staats, irgend einer Volkseigenthümlichkeit, zum Grunde lag: so ist es der siebenjährige Krieg. Schlesien war dem Könige von Preußen in dem dresdener Frieden aufs Förmlichste abgetreten worden, und der aachener Friedens-Traktat hatte die Abtretung aufs Feierlichste bestätigt. Wenn nun gleichwohl, unmittelbar nach dem Abschlusse des letzten Traktats, alle Bestrebungen Oesterreichs nur darauf gerichtet waren, die verlorene Provinz wieder zu erobern, und wenn zu diesem Endzweck eine Koalition zu Stande gebracht wurde, gegen welche das Königreich Preußen in das Verhältniß des Zwerges zum Riesen, der Maus zum Elephanten trat: so muß man gestehen, daß, allen schönen Redensarten oberflächlicher Philosophen zum Trotz, das Gleichgewicht der politischen Macht, als leitende Idee bei Bestimmung der Völkerverhältnisse, alle Treue, alle Sittlichkeit ausschloß, und die Fortdauer jedes einzelnen Staats dem Zufalle der Ereignisse überließ, außer

sofern im Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft eine gegenseitige Ermattung eintrat, welche zum Friedenszustande zurückführte. Allerdings war dem Könige von Preußen unter besonders günstigen Umständen die Eroberung Schlesiens gelungen; allein was läßt sich von der sittlichen Denkart seiner Gegner sagen, wenn diese nach den feierlichsten Verträgen darin übereingekommen waren, daß er, zur Strafe für seine Verwegenheit, Schlesien und die Grafschaft Glatz an Oesterreich, Halberstadt und Magdeburg an Kursachsen, seine westphälischen Provinzen an Frankreich, die Provinz Pommern an Schweden, als Frankreichs Verbündeten, und das Königreich Preußen an Rußland verlieren sollte, so daß der preußische Adler aller seiner Schwungfedern beraubt, und das Haus Hohenzollern zu den Dimensionen der märkischen Kurfürsten zurückgeführt werden sollte?

Eine umständlichere Entwickelung der großen Begebenheiten dieses europäischen Krieges, wie anziehend sie auch seyn möge, ist diesen Untersuchungen fremd. Wir beschränken uns also darauf, den Gang dieser Begebenheiten zu zeichnen; und zwar mit der ausschließenden Absicht, daß der Leser auf dem kürzesten Wege zu einer richtigen Anschauung der Verhältnisse gelangen möge, welche das nothwendige Ergebniß einer siebenjährigen Anstrengung zu Lande und zu Wasser waren, und ihrerseits die Beweggründe zu neuen Anstrengungen gaben.

Friedrich der Zweite, von allem, was gegen ihn im Werk war, genau unterrichtet, beschloß seinen Feinden zuvorzukommen, und zu versuchen, ob der dem Ausbruche nahe Krieg sich nicht auf diese Weise im Entstehen un-

terdrücken lasse. Zu diesem Endzweck rückte er um dieselbe Zeit, wo er am Wiener Hofe anfragen ließ, was er von dessen Rüstungen zu erwarten habe, ins Feld, um das Kurfürstenthum Sachsen in Besitz zu nehmen, und sich durch dasselbe den Weg nach Böhmen zu bahnen. Längs den beiden Ufern der Elbe, und von Schlesien aus durch die Lausitz, nach Dresden vordringend, setzte er das 17,000 Mann starke Heer des Kurfürsten von einer Verlegenheit in die andere, bis es sich endlich, auf den Rath des französischen Gesandten am sächsischen Hofe, in ein festes Lager zwischen Pirna und dem Königsstein zurückzog. Dies geschah zu Ende des August 1756. Im Besitze des ganzen Kurfürstenthums, machte Friedrich ein Manifest bekannt, worin er, auf eine überzeugende Art, bewies, daß die drei Höfe von Wien, von Dresden und von Petersburg, einen Angriff auf ihn verabredet hätten, und daß die Pflicht der Selbsterhaltung ihm genöthigt habe, seinen Feinden zuvorzukommen; er erklärte aber zugleich, daß sein Einrücken in Sachsen keinen anderen Zweck habe, als sich eine Kommunikation mit Böhmen zu eröffnen, und daß er das Kurfürstenthum nur bis zum Frieden in Depot behalten werde. Der Kurfürst und der Graf Brühl, sein Premier-Minister, welche beim Heere geblieben waren, sahen sich eingeschlossen in dem festen Lager, und hatten, um aus demselben befreit zu werden, keine andere Aussicht, als die auf einen von Böhmen aus bewirkten Entsatz. Wirklich rückte, nachdem die Einschließung der Sachsen drei Wochen lang gedauert hatte, der Marschall Brown aus Böhmens Gebirgen an der Spitze von 70,000 Mann hervor; allein Friedrich der Zweite ging ihm mit 24,000 Mann entgegen,

und als es bei Lowositz zur Schlacht kam, siegten die Preußen über das beinahe dreimal stärkere Heer der Oesterreicher. Die Folge davon war, daß sich das sächsische Heer an die Preußen ergeben mußte. Der Kurfürst und der Graf von Brühl erhielten die Erlaubniß sich nach Warschau zurück zu ziehen; vom Heere wurden die Offiziere entlassen; die Gemeinen, nachdem sie das Gewehr gestreckt hatten, sahen sich gezwungen, zu der preußischen Fahne zu schwören: eine Härte, die man sich in diesen Zeiten in der Voraussetzung erlaubte, daß es für die dienende Klasse kein Vaterland gebe. Dies erfolgte im Laufe des Oktobers. Der Ueberrest des Jahres verstrich unter Verlegung der Truppen zur förmlichen Besitznahme des Kurfürstenthums, dessen Einkünfte zum Vortheil des Königs von Preußen verwaltet wurden.

Diese Invasion beschleunigte die gegen den König verabredeten Maßregeln; und Frankreich, welches Anfangs nur die im Bündniß bestimmte Hülfstruppenzahl geschickt hatte, verband sich in späteren Traktaten, mehr als hunderttausend Mann nach Deutschland marschiren zu lassen und der Kaiserin eine jährliche Subsidie von 12 Millionen Reichsgulden zu zahlen. Oesterreich ermangelte nicht, alle ihm gewogenen Reichsfürsten zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen, welcher seinerseits die Demüthigung des Königs von Preußen bezweckte; und Rußlands Kaiserin, voll Mitgefühls für die Kaiserin Königin, beschleunigte den Marsch ihrer Truppen nach Preußen.

Wäre es Friedrich dem Zweiten gelungen, die Sachsen und die Oesterreicher zu gleicher Zeit bei Lowositz, oder auf irgend einem anderen Punkte Böhmens zu schla-

gen, so würde sein großer Zweck, den Krieg im ersten Ausbruch zu ersticken, unstreitig erreicht worden seyn. Der Rath des französischen Gesandten Broglie hatte dies verhindert. Was nun der König an Zeit verloren hatte, dasselbe hatten seine Gegner an Zeit gewonnen. Gleichwohl gab er den Gedanken nicht auf, durch einen parziellen Sieg über die Oesterreicher seinen Angelegenheiten eine vortheilhafte Wendung zu geben. Mit diesem Gedanken rückte er gegen den Mai des Jahres 1757 in Böhmen ein, wo sich die verschiedenen Abtheilungen seines Heeres in der Nähe von Prag vereinigten, um den Prinzen Karl von Lothringen, der diese Hauptstadt zu vertheidigen übernommen hatte, ein entscheidendes Treffen zu liefern. Die Schlacht entbrannte den 6. Mai. Sie ward höchst blutig durch den tapferen Widerstand der Oesterreicher; allein die Preußen siegten zuletzt durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände. Eingeschlossen in Prag, hatte der Prinz Karl von Lothringen das Schicksal des Kurfürsten von Sachsen zu erwarten, als sich ein zweites österreichisches Heer von 60,000 Mann, unter der Anführung des Marschalls Daun, dem Prag belagernden Heere im Rükken aufstellte. Genöthigt, dies Heer zu schlagen, wenn Prag, das seit einer Woche mit Nachdruck beschossen wurde, erobert werden sollte, rückte Friedrich dem österreichischen Feldmarschall an der Spitze von 32,000 Mann entgegen. Er fand ihn bei Kollin in einer sehr vortheilhaften Stellung. Nichts desto weniger erfolgte der Angriff der Preußen am 18. Juni. Die Anordnungen des Königs waren meisterhaft: durch Umgehung des rechten Flügels der Oesterreicher hoffte er einen Sieg zu erkämpfen,

welcher die Auflösung des feindlichen Heeres und die Eroberung Böhmens zur Folge hätte. Alles war im besten Gange, als durch den wilden Muth des Generals Manstein, welcher auf dem rechten Flügel der Preußen befehligte, der Schlachtplan Friedrichs zur Unzeit zerrissen, und dadurch im preußischen Heere eine Verwirrung herbeigeführt wurde, die nur mit einer Niederlage endigen konnte. Geschlagen von dem Feldmarschall Daun, zog Friedrich sich auf Prag zurück. Die Belagerung dieser Hauptstadt mußte aufgegeben werden. Ein umfassender Plan war vernichtet worden; und der größte Feldherr seiner Zeit, von diesem Augenblicke an unfähig gemacht, einen, auf die Abkürzung des Krieges berechneten Gedanken zu verfolgen, sah sich dem Strome der Begebenheiten ausgesetzt, den seine Riesenkraft, in neuen Anstrengungen, zwar brechen, aber nicht mehr ableiten konnte.

Um nicht allzu weit zurück zu gehen, und um auf Kosten Böhmens so lange als möglich zu zehren, lagerte Friedrich bei Leutmeritz auf dem rechten und linken Ufer des Elbstroms, während sein Bruder, der Prinz von Preußen über Jung-Bunzlau nach Neuschloß ging, wo er das feste Lager von Böhmisch-Leipa bezog. In dieser Stellung blieben Beide, bis es dem Prinzen Karl von Lothringen gelang, die linke Flanke des Prinzen zu umgehen, und einen Tagemarsch nach Gabel zu gewinnen. Die Eroberung dieses Punktes, und die Einäscherung von Zittau, wo die Magazine des Prinzen von Preußen waren, gaben dem Feldzuge zuerst eine andere Wendung. Friedrich, der nun nicht länger in seinem Lager bei Leutmeritz bleiben konnte, that was in seinen Kräften stand

die Oesterreicher von Schlesien abzudrängen; da ihm dies aber nicht vollständig gelang, so überließ er die Vertheidigung Schlesiens dem Herzoge von Bevern, einem seiner entschlossensten Generale, um einem zweiten Feinde entgegen zu gehen, welcher Miene machte, ihn aus Sachsen zu verdrängen.

Dies waren die Franzosen, welche, 100,000 Mann stark, über den Rhein vorgedrungen waren, um, einerseits, das Kurfürstenthum Hannover für sich zu erobern, und, andererseits, als Bundesgenossen der Kaiserin Königin Maria Theresia, den König von Preußen demüthigen zu helfen. Der Herzog von Cumberland, berühmt durch die Schlacht bei Culloden, zeigte sich, dem Marschall d'Etree gegenüber, so unentschlossen, daß dieser Marschall durch eine geringe Anstrengung (die sogenannte Schlacht bei Hastenbeck) in den Besitz des ganzen Kurfürstenthums Hannover kam, worauf die unwürdige Konvention von Kloster-Seven geschlossen wurde, welche die ganze Bevölkerung des Kurfürstenthums in die Hände der Franzosen gab. Ein zweites französisches Heer, von dem Prinzen von Soubise befehligt, vereinigte sich, um eben diese Zeit, mit dem Generalissimus der Reichstruppen (dem Prinzen von Hildburgshausen), um in Thüringen einzudringen, und sich, durch Sachsen hin, an den Prinzen von Lothringen anzuschließen, und mit vereinter Kraft den König in seine Erbstaaten zurück zu drängen. Ihm zog Friedrich an der Spitze eines Heeres entgegen, das nicht stärker war, als 22,000 Mann. Die Monate Sept. und Okt. verstrichen, ehe es zur Entscheidung kam; und nichts trug mehr dazu bei, als ein Seitenmarsch, den der öster-

reichische General Haddik, von der Oberlausitz aus, nach dem Brandenburgischen machte, um die Hauptstadt des Königreichs zu brandschatzen: ein Unternehmen, das aufs Vollständigste gelang. Friedrich, der sich zwischen der Saale und der Elbe hin und her bewegt hatte, um den Ereignissen gewachsen zu bleiben, ging am 3. Nov. über die Saale und bezog mit seinem schwachen Heere ein festes Lager unweit Weißenfels, zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach. Die Oberfeldherrn der Franzosen und der Reichstruppen, von seiner numerischen Schwäche unterrichtet, beschlossen, ihn zu umzingeln und mit seinem Heere gefangen zu nehmen. Den 5. Nov. fingen sie an, ihn zu umgehen; und Friedrich duldete dies, bis ihm der rechte Zeitpunkt zum Angriff gekommen zu seyn schien. Jetzt aufbrechend, zerstörte er mit Riesengewalt ihren Plan in so kurzer Zeit, daß nach zwei Stunden das ganze feindliche Heer zerrissen und zerstreut war. Diese Schlacht bei Roßbach stellte zuerst das Vertrauen zu Friedrich, im Jahre 1757, wieder her; und er selbst gewann seitdem den unerschöpflichen Muth, wodurch er seinem Schicksale gewachsen blieb.

In Sachsen hatten seine Angelegenheiten eine unglückliche Wendung genommen. Hier herrschte Zwietracht unter seinen Generalen. Indem der Herzog von Bevern und der General-Lieutenant Winterfeld sich in keinem Gedanken zu vereinigen vermochten, fand der letztere auf den Holzberg bei Moys seinen Untergang mit zwölfhundert tapferen Kriegern, welche gesiegt haben würden, wenn der Herzog sie hätte verstärken wollen. Bevern und Ziethen führten hierauf das Heer nach Schlesien, um dies

Land gegen den Feind zu decken. Doch dieser folgte ihnen auf dem Fuße. Schweidnitz, das erobert werden mußte, wenn der Prinz von Lothringen sich in Schlesien behaupten wollte, vertheidigte sich nur bis zum 11. Nov., wo es sich ergab. Friedrich war nach der Schlacht bei Roßbach sogleich nach Sachsen aufgebrochen, um seinem schlesischen Heere zu Hülfe zu kommen. Ehe er aber seine Bestimmung erfüllen konnte, erhielt er, am 24. Nov., in Naumburg am Queis die erschütternde Nachricht, daß der Herzog von Bevern bei Breslau von den österreichischen Heerführern, am 22. Nov., geschlagen worden, und Tages darauf in Gefangenschaft gerathen sei. Wenige Tage darauf wurde ihm gemeldet, daß Breslau sich mit allen seinen Kriegs- und Mundvorräthen dem Feinde ergeben habe. Er hörte jedoch nicht auf, sich seinem Gegner zu nähern; und als er die Gränzen Sachsens verlassen hatte, führte General Ziethen ihm die Trümmer des bei Breslau geschlagenen Heeres, etwa 16,000 Mann, entgegen. Die Vereinigung geschah am 2. Dez. in Parchwitz. Das ganze Heer des Königs bestand aus etwa 28,000 Mann. Entschlossen, mit demselben zu siegen oder zu sterben, brachte er frische Begeisterung in die Truppen, dadurch, daß er sie zu Vertrauten seines Entschlusses machte. Der Hochmuth des Prinzen von Lothringen, der es für eine Kleinigkeit hielt, die potzdamer Wachtparade des Königs von Preußen — so nannte er das preußische Heer — gefangen zu nehmen, bereitete den Sieg bei Leuthen; denn hier wurde am 5. Dez. eine Schlacht geliefert, die, so lange es schriftliche Denkmäler giebt, schwerlich aus der Erinnerung weichen wird. Durch einen eben so geschickten

Angriff, wie der bei Roßbach gewesen war, lösete Friedrich das mehr als 70,000 Mann starke Heer der Oesterreicher so vollständig auf, daß der Prinz von Lothringen nur etwa 13,000 nach Böhmen zurückbrachte. Breslau, trotz dem herannahenden Winter belagert, ergab sich nach wenigen Tagen mit einer Besatzung von 12,000 Mann; und da auch Schweidnitz sich nach wenigen Monaten ergab, so war ganz Schlesien wieder in der Gewalt des Königs.

Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach, Breslau und Leuthen waren nicht die einzigen, welche in diesem verhängnißvollen Feldzuge von Preußen geliefert wurden. Auch gegen die Russen hatte sich Friedrich zu vertheidigen gehabt. Hunderttausend Mann stark waren sie im Mai in das Königreich Preußen eingebrochen; ihr Anführer war der Feldmarschall Apraxin. Zwei und zwanzigtausend Mann, unter dem Feldmarschall Lehwald, waren die einzige Kraft, die Friedrich ihnen entgegenstellen konnte. Zwischen beiden Heeren kam es am 30. Aug. bei Jägersdorf, unweit Wehlau, zu einem entscheidenden Treffen, worin zwar die Preußen unterlagen, doch so, daß in diesem Jahre Preußen, als Provinz, noch nicht verloren ging. Eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin Katharina rettete es; denn ihr muthmaßlicher Nachfolger, Peter von Holstein Gottorp, war Friedrichs Freund, und wußte den Kanzler Bestuchef dahin zu bewegen, daß er das russische Heer zurück berief, und so eine Erleichterung gab, auf welche Niemand gerechnet hatte.

Zwei und zwanzigtausend Schweden, welche von Pommern aus bis zur Ukermark vorgedrungen waren, wurden von dem General Lehwald nach Stralsund zurückgetrieben.

Friedrich stand am Schlusse des Jahres 1757 so glorreich da, daß er es wagen konnte, seinen erbitterten Gegnern den Frieden anzubieten. Diese verschmäheten sein Anerbieten: Frankreich, weil es im Besitze Hannovers bleiben, Oesterreich, weil es die Niederlage bei Leuthen rächen, Rußland, weil es Preußen erobern wollte; Schweden und das deutsche Reich waren folgsame Werkzeuge der größeren Mächte. Zur Fortsetzung des Kampfes genöthigt, und für diesen von England, wo sein Heldengeist die unbefangensten Bewunderer gefunden hatte, unterstützt, litt der große König, daß die Russen aufs Neue in Preußen eindrangen, und begnügte sich Anfangs damit, daß er einen seiner vorzüglichsten Feldherren, den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, an die Spitze des bei Stade versammelten englisch-deutschen Heeres stellte, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben. Sobald nun dies im Laufe des März vollbracht war, brach Friedrich, nach der Wiedereroberung von Schweidnitz, von Oberschlesien aus, in Mähren ein, wo er Olmütz zu belagern begann. Seine Absicht war, die Kaiserin Königin in Schrecken zu setzen; allein das ganze Unternehmen schlug fehl, theils weil Olmütz stärkeren Widerstand leistete, als er vorausgesetzt hatte, theils weil Daun, welcher in Böhmen lag, sich auf seine Kommunikation warf, und durch die Wegnahme von 3000 Wagen, ihm jede Zufuhr abschnitt. Schon glaubte der österreichische Feldherr seinem Gegner den Rückzug nach Schlesien oder Sachsen versperrt zu haben, als dieser durch Böhmen zurück zu gehen beschloß, und am 14. Juli, ohne irgend einen Wagen verloren zu haben, in Königgrätz anlangte. In einem festen Lager bei

bei Landshut wollte Friedrich Daun's weitere Unternehmungen abwarten, als er die Nachricht erhielt, daß die Russen, alles verheerend, unter dem General Fermor nach Pommern und der Neumark vorgedrungen wären, von wo aus sie Berlin bedroheten. Diese Nachricht bestimmte ihn, die Vertheidigung Schlesiens dem Feldmarschall Keith anzuvertrauen, und mit 14,000 Mann nach der Neumark aufzubrechen, um die Russen zu schlagen, wo er sie finden würde. In dem kurzen Zeitraum von elf Tagen war er an Ort und Stelle; und nachdem er sich mit dem 22,000 Mann starken Heere, wodurch die Schweden bisher waren in Zaum gehalten worden, bei Gorgast vereinigt hatte, suchte er den Feind auf, den er am 25. Aug. bei Zorndorf in Schlachtordnung fand. Hier war es denn, wo eine von den mörderischsten Schlachten des siebenjährigen Krieges geliefert wurde, indem Friedrich von dem Grundsatze ausging, daß man die Russen vernichten müßte, diese aber sich aufs Tapferste vertheidigten. Um kurz zu seyn: Friedrich siegte zwar, allein das Höchste, was er erreichen konnte, war der Rückzug der Russen, welche in dem Laufe des Jahres 1758 nicht weiter den Kampfplatz betraten.

Prinz Heinrich, Bruder des Königs, hatte inzwischen Sachsen vertheidigt. Von Daun bedroht, schwebte er, bei der Schwäche seines Heeres, in nicht geringer Gefahr, als Friedrich ihm zu Hülfe eilte. Die bloße Nachricht von der Ankunft des Königs war hinreichend, den österreichischen Oberfeldherrn in sein festes Lager bei Stolpen zurück zu treiben. Daun's Plan war von jetzt an, seinen Gegner von Schlesien abzuschneiden, um Neiße, dessen

Belagerung begonnen war, mit Erfolg zu erobern. Friedrich, um nicht von Schlesien abgeschnitten zu werden, suchte die Bahn über Bautzen und Görlitz zu gewinnen. Glücklich erreichte er jenes; doch jenseits der Stadt lag Daun, auf den Höhen von Kitlitz zwischen Löbau und Gloſſen, in einer Verderben drohenden Stellung, die zwar hätte umgangen werden können, die Friedrich aber nicht umgehen wollte, weil er es für nöthig fand, dem österreichischen Feldherrn, selbst an der Spitze eines kleinen Heeres, zu trotzen. Die Folge dieser falschen Berechnung war der Ueberfall, den Friedrichs Heer am 14. Oktober bei dem Dorfe Hochkirch litt. Doch Daun zog keinen Gewinn von dieser Ueberlistung. Denn nachdem der Prinz Heinrich, von Dresden aus, mit 7000 Mann und frischen Kriegsvorräthen am 21. Okt. zu seinem Bruder gestoßen war, brachen beide, nach drei Tagen, um 10 Uhr Abends in aller Stille auf, umgingen das Daunsche Lager über Ullerdorf, und langten glücklich in Görlitz an. Niemand konnte, von diesem Augenblicke an, dem Könige den Eintritt in Schlesien verwehren. Neiße wurde durch Friedrich entsetzt, während der Prinz Heinrich bei Landshut stehen blieb. Zur Vergeltung wollte Daun zwar, in Verbindung mit den Reichstruppen, die Preußen aus Sachsen verjagen; allein dieser Entwurf schlug fehl durch die Wachsamkeit der in Sachsen zurückgebliebenen Generale, von welchen Graf Dohna die Reichstruppen von Leipzig verjagte, Wedel Torgau von Haddiks Schaaren befreite, und General Fink Daun's großes Heer so lange aufhielt, als er konnte. Als Fink zurückgehen mußte, behauptete sich der Graf von Schmettau in Dresden durch das Abbrennen

der Vorstädte und durch die hinzugefügte Erklärung, er werde, anstatt sich zu ergeben, sich von Straße zu Straße vertheidigen, und sich, im äußersten Falle, unter den Trümmern des kurfürstlichen Schlosses begraben. So weit wollte Daun es nicht kommen lassen. Während er noch zögerte, rückte Friedrich von Schlesien her gegen ihn an; und dies bestimmte ihn zum Rückzuge nach Böhmen, wo er überwinterte. Friedrich traf den 20. Nov. in Dresden ein, vertraute seinem Bruder aufs Neue die Vertheidigung Sachsens, und ging darauf nach Breslau, wo er den nächsten Winter verlebte.

So endigte der Feldzug von 1758, trotz den Unfällen bei Olmütz und Hochkirch, zwar nicht minder ehrenvoll, als der vorhergegangene, doch mit dem Unterschiede, daß für ein so kleines Königreich, wie Preußen in diesen Zeiten war, die Ergänzung des Heeres schwieriger wurde, und daß der König sich zu Maßregeln genöthigt sah, die er unter günstigern Umständen vermieden haben würde. Dahin gehörten die Bedrückungen, die er, vom Jahre 1759 an, gegen seine Nachbarn ausübte; vorzüglich gegen die Herzoge von Mecklenburg, welche auf dem Reichstage zu Regensburg als seine Feinde aufgetreten waren. Aus dem Riesen, der, um seine Feinde zu zerschmettern, diese selbst in weiter Ferne aufsucht, war, nach so vielen mörderischen Schlachten, ein Atleth geworden, der die Geschicklichkeit zu Hülfe nimmt, um tödtlichen Streichen zu entgehen, oder um gegebene Blößen zu benutzen. Dies nun ins Auge fassend, vereinigten sich seine Feinde in einem Plan, der nichts Geringeres bezweckte, als seine Vernichtung. Durch eine Verbindung des russischen Heeres unter Sol-

tikow mit dem österreichischen Heere unter Laudon, sollte diese Vernichtung bewirkt werden.

Prinz Ferdinand von Braunschweig hatte seit dem Anfange des Jahres die Franzosen im Zaum gehalten, als die Russen von der Weichsel nach der Wartha und Oder vordrangen. Friedrich warf ihnen 20,000 Mann entgegen, welche unter dem Grafen Dohna aus Schwedisch-Pommern aufgebrochen waren. Da dieser General zaghaft zu Werke ging, so wurde er durch den General Wedel abgelöset, in dessen Entschlossenheit Friedrich größeres Vertrauen setzte. Wirklich fehlte es Wedeln nicht an Entschlossenheit; doch die Schlacht, welche er den Russen bei Palzig, unweit Züllichau, lieferte, endigte für ihn mit einer gänzlichen Niederlage, die sein Heer um 8000 Mann verminderte. Die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern war, von diesem Augenblick an, nicht zu verhindern. Sie erfolgte den 3. August bei Frankfurt an der Oder. Friedrich brach am 30. Juli aus seinem Lager bei Schmottseifen in Schlesien auf, die Hauptstadt seines Königreichs zu retten. Nach seiner Vereinigung mit den bei Palzig geschlagenen Truppen, hatte er ein Heer von etwa 40,000 Mann zu seiner Verfügung. Er führte es am 11. Aug. über die Oder. Seine Gegner (Soltikow und Laudon) hatten sich auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzt. Ihre Truppenmasse betrug wenigstens 60,000 Mann; und diese waren durch eine unübersehliche Menge schweren Geschützes gedeckt. Nichts desto weniger beschloß Friedrich, sie am nächsten Tage anzugreifen. Die Schlacht hob, am 12. Aug., einem sehr heißen Tage, gegen Mittag an. Größer

als je, war die Probe, auf welche die preußische Tapferkeit durch die Batterieen des Feindes gebracht wurde; allein sie bestand diese Probe. Nach einer blutigen Anstrengung von sechs Stunden, war der linke Flügel der Russen geworfen, und siebzig Kanonen befanden sich in den Händen der Preußen. Hätte Friedrich, nach dem Rathe der Generale Seidlitz und Fink, hier den Kampf abgebrochen, um abzuwarten, welchen Beschluß der russische Feldherr während der Nacht fassen würde: so wäre er höchst wahrscheinlich Sieger geblieben; denn die Oesterreicher hatten bisher keinen Antheil an der Schlacht genommen, und die Eifersucht der Russen konnte leicht zu einer Uebereilung verleiten. Doch Friedrich wollte nicht auf halben Wege stehen bleiben; und indem er, ohne genaue Kenntniß des Erdreichs, mit ermatteten Kriegern den Kampf gegen den rechten Flügel des feindlichen Heeres, welcher auf schwer zu erstürmenden Anhöhen postirt war, fortsetzte, erlitt er jene Niederlage, worin sich sein, in so vielen Gefahren erprobtes Heer in die elendeste Trümmer auflösete, und er selbst, nachdem zwei Pferde unter ihm gefallen waren, der Gefangenschaft nur dadurch entging, daß ein entschlossener Rittmeister, Namens Prittwitz, ihn halb mit Gewalt in Sicherheit brachte. Mehr, als jemals, gab sich der große König am Abend dieses Unglückstages verloren; nur daß er den Entschluß faßte, den Verlust seines Vaterlandes nicht zu überleben. Dieser verzweiflungsvolle Entschluß ward zur Quelle der Rettung für das Königreich. Am 13. Aug. Nachmittags, ging Friedrich mit denen, die sich um ihn her versammelt hatten — etwa 5000 Mann — über die Oder nach

Reitwein. Hier sammelte er den Rest der Flüchtlinge; hier zog er einige in der Nähe stehende Truppen an sich; hier verschaffte er sich frisches Geschütz von Berlin und Küstrin aus, und zog sich hierauf nach Fürstenwalde zurück, fest entschlossen, mit seiner kleinen Schaar den Feind zu erwarten, und für die Rettung der Hauptstadt sein Leben zu verbluten. Doch, gegen alle seine Erwartungen, ging Soltikow nicht nach Berlin. Die Forderung des russischen Oberfeldherrn war, daß Daun Verstärkungen senden sollte. Dieser war dazu erbötig. Kaum aber hatte er sich in Bewegung gesetzt, als Prinz Heinrich, Bruder des Königs, ihm in den Rücken fiel, und, durch die Zerstörung seiner Magazine in Böhmen, ihn zum Rückzuge dahin zwang. So wurde die Mark gerettet. Soltikow, von Daun verlassen, zog durch Niederschlesien nach Polen zurück, und Friedrich, der ihn bis nach Glogau gefolgt war, ließ ihn ungestört über die Oder gehen.

Inzwischen war das ganze Kurfürstenthum Sachsen in die Hände der Reichstruppen unter dem Herzoge von Zweibrücken gefallen; die Hauptstadt Dresden sogar, welche der Graf Schmettau am 4. Sept. mit Kapitulation übergeben hatte, um einen Schatz von 7 Millionen Thalern desto sicherer zu retten. Diesen großen, in seiner Lage schlechtweg unersetzlichen Verlust wieder einzubringen, begab sich Friedrich, sobald Schlesien von den Russen befreit war, selbst nach Sachsen. Torgau und Wittenberg waren durch den General Wunsch bereits wieder erobert, und Prinz Heinrich hatte den Feldmarschall Daun durch künstliche Wendungen nach Wilsdruf zurückgedrückt, als Friedrich am 13. Nov. im Lager bei Hirschstein anlangte.

Sein unerschütterlicher Vorsatz war, die Oesterreicher nach Böhmen zu verjagen. Zu diesem Endzweck mußte General Fink mit 15,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maxen vorgehen, um dem Feinde, der im Plauenschen Grunde lag, in den Rücken zu kommen. Vergeblich waren die Vorstellungen, welche dieser einsichtsvolle General dem Könige machte; er mußte gehorchen. Die Folge davon war, daß Fink, von allen Seiten eingeschlossen und angegriffen, nachdem er 4000 Mann eingebüßt hatte, sich mit dem Ueberrest auf Kapitulation ergeben mußte. Dieser Verlust blieb nicht der einzige; denn einige Tage später hatte General Diereke, der sich auf dem rechten Elbufer befand, dasselbe Schicksal mit 1400 Preußen, die er über den Strom zu setzen versuchte. Trotz diesen Unfällen behauptete sich Friedrich zwar in demjenigen Theile von Sachsen, in dessen Besitz er sich befand; doch immer nur dadurch, daß er, dem österreichischen Feldmarschall gegenüber, unter eisigen Zelten kampirte, bis eine unerträgliche Kälte ihn zwang, die Winterquartiere zu beziehen, und sein Hauptquartier in Freiburg aufzuschlagen, wo ihm der Prinz Ferdinand von Braunschweig mit 12,000 Mann, unter der Anführung des Erbprinzen von Braunschweig zu Hülfe kam.

Dieser ungeheure Kampf, dessen Ende am Schlusse des vierten Feldzuges noch gar nicht abzusehen war, diente im Grunde nur zur Vergrößerung Großbritanniens in allen Theilen des Erdballs. Die außerordentlichen Anstrengungen der Franzosen auf dem festen Lande, entzogen ihren Unternehmungen zur See so sehr alle Kraft, daß ihre außer-europäischen Besitzungen, eine nach der andern,

in die Hände der Engländer geriethen. Im Jahre 1756 hatten sich die Franzosen der Insel Minorka bemächtigt; doch von diesem Augenblick an, erlitten sie einen Verlust über den andern. In Ostindien büßten sie Chandernagor, Podichery, Mahe ein. An den Ufern des Senegal und auf den Küsten von Afrika verloren sie im Jahre 1758 alle ihre Niederlassungen; und in dem Zeitraum von 1756 bis 1760 bemächtigten sich die Engländer in Amerika nicht nur der Inseln Kap Breton und St. Jean, so wie der Forts und der Niederlassungen am Ohio, Quebecks und Kanada's, sondern auch der westindischen Inseln Guadelupe, Maria-galante, Dominika, Martenique, Granada, St. Vincent, St. Lucie und Tabajo. Derselbe Gedanke, welcher, seit Ludwigs des Vierzehnten Zeit, allen Kontinental-Kriegen zum Grunde gelegen hatte, wirkte noch immer fort; und dieser Gedanke hatte seine Wurzel einzig in einer falschen Anschauung vom Gelde: in einer Anschauung, nach welcher edlere Metalle allein den Reichthum der Völker ausmachten, nach welcher also der Handel, um einträglicher zu werden, nicht ausschließend genug seyn konnte. Es ist betrübend, eingestehen zu müssen, daß die Schicksale großer Länder, und selbst die Schicksale der ausgezeichnetsten Menschen, mit diesem durchaus falschen Gedanken in einem unzerstörbaren Zusammenhange standen; allein gab es denn jemals eine Zeit, wo der größere oder geringere Grad von vorhandener Aufklärung nicht die gesellschaftlichen Erscheinungen bestimmt hätte? Allerdings würde der siebenjährige Krieg mit allen seinen Schlachten und Zerstörungen unmöglich gewesen seyn, wenn, um die Zeit seines Ausbruchs, die Idee eines freien Han-

dels, als zuverlässigstes Vereinigungsmittel, in den Köpfen der Regierer irgend eine Herrschaft ausgeübt hätte; doch sollte, dem Entwickelungsgesetz oder dem Naturwillen zufolge, gerade dieser Krieg das Seinige zur Emporbringung jener Idee beitragen, und so durch die Leiden, welche er mit sich führte, künftigen Geschlechtern zu Statten kommen.

In der Natur der Sache lag, daß Frankreich, so lange es in dem Kurfürstenthum Hannover einen Kompensations-Gegenstand für verlorene Kolonieen und Niederlassungen zu erwerben hoffte, wo nicht die Seele, doch die Hauptstütze der Koalition wider Preußens König war. Wie vollständig nun auch das französische Heer den 1. Aug. 1759 bei Minden von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig geschlagen war: so kehrte es doch im Jahre 1760 zurück; und indem das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland fortdauerte, mußte Friedrich sich auf neue Anstrengungen zur Vertheidigung seines Königreichs gefaßt machen. Der Verlust mehrerer Provinzen, und die Erschöpfung der übrigen, zwangen ihn zur Wiederholung von Maßregeln, deren er gern überhoben gewesen wäre; und das Heer von 90,000 Mann, das er mit Mühe zusammenbrachte, reichte bei dem Allen nur aus, nicht vor der Zeit zu unterliegen. Auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, stand er, von Daun bewacht, in seinem festen Lager bei Schlettau im Meißnischen Kreise, als die Nachricht anlangte, daß Glatz von dem General Harsch eingeschlossen sei, und daß Fouquet, dem die Vertheidigung Schlesiens anvertraut war, daran verzweifelte, sein Lager bei Landshut gegen 30,000 Mann, unter Laudons An-

führung, zu behaupten. Jetzt überließ Friedrich die Vertheidigung Sachsens dem General Hülsen, überschritt die Elbe bei Zehren, durchzog, unter anhaltenden Scharmützeln mit Daun, die Lausitz, und erhielt zu Bauzen die Nachricht, daß Fouquet geschlagen und gefangen worden sei. Er kehrte nun sogleich um, und eilte nach Sachsen, um Dresden, das seit dem Sept. des abgewichenen Jahres in den Händen der Oesterreicher geblieben war, durch Ueberraschung zu nehmen. Als dies, trotz einer heftigen Beschießung mißlang, und Daun's Nähe die Fortsetzung der Belagerung verbot, brach er plötzlich wieder von Dresden auf, um den Fortschritten der Oesterreicher in Schlesien, wo inzwischen die Festung Glatz gefallen war, zu wehren. Daun zog ihm voran; Lasey folgte ihm, und wenn nicht beinahe täglich Scharmützel vorgefallen wären, so hätte man glauben müssen, alle drei Heere gehörten nur Einem Herrn. Noch schwieriger wurde des großen Königs Lage, als er glücklich in Schlesien angelangt war, und in der Gegend von Liegnitz sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Aufgabe war, nach Breslau und Schweidnitz vorzudringen, weil dort die Magazine waren. Indem nun Daun und Laudon mit ihren beiderseitigen Heeren dem Könige dahin die Wege verlegten, und auch der Feldmarschall Soltikow jenseits der Oder stand und nur aus Eifersucht gegen Daun zurückgehalten wurde, war Friedrich in Gefahr, das Schicksal Finks bei Maxen zu erleben. Wirklich entging er demselben nur dadurch, daß er, gleich einem Partheigänger, jede Nacht seine Stellung veränderte. Er hatte dies auch in der Nacht vom 14. zum 15. Aug. gethan, und sich auf den Anhöhen von

Pfaffendorf gelagert, als Laudon, um ihn in dem Lager bei Jeskendorf, wo die Wachtfeuer fortbrannten, zu überfallen, gegen ihn anrückte. Es war um zwei Uhr Morgens; aber das ganze preußische Heer, auf einen Ueberfall vorbereitet, befand sich in einem Nu unter den Waffen, sobald die Ankunft der Oesterreicher angekündigt war. Unter diesen Umständen war Laudon der Ueberraschte. Um kurz zu seyn: früh um 5 Uhr war der Sturm der Schlacht vorüber, und Laudon hatte in dieser kurzen Zeit 10,000 Mann (unter diesen 6000 Gefangene) und zwei und achtzig Kanonen eingebüßt. So hatten die österreichischen Generale das Gleiche für Hochkirch erhalten; für Friedrich aber war der Ausgang dieser Schlacht, nach achtzehn Monaten von lauter Unglücksfällen, das erste frohe Ereigniß.

Friedrich vereinigte sich hierauf mit seinem Bruder bei Neumarkt, um die Russen unter Soltikow anzugreifen. Da diese jedoch bereits über die Oder zurückgegangen waren, und Daun, welcher sich in die Gebirge zurückgezogen hatte, das Ansehn gewann, als wolle er den König von Schweidnitz abschneiden: so sah dieser sich genöthigt, der Richtung zu folgen, welche Daun ihm zu geben für gut befunden hatte. Friedrich lagerte mehrere Wochen dem österreichischen Heere gegenüber. Inzwischen war Sachsen den Reichstruppen gänzlich preis gegeben; unterstützt von dem regierenden Herzog von Würtemberg, verjagte der Herzog von Zweibrücken den preußischen General Hülsen aus Torgau und Wittenberg. Sachsens Verlust aber blieb nicht der einzige Unfall, der den König in dieser Periode traf. Mit Soltikow's Genehmigung gingen

20,000 Russen in Verbindung mit 15,000 Oesterreichern unter Tottleben und Lascy nach Berlin, das, von Widerstandsmitteln entblößt, am 4. Oktbr. seine Thore öffnete. Der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, verließ Friedrich sein Lager bei Dittmannsdorf. Er war bis Guben vorgerückt, als Tottleben und Lascy, nach einem achttägigen, mit mancherlei Zerstörungen verbundenen Aufenthalt in Berlin, auf die bloße Nachricht von Friedrichs Ankunft, sich trennten: jener um über die Oder zurück zu gehen; dieser, um sich nach Sachsen zu wenden, wo er sich dem Daunschen Heere anzuschließen gedachte. Friedrich ging über Lübben nach Dessau, um den in Magdeburg angehäuften Magazinen näher zu seyn. Seine Entwürfe gingen auf eine Wiedereroberung Sachsens. Diese war jedoch mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; denn, während Daun bei Torgau in einer höchst vortheilhaften Stellung lag, und die Reichstruppen den größten Theil von Sachsen inne hatten, standen die Russen an der Oder, bereit, wenn den König ein neuer Unfall treffen sollte, ihre Winterquartiere gemeinschaftlich mit den Oesterreichern in der Mark zu nehmen.

Nie war Friedrichs Lage bedenklicher gewesen. Gleichwohl konnte diese Lage nur dadurch verbessert werden, daß er das Aeußerste wagte. Nachdem er also die Reichstruppen aus Leipzig hatte vertreiben lassen, rückte er gegen Daun's vortheilhafte Stellung an. Die Wahrscheinlichkeit einer gänzlichen Niederlage war bei weitem größer, als die eines erträglichen Sieges. Die letztere beruhete auf dem Gelingen einer Umgehung des feindlichen Heeres. Während demnach der König über Neiden und Elsnig

das österreichische Heer von vorn angriff, mußte Ziethen demselben bei Siptitz und Groswitz in den Rücken dringen. Die Schlacht nahm am 3. Nov. Nachmittags um 2 Uhr ihren Anfang. Sie war eine von den blutigsten des ganzen Krieges; denn der Donner des österreichischen Geschützes schmetterte ganze Bataillone nieder. Den König selbst traf ein Streifschuß, dessen Wirkung nur durch Pelz und Sammtrock geschwächt wurde. Um kurz zu seyn: alle Angriffe des Königs waren vergeblich, und nur zwei Umstände entschieden zuletzt die Schlacht zum Vortheil der Preußen. Der eine war, daß Daun im Gefecht eine Wunde erhalten hatte, die ihn zur Fortsetzung des Oberbefehls unfähig machte; der andere, daß Ziethen, nach heftigen Anstrengungen, die Höhen von Siptitz um 8 Uhr Abends erreichte, und durch seine Erscheinung auf denselben die größte Verwirrung unter den Oesterreichern anrichtete. Die ganze Nacht hindurch blieb es zweifelhaft, wer den Sieg davon getragen habe; erst am folgenden Tage klärte der Rückzug der Oesterreicher von Torgau nach Dresden die Ungewißheit auf. Friedrich, jetzt wieder im Besitz eines großen Theils von Sachsen, nahm sein Hauptquartier in Leipzig, und der Schrecken seines Namens war noch immer groß genug, die Russen am Vorgehen nach der Mark zu hindern.

Inzwischen war Frankreich, nach den dreimal vergeblich wiederholten Anstrengungen, die es gemacht hatte, um in den Besitz des Kurfürstenthums Hannover zu kommen, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es den Kriegsstrudel erweitern müsse, wenn es England zur Zurückgabe der von ihm eroberten Kolonieen und Niederlassungen bewegen

wollte. Georg der Zweite war im Okt. des abgewichenen Jahres gestorben. Sein Nachfolger, Georg der Dritte, jung und unerfahren, befand sich unter der Leitung seines Oberhofmeisters Bute, von welchem sich annehmen ließ, daß er in kurzer Zeit die Stelle eines Premier-Ministers einnehmen werde. Diese Umstände auffassend, gerieth der Herzog von Choiseul, der an der Spitze des französischen Ministeriums stand, auf den Gedanken, einen Familien-Pakt zu Stande zu bringen, wodurch die sämmtlichen Zweige des Hauses Bourbon sich zu einer immerwährenden Allianz verbinden sollten, welche den Zweck hätte, England das Gleichgewicht zu halten. Allerdings war dies eine von den vielen unreifen Ideen, wodurch man sich im achtzehnten Jahrhundert vor der Aussicht auf einen ewigen Krieg zu beschützen gedachte; doch, indem die politische Aufklärung in allen europäischen Reichen dieselbe war, vertraute man ihr nur um so unbedingter. Die wahre Absicht des Herzogs von Choiseul ging auf eine Unterjochung Portugals, welche durch spanische und französische Truppen bewirkt werden sollte; er setzte voraus, daß England, welches Portugal, seit dem spanischen Erbfolgekriege, als eine seiner Provinzen betrachtete, nicht in diese Unterjochung willigen würde, woraus denn folgte, daß es, um dieselbe abzuwenden, entweder größere Anstrengungen, als bisher, machen, oder sich zum Frieden und zur Zurückgabe der auf Kosten Frankreichs eroberten Kolonieen bequemen werde.

Um seine Absicht desto sicherer zu erreichen, heuchelte das französische Kabinet eine Friedensliebe, die ihm nur allzu fremd war. Es kam dahin, daß Augsburg als der

Ort bezeichnet wurde, wo der Friedens-Kongreß anheben sollte. Alle Partheien beschickten diesen Kongreß, doch nur um sich gegenseitig zu täuschen, und ihre Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge mit größerer Sicherheit zu vollenden. England wollte den Familien-Pakt zerreißen, der seine Herrschaft zur See beschränken sollte; Oesterreich und Rußland glaubten, es bedürfe nur noch einer geringen Anstrengung, um den König von Preußen, nachdem mehrere Provinzen ihm entrissen, und Sachsen und Schlesien wenigstens zum Theil erobert waren, zur Unterwerfung unter ihre Bedingungen zu bringen. Nur Frankreich und Preußen fühlten, daß der Friede ihnen nothwendig sei; allein, wie hätten sie denselben erwarten können, da sie entschlossen waren, nichts zu verlieren?

Indem die Bündnisse dieselben blieben, ging für den Feldzug von 1761 der Plan der Gegner Friedrichs dahin, Schlesien um jeden Preis zu erobern, und dann in Berlin den Frieden zu diktiren. Die Eroberung Schlesiens nun sollte durch Laudon und den russischen Feldmarschall Buterlin, der an des erkrankten Soltikow's Stelle getreten war, vollendet werden; und damit das preußische Heer in Sachsen dem Heere in Schlesien nicht zu Hülfe kommen konnte, so sollte Daun dasselbe bei Dresden beschäftigen. Dies alles desto besser durchzuführen, waren zwei französische Heere unter Broglio und Soubise bestimmt, den Prinzen Ferdinand von Braunschweig zu erdrücken, damit er seinem nahen Verwandten nicht mehr, wie bisher, die Seite decken möchte. Man sieht, daß es darauf ankam, den König von Preußen auf die letzte entscheidende Probe zu bringen.

Friedrich überließ die Vertheidigung dessen, was er im Kurfürstenthum Sachsen besaß, seinem Bruder Heinrich, auf dessen Gewandtheit und Entschlossenheit er sich verlassen konnte. Er selbst begab sich nach Schlesien. Sein dortiges Heer bestand aus 50,000 Mann. Mit diesem dem vereinigten Heere der Russen und Oesterreicher, welche zusammen 130,000 Mann ins Feld gestellt hatten, zu widerstehen, war ein allzu gewagtes Unternehmen, als daß Friedrich nicht hätte auf ein ganz neues Rettungsmittel bedacht seyn sollen. Zwei Monate waren unter künstlichen Märschen und Manövern verstrichen, worin Laudon und der König sich gleichsam überboten, jener, die Russen an sich zu ziehen, dieser, die Vereinigung zu verhindern. Als nun diese den 12. Aug. bei Striegau zu Stande kam, zog sich Friedrich in das stark befestigte Lager von Bunzelwitz zurück, wodurch er sich gänzlich auf die Vertheidigung beschränkte. Ihn in diesem Lager anzugreifen, war im höchsten Grade gefährlich. Zwanzig Tage hielt der vereinigte Feind ihn eingeschlossen; da sich aber die beiden Oberbefehlshaber nicht darüber zu vereinigen vermochten, wer von ihnen den Hauptangriff machen sollte, so schieden sie zuletzt so auseinander, daß Buturlin, aus Mangel an Lebensmitteln, über die Oder zurückging, und bloß 20,000 Mann unter dem General Czernitschew bei Laudon zurück ließ. Damit nun Buturlin nicht nach der Mark vorgehen möchte, ließ Friedrich den General Platen mit 8000 Mann in Polen einbrechen und die russischen Magazine zerstören: ein Unternehmen, das über alle Erwartung gelang. Er selbst verließ sein befestigtes Lager, und schlug den Weg nach Neiße ein,

un-

unstreitig in keiner anderen Absicht, als die Oesterreicher in die Ebene zu locken und zu schlagen. Diese Absicht wurde so wenig erreicht, daß Laudon die Entfernung des Königs nur benutzte, um Schweidnitz zu überrumpeln, das sich nach kurzem Widerstande ergab. Von diesem Augenblicke an, mußte Friedrich den Gedanken, die Oesterreicher noch in diesem Jahre aus Schlesien zu vertreiben, gänzlich aufgeben. Um zu vertheidigen, was noch vertheidigt werden konnte, legte er den 10. Dez. sein Heer zwischen Brieg und Glogau in die Winterquartiere; doch war dies kaum geschehen, als er die Nachricht erhielt, daß Kolberg, nach langem Widerstande, aus Mangel an Lebensmitteln, sich an die Russen ergeben habe: ein unglückschwangeres Ereigniß, weil durch den Verlust dieser Hauptfestung eine halbe Provinz (Pommern) eingebüßt wurde, und sich folglich der Spielraum freier Bewegung für den König in eben dem Maße zusammenzog, worin seine Feinde ihm die Mittel zum Widerstande raubten, und am Mark des Landes sogen. Nur ein seltener Geistesmuth konnte den großen König unter diesen Umständen vor der Verzweiflung sichern; denn faßt man seine Lage schärfer ins Auge, so erhält man folgendes Bild: Außer dem Königreich Preußen war die Hälfte Pommerns an die Russen verloren gegangen, und während sich die westphälischen Provinzen in den Händen der Franzosen befanden, war das halbe Sachsen, so wie das halbe Schlesien, von den Oesterreichern erobert.

In dieser Lage nicht mit einem schimpflichen Frieden endigen, war um so schwieriger, weil England, von dem Minister Bute geleitet, dem Könige seinen Geldbeistand entzog.

Die Veranlassung dazu lag in der Ausdehnung, welche der Krieg durch den Familien-Pakt gewonnen hatte. Zwar hatte der König von Spanien, Karl der Dritte, sich darin nicht zu einer Theilnahme an dem Kriege, der zwischen Frankreich und England im Gange war, verpflichtet; doch die herrische Weise, womit der englische Hof auf die Mittheilung des Traktats drang, brachte eine Kriegserklärung von Seiten Spaniens zu Wege. Die Forderung der verbündeten Höfe war, daß der König von Portugal, Joseph der Erste, ihrem Bündniß beitreten sollte; und da dieser König sich mit Traktaten entschuldigte, welche ihm nicht erlaubten, die Parthei der Feinde Englands zu ergreifen: so erfolgte von Seiten Frankreichs und Spaniens die Erklärung, daß spanische Truppen in Portugal einrücken würden, um sich der Häfen dieses Reichs zu bemächtigen, und daß es auf den König ankomme, ob er sie als Freunde oder als Feinde empfangen wollte. Dies geschah zu einer Zeit, wo in Portugal, vermöge der im vorigen Kapitel beschriebenen Unfälle und inneren Unruhen, alles danieder lag, und jeder Widerstand schimärisch schien. Wirklich würde, ohne Englands Beistand, dies Königreich, trotz der leichten Vertheidigung, welche sein Erdreich gestattet, dem ersten, wider dasselbe gerichteten Stoße unterlegen haben. Doch England sandte ihm nicht bloß eine Flotte und Truppen zu Hülfe, sondern es sorgte auch für einen zuverläßigen Beweger der bewaffneten Macht. Dies war der Graf Wilhelm zur Lippe, der sich in Deutschland unter den Generalen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig einen Namen erworben hatte und nach einem unabhängigen Wirkungskreise strebte. Groß waren zwar die Schwie-

rigkeiten, welche der portugiesische Generalissimus zu überwinden hatte, um irgend einen kriegerischen Geist in den Portugiesen anzufachen; doch mit Hülfe der brittischen Truppen brachte er es dahin, daß Almeida der einzige Platz blieb, den die Spanier im Jahre 1762 eroberten. Dagegen nahmen die Engländer den Spaniern in Amerika, Havanna und die Insel Kuba, und in den indischen Gewässern, die Insel Manilla und die Philippinen.

Der auf diese Weise allgemeiner gewordene Krieg, schien neues Leben gewinnen zu müssen; und doch war er im Wesentlichen bereits beendigt, als jene Auftritte in Portugal, so wie in Amerika und in Ostindien, erfolgten.

Nichts führte sein Ende bestimmter herbei, als der Tod der russischen Kaiserin, welcher den 5. Jan. 1762 erfolgte. Ihr Nachfolger, Peter der Dritte, aus dem Hause Holstein-Gottorp, ein enthusiastischer Bewunderer Friedrichs des Zweiten, hatte kaum den Thron bestiegen, als er sich beeilte, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Dieser wurde den 16. März geschlossen; und auf ihn folgte am 15. Mai ein Friedens-Traktat, worin Rußland alle, während des Krieges in Preußen und Pommern gemachten Eroberungen zurück gab, und allen früher gegen Friedrich den Zweiten geschlossenen Allianzen entsagte. Der neue Kaiser ging sogar so weit, ein Heer von 20,000 Mann, unter der Anführung des Generals Czernitschew, zur Verfügung des Königs, von Polen nach Schlesien marschiren zu lassen, wo es sich von jetzt an, um die Vertreibung der Oesterreicher und um die Wiedereroberung von Schweidnitz handelte. Die nächste Folge dieser unerwarteten Begebenheit war, daß die schwedische

Regierung, des unrühmlichen Krieges müde, den 22. Mai, zu Hamburg, mit Friedrich dem Zweiten einen Frieden schloß, worin sich beide Theile jeder Entschädigung begaben.

Jetzt auf den Beistand Frankreichs und der deutschen Reichsfürsten zurückgebracht, hatte Maria Theresia sehr wenig Aussicht, den Kampf auf eine, für den Ruhm ihres Hauses vortheilhafte Weise zu beendigen. Schon traf Friedrich Anstalten zu einem entscheidenden Angriff auf das Daunsche Heer, das vor allen Dingen Schweidnitz vertheidigen sollte, als ein neuer Glückswechsel für ihn eintrat. Peter der Dritte, zerfallen mit seiner Gemahlin, zerfallen zugleich mit mehreren Großen von seiner nächsten Umgebung, ward das Opfer seiner Uebereilungen; und sein am 9. Juli bekannt gemachter Tod, wurde dem Könige zu einer Zeit hinterbracht, wo er im Begriffe stand, die Oesterreicher auf den Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf anzugreifen. Czernitschew, der diese traurige Botschaft brachte, fügte hinzu, er habe den Befehl, sich unverweilt nach Polen zurück zu begeben. Friedrichs Plan war hierdurch auf eine grausame Weise zerrissen. Dennoch erreichte er sein Ziel dadurch, daß er den russischen General beredete, den erhaltenen Befehl nur noch drei Tage geheim zu halten, bis der Angriff auf die Oesterreicher beendigt seyn würde, und diesen Angriff durch einen bloßen Aufmarsch zu unterstützen, um den österreichischen Oberfeldherrn glaublich zu machen, daß die Russen entschlossene Verbündete der Preußen wären. So wurde das Treffen bei Reichenbach eingeleitet und durchgeführt. Da Daun sich nach demselben tiefer ins Gebirge zurückzog, so hob sogleich die Belagerung von Schweidnitz

an, das sich, nach einem mehr als zweimonatlichen Widerstande, den 9. Okt. ergab. Von jetzt an war Friedrich in den Besitz von Schlesien zurückgetreten.

Nicht minder glücklich für Preußen war der Ausgang des siebenjährigen Krieges in Sachsen, wo der Prinz Heinrich dem österreichischen Feldmarschall Serbelloni und dem Prinzen von Stollberg, als Anführer der Reichsarmee, gegenüber stand. Mehrere kühne Unternehmungen waren von den preußischen Untergeneralen durchgeführt worden, als Prinz Heinrich am letzten Tage des Sept. ein Lager bei Freiberg bezog. General Haddik (der um diese Zeit den Oberbefehl über die Oesterreicher übernommen hatte) versuchte, ihn aus demselben zu vertreiben; und dies gelang nach einem zweimal wiederholten Angriffe am 19. Okt., der den Prinzen Heinrich nöthigte, sich nach Reichenbach zurück zu ziehen. Doch, verstärkt durch das Schmettausche Korps, kehrte der Prinz nach Freiburg zurück. Hier wurde am 4. November die letzte Schlacht geschlagen. Sie endigte mit einem vollständigen Sieg für die Preußen, nach welchem der Prinz von Stollberg über Altenburg hinaus verfolgt, General Haddik bis zu den Mauern Dresdens zurückgedrängt wurde. Die Reichsarmee lösete sich nunmehr gänzlich auf; und da inzwischen auch ein Friede zwischen England und Frankreich, zwar noch nicht zu Stande gebracht, aber doch eingeleitet war: so hielt Maria Theresia, in ihrer gänzlichen Vereinzelung, es für rathsam, zugleich ihren Ansprüchen auf Schlesien und ihrem Groll auf Friedrich den Zweiten zu entsagen. Den 24. Nov. langte Friedrich aus Schlesien in Sachsen an, schloß daselbst einen Waffenstillstand mit

Oesterreich, in welchem die Reichstruppen nicht begriffen wurden, und vertheilte hierauf seine Schaaren so, daß sie eine Kette von Thüringen an, durch Sachsen und die Lausitz, bis nach Schlesien bildeten.

Eine allgemeine Erschöpfung hatte den Frieden nothwendig gemacht. Ihn einzuleiten, sendete der Kurprinz von Sachsen den Geheimenrath Fritsch an den König von Preußen mit einem Schreiben, worin er, wie aus eigener Bewegung, die erste Anfrage wegen eines abzuschließenden Friedens that. Friedrichs aufrichtige Antwort war, daß er mit Vergnügen die Vorschläge der Kaiserin Königin anhören, und jede Bedingung eingehen werde, die zu einem billigen, ehrenvollen und dauerhaften Frieden führen könne. Das Jagdschloß Hubertsburg, zwischen Meißen und Wurzen gelegen, wurde hierauf zum Kongreß-Orte bestimmt, und schon im Dezember fanden sich daselbst die Abgeordneten Oesterreichs, Preußens und Sachsens ein. Um kurz zu seyn: indem Friedrich auf den vorigen Besitzstand drang, erreichte er, daß Maria Theresia ihm, nach einigen Zögerungen, die Grafschaft Glatz nebst der Festung Wesel und Geldern, zurückgab, wogegen der Kurfürst von Sachsen seine Staaten zurück erhielt, und der König von Preußen sich verbindlich machte, dem Erzherzog Joseph bei der bevorstehenden römischen Königswahl seine Stimme zu geben. Die Unterzeichnung des Friedensvertrages erfolgte den 15. Febr. 1763.

Fünf Tage früher war auch der Friedensschluß zwischen England und Portugal auf der einen, und Frankreich und Spanien auf der anderen Seite, zu Paris zu Stande gebracht worden. In diesem Frieden trat Frank-

reich Kanada mit den Inseln Kap-Breton, so wie mit den Inseln und Küsten des Lorenz-Meerbusens und Flusses, an England ab. Durch eine in der Mitte des Missisippi, von seiner Entstehung bis zu seiner Ausmündung, gezogenen Linie, wurde die Gränze zwischen beiden Nationen dergestalt bestimmt, daß alles, auf dem linken Ufer Gelegene an die Engländer abgetreten wurde, jedoch mit Ausnahme der Stadt Orleans, welche den Franzosen blieb. Diesen wurde zwar das Recht, an einem Theile der Küsten von Terre-neuve zu fischen, zugestanden; doch sollten sie die Inseln St. Pierre und Miquelon, welche ihnen zur Ausübung jenes Rechts eingeräumt wurden, nicht befestigen. In dem westindischen Archipelagus behielt England, nach Zurückstellung der Inseln Martinique, Guadeloupe, Marie-galante, Desirade und St. Lucie, die Insel Granada nebst den Granadillen, St. Vincent, Dominique und Tabago. An der afrikanischen Küste verlor Frankreich alle seine Niederlassungen, bis auf die Insel Gorea. In Ostindien erhielt es zwar alle Forts und Komptoire zurück, die es seit 1749 auf den Küsten von Koromandel, Orixa, Malabar und Bengalen besessen hatte; jedoch mit der Beschränkung, daß es in Bengalen keine Truppen halten sollte. Für diese Zugeständnisse gab Frankreich, außer der Insel Minorca, alle in Deutschland gemachte Eroberungen heraus. Dünkirchen blieb in dem Zustande, welcher durch den aachener Frieden festgestellt war. Der König von Spanien sah sich genöthigt, Florida, nebst dem Fort St. Augustin und der Bay Pensakola an England abzutreten, um das zurück zu erhalten, was er, im Laufe des Jahres 1761, in Amerika und in dem indischen Ozean

an diese Macht verloren hatte. Der König von Portugal erhielt die Kolonie San Sagramento, deren sich die Spanier bemächtigt hatten, zurück, und wurde übrigens in den Zustand zurück versetzt, worin er sich vor dem Kriege befunden hatte.

Zwischen Frankreich und Preußen wurde kein besonderer Friedensvertrag geschlossen, obgleich beide Mächte bei Roßbach und auf anderen Punkten mit einander gerungen hatten. Die einfache Ursache dieser Erscheinung war, daß Frankreich und Preußen nichts mit einander auszugleichen hatten, nachdem der Hubertsburger Friede zu Stande gekommen war. Sehr wahr und richtig bemerkte Friedrich auf dem roßbacher Schlachtfelde gegen die französische Kriegsgefangenen: „er könne sich noch immer nicht gewöhnen, die Franzosen als seine Feinde zu betrachten.“ Wirklich waren sie dies nur in einem sehr untergeordneten Sinne des Wortes. Genöthigt, Kompensations-Gegenstände für verlorene Kolonieen und Niederlassungen zu suchen, hatte Frankreich sich mit Oesterreich und Rußland zu keinem anderen Zwecke verbündet, als, um durch den König von Preußen weniger an der Eroberung des Kurfürstenthums Hannover verhindert zu werden; kein anderer Gedanke, kein anderes Gefühl war gegen Preußen im Spiele.

Je schärfer man also die Begebenheiten dieses verhängnißvollen Krieges ins Auge faßt, desto sicherer gelangt man zu der Entdeckung, daß es eigentlich zwei Kriege waren, welche sich mit einander verketteten, ohne, hinsichtlich ihrer Prinzipe, das Mindeste mit einander gemein zu haben. Der eine von diesen Kriegen ging von England

gegen Frankreich, und sein Zweck war kein anderer, als auf Kosten Frankreichs Handelsvortheile zu gewinnen, von welchen man in diesen Zeiten annahm, daß sie, um vollkommen zu seyn, nicht einseitig genug seyn könnten; mit Einem Worte: hier verfuhr man nach den Grundsätzen des Merkantil-Systems, das Gold und Silber für absolute Kräfte hält, deren Anhäufung über die Wohlfahrt der Nationen entscheidet. Der andere von diesen Kriegen ging von Oesterreich und Rußland gegen Preußen, und in ihm handelte es sich um nichts weiter, als um persönliche Genugthuungen, d. h. um Rache. Frankreich und Preußen waren also die Theile der europäischen Welt, welche der Unterdrückung gleich bloßgestellt waren, und welche sich, aus eben diesem Grunde, hätten verbünden sollen. Daß dies nicht geschah, lag in der Unvollkommenheit der Gleichgewichts-Idee, welche sich mit allen politischen Kombinationen vertrug, weil sie alles wahrhaft Sittliche von sich ausschloß.

Uebrigens kann man den Pariser Frieden, als die Epoche betrachten, mit welcher Frankreichs Verfall anhob. Die Beschränkungen, welche es sich gefallen lassen mußte, verbunden mit dem Opfer, das es darbrachte, um Spanien für seinen Verlust zu entschädigen *), ver-

*) Dies Opfer bestand in der Kolonie Neu-Orleans nebst Luisiana, welche Frankreich, vermöge einer geheimen Konvention, an Spanien an eben dem Tage abtrat, wo der Präliminar-Traktat von Fontainebleau, durch welchen England Florida bekam, abgeschlossen wurde (3. Nov. 1762). Späterhin fiel Luisiana an Frankreich zurück; nämlich durch den Traktat, den Frankreich am 1. Okt. 1801 mit Spanien zu San Ildefonso schloß; aber nach einem kurzen Besitz von etwa anderthalb Jahren, kam eben dies Land an die

minderten seine Kraft in eben dem Maße, worin diese hätte zunehmen müssen, wenn sein Ansehn gesichert bleiben sollte. Während sich England durch den Pariser Frieden die Bahn zu den großen Erwerbungen gebrochen hatte, welche es, unmittelbar nach demselben, Schlag auf Schlag in Ostindien machte, sank Frankreich zu einem bloßen Zuschauer der europäischen Begebenheiten herab, glücklich, daß es stark genug geblieben war, um den Anforderungen zu neuen Anstrengungen widerstehen zu können.

Andere und bessere Folgen hatte der hubertsburger Frieden für Preußen. Wie sehr auch einzelne Provinzen dieses Königreichs durch die Zerstörungen dieses Krieges gelitten haben mochten: so bedurfte es doch nur eines zehnjährigen Friedens, um unter einem so rastlos thätigen König, wie Friedrich der Zweite war, auch die letzte Spur des Elendes zu verwischen und ein neues kraftvolles Staatsleben vorzubereiten. Preußen hatte dem Frieden keine Opfer gebracht; und da der Staat von jeder Schuldenlast frei geblieben war, so hatte er auch seine volle Beweglichkeit behalten.

Gerade hierin war die bedeutende Rolle gegründet, welche Friedrich während des Ueberrestes seiner Regierung in Europa spielte.

Vereinigten Staaten von Nordamerika, bei welchen es seit dem Jahre 1803 geblieben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Grafen von St. Simon.

Vierter Artikel.

Im Oktober des Jahres 1814 gab St. Simon seine erste politische Schrift heraus, unter dem Titel: Reorganisation der europäischen Gesellschaft. Diese Arbeit war in den Denkwürdigkeiten über die Wissenschaft des Menschen angekündigt, und vor der Restauration vollständig entworfen worden. In den Formen des Werks und in der Polemik, die es nothwendig in sich schloß, brachte jene Revolution in der Politik der Regierungen allerdings einige Abänderungen zu Wege; doch die Fundamental-Ideen waren dieselben geblieben. Wie hätte es bekannt werden mögen, ohne eine starke Wirkung hervorzubringen! Die Neuheit und die Größe der Gedanken, die ureigene und gründliche Analyse der parlementarischen Verfassung, und die Kühnheit der Kritik trugen gleichviel bei, um den Erfolg eines Werkes zu sichern, das, nichts destoweniger, Sätze enthielt, welche wohl geeignet waren, den größten Theil der Leser in Schrecken zu setzen.

St. Simon betrachtete um diese Zeit, wie wir bereits in unserm letzten Artikel über ihn bemerkt haben, die englische Konstitution als das vollkommenste Resultat, zu welchem sich die gesellschaftliche Organisation erheben könnte; und eben deßwegen sah er Fortschritte nur in der Vervollkommnung dieser Verfassung, und in der Annahme, die

sie, nach und nach, bei allen europäischen Völkern fände. Diese Meinung, welche St. Simon damals zu begründen suchte, ist noch gegenwärtig beinahe der höchste Punkt für beinah' alle Kombinationen der Publizisten.

Im fortgesetzten Nachdenken über die Natur der Vervollkommnungen, deren die parlementarische Verfassung fähig wäre, gelangte St. Simon im Jahre 1817 dahin, ihren wahren Charakter zu fixiren, welcher darin besteht, daß sie eine Uebergangs- oder Zwischenverfassung ist, nämlich zwischen dem feudalen und dem industriellen Zustande.

Außerdem war die, in der Reorganisation der europäischen Gesellschaft abgehandelte große Frage bei weitem mehr die, welche der Titel in seiner höchsten Allgemeinheit ausspricht, als die untergeordnete Frage von der Form der speziellen Organisationen.

St. Simon stellte die Nothwendigkeit einer politischen Institution fest, welche allen europäischen Völkern gemein wäre, und, nach einer verhältnißmäßigen Skala, eine Kombination von Gewalten darböte, welche ähnlich wäre derjenigen, die in den besonderen Organisationen der verschiedenen Mitglieder der europäischen Konföderation vorhanden seyn würde. Die brittische Parlementar-Verfassung, verstärkt durch Betriebsamkeits-Elemente, war die Grundlage der besonderen und der allgemeinen Konstitutionen. Das europäische Parlement sollte sich beschäftigen mit den allgemeinen Angelegenheiten des gesammten Europa: es sollte die Ausführung großer Kanalisationen, so wie allgemeiner Kolonisationen über den ganzen Erdball hin, vorschlagen und leiten; es sollte schiedsrichterlich über alle Zwistigkeiten entscheiden, die sich, unter den vergesellschafteten Völkern, erheben

könnten; es sollte, vor allen Dingen, den öffentlichen Unterricht organisiren und beaufsichtigen, und zwar die unbeschränkte Freiheit der Gewissen verkündigen, aber nichts desto weniger alle die Religionen verdrängen, deren Prinzipe dem von ihm eingeführten großen Moral-Kodex entgegen seyn würden.

Bis dahin konnte man die Ansichten des Verfassers gut heißen; denn, was er vorschlug lief im Grunde hinaus auf die Einführung einer bundesmäßigen Verfassung für das alte Festland, ähnlich der Verfassung der vereinigten Staaten, jedoch thatkräftiger und wissenschaftlicher, als diese.

Historisch wies der Verfasser die Nothwendigkeit des Bandes nach, das für Europa durch die Kirchenverbesserung zerstört war; und an die Stelle des, durch den westphälischen Frieden herbeigeführten Gleichgewichts wollte er eine politische Assoziation bringen, deren Organisation gleich seyn sollte der Organisation der am meisten zivilisirten Völker. Allein die außerordentlichste Idee des Buches — zugleich diejenige, welche dem Verfasser in dem Urtheile sehr Vieler schadete — bezog sich auf eine offene und feste Verbindung zwischen England und Frankreich: eine Verbindung, welche St. Simon als den allerwichtigsten Schritt betrachtete, der in der allgemeinen Politik gethan werden könnte. Da die Engländer und die Franzosen die Prinzipe der parlementarischen Verfassung bereits angenommen hätten: so sollten sie, als die beiden in der Zivilisation am meisten vorgerückten Völker, unter einander den Anfang machen mit dieser Konföderation, zu welcher der Verfasser den allgemeinen Plan entworfen

hatte, zugleich aber auch alle ihre Bemühungen dahin richten, die übrigen Völker Europa's allmählig zu sich hinüber zu ziehen.

In unseren Tagen hat der alte National-Haß sehr viel von seiner Stärke verloren: England und Frankreich haben, seit ungefähr zwölf Jahren, ihre bezügliche Lage weit richtiger beurtheilt, als früher. Die brittische Politik hat, in einem hohen Maße, die Verbesserung erfahren, welche St. Simon in seinem Werke vorhersagte: sie hat den engen Kreis alter Diplomatie verlassen, und strebt dahin, sich auf wahrhaft volksthümlichen Grundlagen festzustellen. Auf der anderen Seite findet man in unseren Tagen bei weitem mehr Leute, welche, ohne das allgemeinste Ziel einer Verbindung zwischen den beiden Ländern zu fassen, wenigstens den Vortheil dieser Verbindung im Großen begreifen, und jede Kontinental-Kombination, aus welcher ein Krieg zwischen England und Frankreich entstehen könnte, für das größte Unglück halten würden. Doch im Jahre 1814, beim Austritt aus einem zwanzigjährigen Kriege mit England, und während der Besetzung des französischen Gebiets mit brittischen Soldaten, empörten St. Simons Wünsche die Mehrheit seiner Leser; und wir kennen mehr als einen schätzenswerthen Kaufmann, der ihm dies Verbrechen verletzter Nationalität nicht verzeihen konnte.

Wir billigen keinesweges alle Vollziehungseinzelnheiten, welche St. Simon vorschlug, um zu diesem Ergebnisse zu gelangen; und wir haben keinen Grund, einen Plan zu vertheidigen, den unser Philosoph an Ideen über gesellschaftliche Organisation knüpfte, über welche er sich

in der Folge so weit erhoben hat. Bei dem Allen scheint uns der Gedanke einer künftigen Verbündung zwischen England und Frankreich — einer Verbündung, aus welcher für Europa nicht nur die wirksamsten Mittel zur Vervollkommnung seiner Organisation, sondern auch die Aufrechterhaltung eines allgemeinen Friedenszustandes hervorgehen würde — dieser Gedanke scheint uns bewundernswürdig richtig und vorschauend zu seyn.

St. Simon, der ihn erzeugt hatte, hielt fest an ihm, und hat ihn immer als den ersten wichtigen Schritt der äußeren Politik, nach der Rekonstitution der allgemeinen Grundsätze, dargestellt.

Wir folgen jetzt den Fortschritten der politischen Ideen St. Simons nach der Betriebsamkeitslehre zu, indem wir die Reihe seiner Bekanntmachungen prüfen. Ehe wir jedoch die Reorganisation der europäischen Gesellschaft verlassen, halten wir es für angemessen, einige Stellen daraus anzuführen, deren hauptsächlich philosophischer Werth keine Veränderung erleiden dürfte.

Er sagt:

„Besondere Konföderationen und Koalitionen entgegengesetzten Vortheils, werden Europa zurückstürzen in den traurigen Zustand des Krieges, aus welchem es sich hervorzuarbeiten versucht hat. Dies ist etwas, das die Folgezeit noch mehr ins Licht stellen wird; etwas, das weder durch guten Geist, noch durch Weisheit, noch durch Friedensliebe abgewendet werden kann. Häuft Kongresse auf Kongresse, vervielfältigt die Verträge, die Konventionen, die Ausgleichungen: alles, was ihr thun könnt wird nur auf Krieg abzwecken; ihr werdet ihn nicht

vertilgen; ihr könnt höchstens den Kriegsschauplatz verändern."

„Und doch klärt der geringe Erfolg dieser Arten von Mitteln Niemanden über ihre Kraftlosigkeit auf. Es giebt in der Politik ein Herkommen, von welchem man sich nicht zu entfernen wagt, obgleich die Erfahrung uns von allen Seiten zuruft, daß wir die Methode verändern müssen. Man hält sich bei weitem mehr an der Stärke des Uebels, als an der Schwäche der Heilmittel; und man fährt fort, sich unter einander zu würgen, ohne zu wissen, wann das Gemetzel endigen wird, ja ohne die Hoffnung, es je beendigt zu sehen."

„Europa befindet sich in einem gewaltsamen Zustande; alle wissen es, alle sagen es. Allein dieser Zustand — worin besteht er? Woher rührt er? Ist er immer da gewesen? Ist es möglich, daß er je aufhöre? Alle diese Fragen bleiben unbeantwortet."

„Mit den politischen Banden verhält es sich nicht anders, als mit den gesellschaftlichen Banden: nur durch gleiche, oder beinahe gleiche Mittel, läßt sich die Festigkeit der einen und der andern sichern. Für jede Volksvereinigung bedarf es, wie für jede Menschenvereinigung, gemeinschaftlicher Institutionen, bedarf es einer Organisation; und fehlt es daran, so entscheidet sich alles durch die Stärke."

„Wollen, daß Europa durch Traktate und Kongresse in dem Zustande des Friedens verbleibe, heißt wollen, daß eine Gesellschaft durch Uebereinkünfte und Verträge bestehe: auf beiden Seiten bedarf es einer zwingenden Gewalt, welche die Willen vereinigt, die Bewegungen leitet,

die

die Angelegenheiten gemeinschaftlich, die Verpflichtungen fest und sicher macht."

„Wir tragen eine stolze Verachtung für die Jahrhunderte zur Schau, die man das Mittelalter nennt; wir sehen in ihnen nur eine Zeit dumpfer Barbarei, grober Unwissenheit, ekelhaften Aberglaubens; und darüber entgeht uns, daß dies die einzige Zeit war, wo Europa's politisches System auf seiner wahren Grundlage, auf einer allgemeinen Organisation, ruhete."

„Kaum hatte Luthers Kirchenverbesserung die politische Macht der Geistlichkeit zum Falle gebracht, als Karl der Fünfte den Gedanken einer allgemeinen Herrschaft faßte — einen Gedanken, den Philipp der Zweite, Ludwig der Vierzehnte, Napoleon und die Engländer wieder aufgenommen haben — und als sich die Religions-Kriege erhoben, welche durch den dreißigjährigen Krieg, den längsten, den es je gegeben hat, beendigt wurden."

„Ungeachtet so vieler und so auffallender Beispiele, ist das Vorurtheil so stark geblieben, daß die größten Talente nichts über dasselbe vermocht haben. Alle datiren das politische System Europa's erst vom sechzehnten Jahrhundert; alle haben den westphälischen Frieden als das wahre Fundament dieses Systems betrachtet. Und doch braucht man nur die Begebenheiten der drei letzten Jahrhunderte zu prüfen, um einzusehen, daß das Gleichgewicht der Mächte die allerunrichtigste Kombination ist, die gemacht werden konnte, weil der Friede ihr Zweck war, sie aber nur Kriege — und welche! — hervorgebracht hat."

„Nur zwei Männer haben das Uebel erkannt und Heilmittel in Vorschlag gebracht: Heinrich der Vierte und

der Abbé von St. Pierre. Doch der eine starb, ehe er seinen Entwurf zur Ausführung gebracht hatte, der nach seinem Tode in Vergessenheit gerieth; der andere wurde als ein Visionär behandelt, weil er mehr versprochen hatte, als er geben konnte."

„Ganz zuverlässig ist der Gedanke, alle europäische Völker durch eine politische Institution zu vereinigen, keine Vision; denn sechs Jahrhunderte hindurch ist eine solche Ordnung der Dinge wirklich da gewesen; und sechs Jahrhunderte hindurch waren die Kriege weit seltener und minder furchtbar."

„Hierauf läßt sich das Projekt des Abbé von St. Pierre zurückführen, wenn man es entkleidet hat von der riesenmäßigen Zuthat, wodurch es lächerlich geworden ist: durch eine, allen Völkern Europa's gemeine Bundesregierung hatte er gehofft, seinen ewigen Frieden auf diesem Erdtheile vorherrschend machen zu können."

„Wie chimärisch in ihren Ergebnissen, wie unvollkommen und fehlerhaft sogar diese Kombination auch von Natur seyn möge: so ist sie doch der stärkste Gedanke, der seit dem funfzehnten Jahrhundert gedacht worden ist. Und dies rührt daher, daß man nur durch anhaltende Versuche und oft unfruchtbare Bemühungen zum Guten gelangt, und daß der, welcher zuerst einen Gedanken faßt, ihm selten die Nettigkeit und Bestimmtheit zu geben versteht, den er immer durch die Zeit erwirbt."

„Die erste Wirkung der Konstitution des Abbé von St. Pierre — ihre Möglichkeit vorausgesetzt — war, daß sie in Europa die Ordnung der Dinge erhielt, welche um die Zeit ihrer Einführung bestand; von da an wurden

die noch übrig gebliebenen Reste der Feudalität unzerstörbar. Noch mehr: diese Konstitution begünstigte den Mißbrauch der Gewalt, indem sie die Macht der Suveräne den Völkern furchtbar machte, und diesen jedes Mittel wider die Tyrannei entzog. Mit Einem Worte: diese Organisation sollte nichts weiter seyn, als eine gegenseitige Garantie der Fürsten zur Erhaltung der willkürlichen Gewalt *).“

„Man hat den Hebel gebraucht, ohne daß man erklären konnte, was ein Hebel sei. Es hat Volks-Organisationen, es hat politische Organisationen gegeben, ehe man wußte, was Organisation ist. In der Politik, wie in jeder Art der Wissenschaft, hat man gethan, was geschehen mußte, ehe man wissen konnte, weßhalb es geschehen mußte; und wenn alsdann die Theorie nach der Praxis eintrat, ist das, was man gedacht hat, nicht selten zurück geblieben hinter dem, was man auf gut Glück vollbracht hatte.“

„So hat es sich auch bei dieser Gelegenheit gefügt; Europa's Organisation, so wie sie im vierzehnten Jahrhunderte war, steht weit über dem Projekt des Abbé von St. Pierre.“

*) Es ist merkwürdig, daß in demselben Augenblick, wo St. Simon über die Reorganisation der europäischen Gesellschaft schrieb und die Unzulänglichkeit der Ideen des Abbé St. Pierre in's Licht stellte, Europa's Suveräne auf die heilige Allianz bedacht waren. Sie ist unstreitig von allen politischen Kombinationen, welche seit dem westphälischen Frieden auf die Bahn gebracht worden sind, bei weitem die größte und achtungswertheste. Allein wie könnte man sich dagegen verblenden, daß sie beinahe gänzlich nach dem Plane des Abbé von St. Pierre gemodelt worden ist?

„Jede politische Organisation hat, wie jede gesellschaftliche Organisation, ihre Fundamental-Prinzipe, die ihr Wesen ausmachen, und ohne welche sie weder bestehen, noch die Wirkungen hervorbringen kann, die man von ihr erwartet."

„Die Prinzipe, auf welche die päpstliche Organisation gegründet war, sind von dem Abbé von St. Pierre gänzlich verkannt worden."

„Man kann sie auf vier zurückführen:"

„1) Jede politische Organisation, welche den Endzweck hat, mehrere Völker zu vereinigen, ohne der National-Unabhängigkeit Abbruch zu thun, muß systematisch gleichartig seyn, d. h. alle Institutionen müssen in ihr Folgerungen eines einzigen Gedankens seyn, und folglich muß die Regierung, in allen ihren Abstufungen, eine gleiche Form haben."

„2) Die allgemeine Regierung muß durchaus unabhängig seyn von den National-Regierungen."

„3) Die, welche die allgemeine Regierung bilden, müssen, vermöge ihrer Stellung, im Stande seyn, allgemeine Ansichten zu haben, um sich speziell mit den allgemeinen Angelegenheiten zu beschäftigen."

„4) Sie müssen stark seyn durch eine Macht, die nur ihnen beiwohnt, und die einer fremden Macht durchaus nichts verdankt. Diese Macht ist die öffentliche Meinung."

Nun stellt St. Simon Untersuchungen an über die beste Konstitution, oder vielmehr über die beste Art der Erörterung der gesellschaftlichen Angelegenheiten. Er erforscht bei weitem sorgfältiger, wie die politischen Fragen

gelöset werden müssen, als die zweite Frage, durch wen sie gelöset werden sollen. Im Nachdenken über diesen zweiten Gesichtspunkt, welcher allgemeiner ist, als der erste, entdeckte er sein Betriebsamkeits-System.

„Alle Wissenschaften, sagt er, von welcher Art sie auch seyn mögen, sind nichts weiter, als eine Folge zu lösender Aufgaben, zu beantwortender Fragen; sie unterscheiden sich von einander nur durch die Beschaffenheit dieser Fragen. Die Methode also, die man auf einige derselben anwendet, muß schon deßhalb für alle passen, weil sie für einige von ihnen paßt; denn diese Methode ist, als Werkzeug, ganz unabhängig von den Gegenständen, auf welche man sie anwendet, und verändert die Beschaffenheit derselben so viel als gar nicht."

„Noch mehr: gerade von der Anwendung dieser Methode erhält jede Wissenschaft ihre Gewißheit: durch sie wird sie positiv, durch sie hört sie auf, konjektural zu seyn; und so etwas geschieht erst nach Jahrhunderten von Unbestimmtheit, Irrthümern und Ungewißheiten."

„Bisher ist die Methode der Beobachtungswissenschaften nicht angewendet worden auf politische Fragen; jeder hat seine Art zu sehen und zu raisonniren auf dieselben übergetragen, und daher ist es gekommen, daß es in ihren Auflösungen bisher noch keine Bestimmtheit, und in ihren Resultaten keine Allgemeinheit gab."

„Inzwischen ist der Zeitpunkt da, wo diese Kindheit der Wissenschaft aufhören muß; und wahrlich, es ist wünschenswerth, daß sie aufhöre: denn aus den Dunkelheiten der Politik erwachsen die Störungen der gesellschaftlichen Ordnung."

„Welches ist die möglich beste Konstitution?“

„Versteht man unter Konstitution irgend ein System gesellschaftlicher Ordnung, das auf gemeinsames Wohlseyn abzweckt: so wird die beste diejenige seyn, worin die Institutionen so organisirt, die Gewalten so geordnet sind, daß jede Frage öffentlichen Nutzens auf das Gründlichste und Vollständigste verhandelt wird.“

„Nun aber muß jede Frage öffentlichen Nutzens schon dadurch, daß es eine Frage ist, sich durch dieselben Mittel lösen lassen, wodurch alle übrigen Fragen, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, gelöset werden.“

„Um aber eine Frage, welcher Ordnung diese auch seyn möge, zu lösen, bietet die Logik uns zwei Methoden, oder vielmehr eine einzige Methode dar, welche zwei Operationen in sich begreift: die Synthesis und die Analysis. Durch die erste umfaßt man das Ganze der zu prüfenden Sache, oder man erforscht sie a priori; durch die zweite löst man sie in ihre Bestandtheile auf, um sie nach ihren Einzelnheiten zu beobachten, oder man erforscht sie a posteriori.“

„Dies vorausgeschickt, behaupte ich, die beste Konstitution sei diejenige, worin jede Frage öffentlichen Nutzens immer, nach einander, a priori und a posteriori geprüft wird.“

„Nun aber heißt, in einer Gesellschaft die Fragen öffentlichen Nutzens nach einander a priori und a posteriori untersuchen, nichts weiter, als sie nach einander in Beziehung auf den allgemeinen und den besonderen Vortheil Derer untersuchen, welche die Gesellschaft bilden.“

„Es bleibt demnach nur übrig, zu erforschen, durch welchen Kunstgriff man eine Konstitution dergestalt organisiren kann, daß jede Frage öffentlichen Nutzens so geprüft werde, wie ich es angegeben habe.“

„Die erste dazu erforderliche Vorrichtung besteht darin, daß man zwei von einander verschiedene Gewalten bilde, welche so konstituirt sind, daß die eine den Beruf fühlt, die Dinge aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Nutzens der Nation, die andere, sie aus dem Gesichtspunkt des besonderen Nutzens der Individuen zu betrachten, welche die Nation ausmachen.“

„Die erste Gewalt nenne ich **Gewalt der allgemeinen Angelegenheiten**; die zweite, **Gewalt der besonderen oder Lokal-Angelegenheiten**.“

Von diesen Prinzipen macht hierauf der Verfasser die Anwendung auf die brittische Konstitution und auf die Zusammensetzung des europäischen Parlements. Und da sieht man ihn auf die Zulassung der **Produzenten** zu den politischen Rechten dringen. Er drückt sich darüber in folgender Weise aus:

„Wer in irgend einem Lande geboren und Bürger irgend eines Staats ist, nimmt, vermöge seiner Erziehung, vermöge seiner Verhältnisse und vermöge der Beispiele, welche ihm dargeboten werden, gewisse, mehr oder minder tiefe Gewohnheiten an, seinen Gesichtskreis über die Gränzen seines persönlichen Wohlseyns auszudehnen, und seinen Privat-Vortheil mit dem Vortheil der Nation zu verschmelzen, deren Mitglied er ist.“

„Aus dieser, zu einem Gefühl verstärkten Gewohnheit entspringt die Neigung, seine Angelegenheiten zu verallge-

meinern, d. h. sie immer in einer gemeinschaftlichen Angelegenheit eingeschlossen zu sehen. Diese Neigung, die bisweilen schwach wird, aber sich nie ganz verliert, ist das, was man Patriotismus nennt."

„In jeder nationalen Regierung, wenn sie gut ist, verwandelt sich der Patriotismus, den jedes Individuum von dem Augenblicke an in sich trägt, wo es Mitglied derselben geworden ist, in Gemeingeist oder Gemeinwillen, weil das nothwendige Attribut einer guten Regierung darin besteht, daß der Vortheil der Regierung auch der Vortheil der Nation sei."

„Dieser Gemeinwille ist die Seele der Regierung, und bewirkt, als solche, daß alle ihre Handlungen einige, und alle ihre Bewegungen übereinstimmige sind, daß alles nach demselben Ziele hinstrebt, alles von derselben Triebfeder geleitet wird."

„Mit der europäischen Regierung verhält es sich gerade, wie mit den National-Regierungen; sie kann kein Leben haben ohne einen Willen, der allen ihren Gliedern gemein ist."

„Der Gemeinwille nun, welcher, in einer National-Regierung, aus dem National-Patriotismus entspringt, kann in der europäischen Regierung nur hervorgehen aus einer größeren Allgemeinheit der Ansichten, aus einem erweiterten Gefühle, das man europäischen Patriotismus nennen kann."

„Die Nothwendigkeit selbst bringt demnach mit sich, zu der Deputirten-Kammer des europäischen Parlements, d. h. zu einer von den beiden thätigen Gewalten der europäischen Konstitution, nur Solche hinzu zu lassen, die,

vermöge ausgedehnter Beziehungen, vermöge solcher Gewohnungen, welche über den Kreis der Geburtslands-Gewohnungen hinausgehen, und endlich vermöge solcher Arbeiten, deren Nützlichkeit sich nicht auf National-Gebräuche beschränkt, und sich über alle Völker ausdehnt, am meisten fähig sind, sich zu der Allgemeinheit der Ansichten zu erheben, die der Gemeingeist, und zu dem allgemeinen Interesse, das das Gemein-Interesse des europäischen Parlements seyn soll."

„Nur Kaufleute, Gelehrte, obrigkeitliche Personen und Administratoren dürfen berufen werden, die Deputirten-Kammer des großen Parlements zu bilden."

„Und in der That, alles, was für die europäische Gesellschaft gemeinschaftliches Interesse ist, kann bezogen werden auf die Wissenschaften, die Künste, die Gesetzgebung, den Handel, die Verwaltung, die Betriebsamkeit."

Was die Bestimmung dieses europäischen Parlements betrifft, so entwickelt St. Simon sie in folgenden Ausdrücken:

„Jede Frage allgemeinen Nutzens, so weit er die europäische Gesellschaft berührt, wird vor das große Parlement gebracht und von demselben geprüft und aufgelöset. Es ist der alleinige Richter in allen Streitigkeiten, welche sich unter den Regierungen erheben können."

„Wenn irgend ein Theil der europäischen Bevölkerung, der irgend einer Regierung unterworfen ist, ein Volk für sich bilden, oder auch in die Jurisdiktion einer fremden Regierung eintreten wollte: so ist es die Sache des europäischen Parlements, darüber zu entscheiden. Ent-

scheiden aber würde es nicht zum Vortheil der Regierungen, wohl aber zum Vortheil der Völker, wobei ihm die mög-lich-beste Organisation der europäischen Verbündung immer als Ziel vorschweben müßte."

„Alle Unternehmungen allgemeiner Nützlichkeit für die europäische Gesellschaft würden von dem großen Parlement geleitet werden; und so würde es z. B. die Donau mit dem Rhein, und diesen mit dem baltischen Meere verbinden."

„Ohne Thätigkeit im Aeußeren giebt es keine Ruhe im Innern. Das sicherste Mittel, den Frieden in der Konföderation zu bewahren, wird darin bestehen, daß man sie unablässig aus sich herausführt, und sie ohne Rast durch große innere Arbeiten beschäftigt. Den Erdball mit europäischer Raße bevölkern, weil diese allen übrigen Menschenraßen überlegen ist, und den ganzen Erdball eben so bereisebar und bewohnbar zu machen, wie Europa; dies, dies ist das Unternehmen, wodurch das europäische Parlement unaufhörlich die Thätigkeit Europa's beschäftigen muß, um es immer in Athem zu erhalten."

„Der öffentliche Unterricht wird für ganz Europa unter die Aufsicht und Leitung des großen Parlements gestellt."

„Es wird durch die Sorgfalt des großen Parlements ein Sitten-Kodex, welcher sowohl die allgemeine, als die nationelle und abgesonderte Moral in sich schließet, gefertigt, um für ganz Europa zu gelten. In demselben ist bewiesen, daß die Grundsätze, auf welchen die europäische Konföderation beruht, die besten, die sichersten, und folglich diejenigen sind, welche eine Gesellschaft so glücklich

machen, als sie vermöge der menschlichen Natur, und vermöge des Zustandes der Aufklärung, seyn kann."

„Das große Parlement wird die vollkommenste Freiheit des Gewissens, und die freie Ausübung aller Religionen gestatten; allein es wird diejenigen beschränken, deren Prinzipe dem von ihm eingeführten großen Sitten-Kodex entgegen sind."

„Auf diese Weise würde unter den europäischen Nationen dasselbe anzutreffen seyn, was das Band und die Grundlage jeder politischen Vergesellschaftung ausmacht: Konformität der Institutionen, Einheit der Angelegenheiten, Uebereinstimmung der Maximen, Gemeinschaftlichkeit der Sittenlehre und der öffentlichen Unterweisung."

Hierauf erfolgt der Entwurf zu einer Einigung zwischen Frankreich und England.

„Die Einführung des europäischen Parlements wird von dem Augenblicke an zu Stande kommen, wo alle Völker Europa's in einer parlementarischen Verfassung leben werden."

„Daraus folgt, daß die Einführung des europäischen Parlements ihren Anfang nehmen kann, sobald der Theil der europäischen Bevölkerung, welcher der Repräsentativ-Regierung unterworfen ist, an Stärke denjenigen übertrifft, der den absoluten oder willkürlichen Regierungen unterworfen bleibt."

„Nun aber ist dieser Zustand Europa's nichts anders, als der gegenwärtige Zustand der Dinge: die Engländer und die Franzosen sind an Stärke ganz unbestreitbar dem übrigen Europa überlegen, und die Engländer und die Franzosen haben die parlementarische Form."

„Es ist demnach möglich, die Reorganisation Europa's auf der Stelle zu beginnen."

„Wenn die Engländer und Franzosen in Verbindung treten, und unter sich ein gemeinschaftliches Parlement bilden; wenn der Hauptzweck dieser Verbindung kein anderer ist, als, durch Anziehung anderer Völker an sich, sich zu verstärken; wenn folglich die englisch-französische Regierung bei allen Völkern die Beförderer der Repräsentativ-Verfassung begünstigt; wenn sie dieselben mit ihrer ganzen Macht unterstützt, damit die Parlemente bei allen Völkern, welche jetzt noch der unbedingten Monarchie unterworfen sind, Platz greifen mögen; wenn jede Nation von dem Augenblicke an, wo sie die Form der Repräsentativ-Regierung angenommen hat, sich der Vereinigung anschließen, und Mitglieder, die sie in ihrem Schoße gewählt hat, zu dem gemeinschaftlichen Parlemente abordnen kann: dann wird Europa's Organisation unmerklich vorschreiten, ohne Krieg, ohne Katastrophen, ohne politische Umwälzungen."

Der Verfasser geht hierauf nur allzu tief ins Einzelne, um die besonderen Beweggründe auseinander zu setzen, welche bei den Engländern und den Franzosen wirksam sind, um beide zu einer solchen Allianz zu bestimmen. In diesen Betrachtungen läßt St. Simon die Finanz-Verlegenheiten Englands eine durchaus übertriebene Rolle spielen, indem er den gemeinen Vorurtheilen folgt, welche um diese Zeit, hinsichtlich der Uebermäßigkeit der brittischen Staatsschuld, im Schwange waren: Vorurtheile, welche in unseren Tagen von den meisten Staatswirthschafts-Lehrern aufgegeben sind. Im Uebrigen erklären sich diese Irrthümer

unseres Philosophen über Finanz-Einzelheiten sehr leicht; und dabei stehen sie in keinem Zusammenhange mit den allgemeinen Ansichten, die seinen Geist hauptsächlich beschäftigt haben.

Folgendes ist der Schluß des Werks:

„Ich habe, sagt St. Simon, in dieser Schrift beweisen wollen, daß die Einführung eines dem Zustande der Aufklärung entsprechenden politischen Systems, und die Schöpfung einer Gewalt, welche fähig ist, den Ehrgeiz der Völker und ihrer Führer zu beschränken, in Europa allein eine friedliche und bleibende Ordnung der Dinge zu bewirken vermögen. In dieser Beziehung spielt der Organisations-Plan, den ich vorgeschlagen habe, nur eine untergeordnete Rolle, weil, wenn er verworfen würde, wenn er wesentlich schlecht seyn sollte, ich nur gethan hätte, was ich zu thun unternommen habe, wenn irgend ein anderer Plan zugelassen wäre."

„Betrachtet in einer anderen Beziehung, ist der von mir in Vorschlag gebrachte Plan der wichtigste Theil dieses Werks. Seit langer Zeit ist man darin einverstanden, daß das politische System in seinen Grundlagen erschüttert ist, und daß man ein anderes an dessen Stelle bringen muß. Gleichwohl hat weder diese allgemein verbreitete Meinung, noch der Wunsch nach Ordnung und Ruhe, wie er in allen Denen leben muß, die der Umwälzungen und Kriege überdrüssig sind, irgend Jemand bestimmt, aus der Bahn des Herkommens heraus zu treten. Man hat sich mit den alten Grundsätzen beholfen, gerade als ob es keine besseren geben könnte; man hat die Elemente des alten Systems auf tausendfache Weise kombinirt, ohne da-

durch etwas Neues zu ersinnen. Der Organisations-Plan, den ich vorgelegt habe, ist der erste, der einen neueren allgemeinen Charakter hat."

„Unstreitig würde es wünschenswerth gewesen seyn, daß der Plan zur Reorganisation der europäischen Gesellschaft von einem der mächtigsten Suveräne, oder wenigstens von einem Staatsmanne, ergraut in Geschäften und berühmt durch Talente im Fache der Politik, gedacht worden wäre; von einer großen Macht, oder von einem überlegenen Ruf unterstützt, würde er die Geister schneller angezogen haben. Allein die Schwäche der menschlichen Intelligenz erlaubte den Dingen nicht, diese Bahn zu beschreiben. Die, welche, bei den, von ihnen täglich geleiteten Arbeiten, durch die Kraft der Dinge genöthigt waren, alle ihre Raisonnements auf die Prinzipe des alten Systems, das man in Ermangelung eines besseren beibehielt, zu beziehen, konnten sich nicht zugleich in zwei entgegengesetzten Bahnen bewegen; und während ihre Aufmerksamkeit unablässig auf das alte System und auf frühere Kombinationen zurückgeführt wurde — wie hätten sie in ihrem Geiste ein neues System und neue Kombinationen erzeugen mögen!"

„Nach großen Anstrengungen und großen Arbeiten habe ich mich in den Gesichtspunkt der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der europäischen Völker gestellt. Dieser Gesichtspunkt ist der einzige, aus welchem wir die Uebel, von denen wir bedroht sind, und die Mittel, diese Uebel zu vermeiden, wahrnehmen können. Wenn die, welche die Angelegenheiten leiten, sich in meinen Gesichtspunkt stellen wollen: so werden sie dasselbe sehen, was ich gesehen habe."

„Die Spaltungen in der öffentlichen Meinung rühren nur daher, daß jeder sich einen allzu beschränkten Gesichtskreis bildet, und sich nicht aus dem Punkt entfernt, den er für sich festgestellt hat, und von wo aus er die Dinge durchaus übersehauen will. . . . .“

„Ohne Zweifel wird eine Zeit kommen, wo die Völker Europa's fühlen werden, daß, ehe man zu den National-Interessen herabsteigt, man die Punkte des allgemeinen Interesses regeln muß. Dann werden die Leiden anfangen, sich zu vermindern; dann wird es weniger Unruhen geben, und die Kriege werden erlöschen. Dies ist der Punkt, nach welchem wir unablässig streben! Dies ist die Bahn, welche der vorschreitende Geist uns führt! Doch, ist es der Klugheit der Menschen würdiger, sich auf dieser Bahn fortzuschleppen, oder sie zu durchlaufen?“

„Die Dichter haben das goldene Zeitalter in die Kindheit des menschlichen Geschlechts versetzt, und mit der Unwissenheit und Rohheit der frühesten Zeiten umgeben. Dahin hätte man das eiserne Zeitalter verlegen sollen! Das goldene Zeitalter des menschlichen Geschlechts liegt nicht hinter, sondern vor uns; es besteht in der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung. Unsere Väter haben es nicht gesehen; unsere Nachkommen werden einst dahin gelangen; und wir, wir müssen den Weg dahin bahnen.“

Von der Reorganisation der europäischen Gesellschaft bis zum Jahre 1817 beschäftigte sich St. Simon hauptsächlich mit Polemik. In dem Censeur machte er den Plan zu einem Verein unter den Eigenthümern von National-Gütern, und Ideen über den Charakter der Oppo-

sition in den Kammern bekannt, welche einen merklichen Eindruck machten. Während der hundert Tage gab er über die Koalition von 1815 eine Flugschrift heraus, worin er die politische Lage aller europäischen Mächte untersuchte und in Vorschlag brachte, daß Frankreich alles anwenden sollte, um England von der Koalition zu sondern, und sich durch innige Bande mit diesem Reiche zu verbinden. Seiner Behauptung nach, war dies das einzige Mittel, das übrige Europa im Zaum zu halten, so wie auch die kräftigste Maßregel, die Fortschritte der Zivilisation für die Zukunft zu sichern. Er erneuerte auf diese Weise den Gedanken, den er in seiner vorhergegangenen Schrift ausgedrückt hatte, unter Umständen, wo die National-Existenz bedroht war, und wo es schien, als werde die Nation, auf dem Mai-Felde versammelt, endlich ihre eigenen Angelegenheiten feststellen.

Im Anfange des Jahres 1817 erkannte St. Simon die politische Präponderanz der Betriebsamkeit; und in diesem Worte faßte er Anfangs das Ganze der Produktion zusammen. Er unternahm eine Reihe von Bekanntmachungen unter dem Titel: Von der Betriebsamkeit, oder politisch-moralisch-philosophische Erörterungen zum Vortheil Derer, welche sich nützlichen und unabhängigen Arbeiten hingeben. Diese Schrift führt das Motto: Alles durch die Betriebsamkeit, alles für dieselbe.

In den ersten Bänden von der Betriebsamkeit wurde die parlementarische Verfassung als eine Art von industrieller Verfassung gepriesen, weil sie mehr, als jede frühere Verfassung, die Entwickelung der Betrieb-

samkeit

samkeit begünstigt; und zwar dadurch, daß sie die größte individuelle und industrielle Freiheit einführt. Die Gesellschaften werden in diesem Werke von Seiten des Zwecks ihrer Thätigkeit aufgefaßt; und indem der Verfasser anerkennt, daß der Krieg der Hauptzweck und der hergebrachte Zustand der alten Gesellschaften gewesen ist, beweiset er, daß der Gegenstand der neueren Völker kein anderer seyn kann, als Hervorbringung, und gelangt sehr bald dahin, nachzuweisen, daß alle Institutionen sich auf die Betriebsamkeit beziehen müssen. Mit Riesenschritten nähert sich, auf diese Weise, St. Simon seinem Betriebsamkeits-System. Wir haben zunächst gesehen, wie er in den Erörterungen über die Art und Weise, die gesellschaftlichen Angelegenheiten zur Sprache zu bringen, der Parlementar-Verfassung den Vorzug giebt, und wie er sodann den Zweck der Berathung erforscht, und die Produktion als den einzigen Gegenstand der Politik bezeichnet. Bald werden wir sehen, wie er, unablässig die positive Methode anwendend, den Grund zu einer wissenschaftlich-industriellen Organisation legt. Um den Punkt, worauf er sich im Jahre 1817 befand, vollständiger anzugeben, wollen wir folgende Bruchstücke anführen, welche aus dem zweiten Bande der Betriebsamkeit entlehnt sind.

Er sagt:

„Wenn ich untersuche, welche Leidenschaft die französische Umwälzung bewirkt, und welche Klasse diese Leidenschaft am stärksten empfunden hat: so entdecke ich, daß es die Gleichheit ist, und daß Menschen von der niedrigsten Klasse durch ihre Unwissenheit, wie durch ihren Eigennutz, am stärksten verführt worden sind, sich ihr rück-

sichtslos hinzugeben. Die Wirkung dieser Leidenschaft für Gleichheit hat darin bestanden, daß die gesellschaftliche Organisation, welche, im Augenblicke des Ausbruchs, vorhanden war, zerstört worden ist. Ich frage jetzt, ob, nachdem nun einmal alles zerstört worden ist, nicht eine neue Leidenschaft nothwendig sei, um die Arbeiten eines neuen Aufbaues zu bethätigen? Oder vielmehr, ich frage mit anderen Worten: ob eine Umwälzung durch eine Leidenschaft, oder durch die Mäßigung beendigt werden kann?"

„Die, unter den gewesenen Institutionen angenommenen Gewohnheiten stellen der Einführung einer wahrhaft neuen Verfassung bedeutende Hindernisse entgegen. Eine solche Einführung erfordert große philosophische Arbeiten, große pekuniäre Opfer. Und nur eine Leidenschaft hat die Kraft, die Menschen zu starken Anstrengungen zu vermögen."

„Die Mäßigung ist nicht eine thätige Kraft; sie ist wesentlich furchtsam; und weit davon entfernt, daß sie etwas in sich tragen sollte, angenommene Gewohnheiten zu verdrängen, strebt sie nur dahin, sie festzuhalten."

„Alles, was die Mäßigung räth, ist, einen Vertrag zu Stande zu bringen zwischen Gewohnheiten, welche unter willkürlichen und theologischen Einrichtungen angenommen sind, und zwischen liberalen und industriellen Gedanken und Einrichtungen. Nun aber sind die letzteren, der Natur der Dinge gemäß, ausschließend; und eben deßwegen ist nichts gethan, so lange sie nicht die Oberhand gewonnen haben, so lange sie nicht von diesen fremden Elementen, von diesem Rost, der ihre Triebfedern lähmt, befreit sind."

„Man übertreibt, wenn man sagt, die französische Umwälzung habe den Untergang der theologischen und feudalen Gewalten vollendet. Sie hat dieselben nicht vernichtet: sie hat bloß das Vertrauen vermindert, das man in die Prinzipe setzte, die ihnen zum Grunde lagen, dergestalt, daß diese Gewalten heutiges Tages nicht mehr Stärke und Ansehn genug haben, um gesellschaftliche Bande zu seyn. In welchen Ideen werden wir demnach dies organische Band, dies nothwendige Band antreffen? In ihnen, und nur in ihnen, müssen wir unser Heil und das Ende der Umwälzung suchen."

„Meiner Ansicht zufolge, ist das einzige Ziel, worauf alle unsere Gedanken, alle unsere Bemühungen abzwecken müssen, Die Organisation, welche der Betriebsamkeit am meisten günstig ist, das Wort „Betriebsamkeit" in dem allgemeinsten Sinne genommen, wo es alle Arten nützlicher Arbeiten umfaßt: die Theorie, wie die Anwendung, die Arbeiten des Geistes, wie die der Hand. Es handelt sich demnach um eine Regierung, oder um eine Staatsgewalt, welche keine andere Stärke hat, als die, welche nothwendig ist, um zu verhindern, daß nützliche Arbeiten nicht gestört werden; um eine Regierung, worin alles für Arbeiter geordnet ist, deren Verein die wahre Gesellschaft bildet, dergestalt, daß sie die Erzeugnisse ihrer verschiedenen Arbeiten direkt und mit der vollkommensten Freiheit untereinander austauschen können; um eine Regierung endlich, welche so beschaffen ist, daß die Gesellschaft, welche allein wissen kann, was ihr zusagt, was sie will und was sie vorzieht, auch der einzige Richter über das Verdienst und die Nützlichkeit der

Arbeiten sei; daß folglich der Produzent nur von dem Konsumenten den Lohn für seine Arbeit, den Dank für seinen Dienst zu erwarten habe, von welcher Art auch die Benennung sei, die er zu wählen für gut befindet."

„Uebrigens wollen wir den nothwendigen Gang der Dinge nur aufklären und erleichtern. Die Menschen sollen das, was sie bisher, ohne es zu wissen, und auf eine langsame, unschlüssige und allzu fruchtlose Weise gethan haben, künftig nur mit klarem Bewußtseyn, durch unmittelbare Anstrengung und mit besserem Erfolge vollbringen."

„Seit der Befreiung der Gemeinen sehen wir die industrielle Klasse, nachdem sie ihre Freiheit erkauft hat, nach und nach dahin gelangen, daß sie sich eine politische Macht bildet. Diese Macht besteht darin, daß sie nur mit ihrer Einwilligung besteuert werden kann. Allmählig vergrößert und bereichert sie sich; sie wird zugleich wichtiger, und ihr gesellschaftliches Daseyn verbessert sich in jeder Rücksicht, während die Klassen, die man die feudalen und theologischen nennen möchte, unablässig an Kraft und Ansehn verlieren: ein Umstand, aus welchem ich folgere, daß die industrielle Klasse anhaltend gewinnen, und zuletzt die ganze Gesellschaft erobern wird."

„Dahin gehen die Dinge, dahin gehen wir, und jene alten Institutionen, sie, die schon jetzt nicht mehr die Kraft haben, das zu halten, was sie emporgebracht hatten, werden für immer fallen und in sich selbst verlöschen."

„Es giebt Umwälzungen, welche Anfangs nur vereinzelt und national sind; es giebt auch parzielle Umwälzungen, die nur die eine oder die andere gesellschaftliche

Institution treffen. Diese allmähligen Umwälzungen treffen später zusammen, um eine allgemeine Umwälzung zu bestimmen."

„In philosophischer Beziehung, seitdem die Araber die Kultur der Beobachtungswissenschaften in Europa eingeführt haben — in politischer Beziehung, seit der Befreiung der Gemeinen, hat der menschliche Geist, auf eine unverkennbare Weise, einer allgemeinen Umwälzung zugestrebt, d. h. er hat einen Zustand der Dinge herbeiführen wollen, worin das menschliche Daseyn eine große und allgemeine Verbesserung erführe."

„In der Kette der Begebenheiten, welche seit den beiden so eben bezeichneten Epochen auf einander gefolgt sind, bemerkt man, als am meisten hervorspringende Glieder: die Kirchenverbesserung durch Luther, die Umwälzung in England unter Karl dem Ersten, die Vertreibung der Stuarts, die amerikanische Umwälzung, und die französische; und in meiner Ansicht der Dinge, ist nun der Augenblick gekommen für die allgemeine Umwälzung, für die, welche allen zivilisirten Völkern, welchen Theil des Erdbodens sie auch bewohnen mögen, gemein ist. Sie wird darin bestehen, daß die Verrichtungen der Regierungen sich darauf beschränken, zu verhindern, daß nützliche Arbeiten gestört werden."

An einer anderen Stelle setzt St. Simon die Fortschritte aus einander, welche die Staatswirthschaftslehrer in der politischen Wissenschaft bewirkt haben; und indem er dieser Gedankenreihe folgt, gelangt er zu folgendem Schluß.

„Es giebt eine Ordnung von Angelegenheiten, die

von allen Menschen gefühlt wird: Angelegenheiten, die sich auf die Erhaltung des Lebens, und auf das Wohlergehen beziehen. Dies ist die einzige Ordnung, auf welche sich alle Menschen verstehen, und über welche sie einverstanden zu seyn das Bedürfniß fühlen: die einzige, worüber sie zu berathen, gemeinschaftlich zu wirken haben; die einzige also, um welche sich die Politik zu bekümmern hat, und welche zum einigen Maßstabe bei der Kritik aller Einrichtungen und aller gesellschaftlichen Dinge gebraucht werden muß."

„Die Politik ist also, um mich in zwei Worten zusammen zu fassen, die Wissenschaft der Produktion, d. h. die Wissenschaft, welche die für alle Arten von Produktionen günstige Ordnung der Dinge zum Gegenstande hat."

„Ein Prinzip ist ein Abgangspunkt. Wenn der Punkt, der von uns erkannt worden, und auf welchen wir durch Thatsachen hingeführt sind — wenn dieser Punkt, sag' ich, reell und gut bezeichnet ist: alsdann liegt die Politik nicht mehr in dem Unbestimmten der Vermuthungen — ist sie nicht mehr dem Eigensinn der Umstände hingegeben — ihr Schicksal nicht mehr an das Schicksal einer Macht, einer Form, eines Vorurtheils gebunden. Ihr Erdreich ist gekannt; ihre Methode ist geprüft, und die Wissenschaft der Gesellschaft hat fortan ein Prinzip. Sie wird, mit Einem Worte eine positive Wissenschaft."

„Mögen die philosophischen Politiker alle erwiesene besondere Wahrheiten, die es giebt, zusammennehmen; mögen sie eine nach der andern anwenden auf das Prinzip, das wir so eben daraus hergeleitet haben: — wir werden

sie alsdann zunächst bitten, das Prinzip nach den Wahrheiten zu beurtheilen, die ihnen angehören, sie unmittelbar darauf aber ersuchen, über diese Wahrheiten nach dem Prinzip zu urtheilen, das wir ihnen darbieten. Wir werden sie hierauf fragen, ob diese Wahrheiten durch das Prinzip nicht eine neue Stärke und gleichsam ein anderes Daseyn gewinnen. Wir werden sie endlich fragen, ob dies Prinzip nicht das allgemeinste, das wahrste sei, das jemals aufgestellt worden, und ob es folglich nicht an sicheren und nützlichen Ergebnissen vorzüglich fruchtbar sei. Uebrigens schafft man nicht ein Prinzip; man entdeckt es, man zeigt es. Das Prinzip, das ich aufgestellt habe, ist nicht einmal das Resultat meiner Arbeiten. Es gehört den Schriftstellern, den Gelehrten, von denen ich gesprochen habe. In ihren verschiedenen Abhandlungen haben sie es indirekt aufgestellt, ohne es zu suchen, ohne es zu sehen. Ich habe es nicht aufgestellt, aber ich habe es gesucht, gesehen und verkündige es."

Der dritte Theil der Betriebsamkeit ist der wissenschaftlichen Entwickelung der werdenden Lehre gewidmet. Der Verfasser ging darin auf die philosophischen Ideen zurück, womit er sich hauptsächlich in den Denkwürdigkeiten über die Wissenschaft des Menschen und über die Enzyklopädie beschäftigt hatte. Dies Werk bewies den Betriebsamen die Allgemeinheit der Ideen, welche sie zu verführen angefangen hatten; und Einige erschraken über die moralischen Folgen des positiven Systems. St. Simon, weit entfernt, den Muth zu verlieren, setzte seine Arbeiten mit vermehrter Beharrlichkeit fort, und gab im Jahre 1818 den vierten und letzten Theil

der Betriebsamkeit heraus. Dieser war ausschließend der Prüfung jener Gesetzgebung gewidmet, die sich auf das Eigenthum bezieht. Die Legisten sind darin, das muß man zugeben, hart mitgenommen; allein das Ganze ist voll merkwürdiger Beobachtungen und tiefer Blicke in die Zukunft der Betriebsamkeit. Hier ist es, wo St. Simon vorschlägt, die Pachter den Geranten jeder industriellen Unternehmung gleich zu stellen, und das System der Kommanditen für sie zu verallgemeinern. Zugleich beweiset St. Simon, daß es möglich sei, alle Zivil-Gerichte in Handels-Tribunale zu verwandeln, und jeden Streit durch Schiedsrichter (par l'arbitrage) zu erledigen.

Im Jahre 1819 gab St. Simon den Organisator heraus, welche einen starken Eindruck auf die Geister machte. Die erste Lieferung brachte dem Verfasser einen Prozeß zu Wege, in welchem er freigesprochen wurde. Noch immer hat man die eben so kühne als geistvolle Figur nicht vergessen, womit St. Simon seine Vertheidigung begann. „Wenn Frankreich, sagte er, in einer einzigen Nacht aller Derjenigen beraubt würde, durch welche sich die gesellschaftliche Arbeit vollzieht — was würden am folgenden Tage die anfangen, welche an dieser Arbeit keinen Theil nehmen?" Mit Einem Worte: seine Vertheidigung war der originalste und volksmäßigste Beweis, der von den Grundlagen des Betriebsamkeits-Systems gegeben werden konnte. Die zweite Lieferung des Organisators enthielt einen Versuch der Geschichte der Betriebsamen und der Gelehrten seit dem elften Jahrhundert. Dieser Versuch ist ganz nach der positiven Methode gearbeitet; denn die Thatsachen sind darin nach gleichartigen

Reihen geordnet, welche ihr Gesetz erschauen lassen, und mit demselben die wissenschaftlich-industrielle Zukunft. Schon in der Denkschrift über die Wissenschaft des Menschen hatte St. Simon eine Probe von der Anwendung dieser Methode auf die Geschichte der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes gegeben.

Noch deutlicher, als es in den Bänden von der Betriebsamkeit geschehen war, erklärte sich St. Simon im Organisator über den vorübergehenden Charakter der Parlementar-Verfassung, so wie zugleich über die Nothwendigkeit, daran fest zu halten, und dies System dadurch zu verbessern, daß man so viel industrielle Elemente, wie immer möglich, in dasselbe einführe. Der Organisator enthielt den ersten Entwurf oder Umriß einer direkt auf das positive System gegründeten Verfassung; und dieser Umriß schloß Züge in sich, die ihn von allem unterschieden, was die Staatswissenschaft bisher für entschieden angenommen hatte.

Im Jahre 1819 gab St. Simon, in Verbindung mit einigen anderen Personen, eine politische Monatsschrift heraus, worin die Polemik angewendet wurde, um die Betriebsamkeits-Lehren geltend zu machen.

Endlich i. J. 1821 erschien das Betriebsamkeits-System mit dem Motto: Gott hat gesagt: liebet und unterstützt euch unter einander. Der Verfasser erklärt, wodurch alle gegenwärtigen Institutionen bestimmt sind, den industriellen Charakter anzunehmen, weßhalb die Gelehrten mit der öffentlichen Unterweisung und die Betriebsamen mit der Bildung des Budgets beauftragt werden müssen. Dies Werk schließt mit einer Anrede an

die Philanthropen, auf welche wir zurückkommen werden, wenn wir Rechenschaft geben von dem Neuen Christenthum.

Im Jahre 1823 gab St. Simon heraus: 1) Briefe an die Abgeordneten; 2) zwei Flugschriften über die Bourbons und die Stuarts, in welcher letzteren er den allgemeinen Charakter der industriellen Lehre sehr bündig auseinandersetzte; 3) endlich eine kleine Schrift, unter dem Titel: Philosophische, wissenschaftliche und poetische Arbeiten, welche den Zweck haben, die Reorganisation der europäischen Gesellschaft zu erleichtern. Auf wenigen Seiten setzt St. Simon darin mit Wärme die Prinzipe seiner Lehre auseinander, die sich von nun an gänzlich von allen denen unterschied, die ihr vorangegangen waren und sie vorbereitet hatten. Wir verweilen dabei nicht, weil wir die Absicht haben, St. Simons Lehre zur Uebersicht zu bringen, sobald die Musterung der Arbeiten beendigt seyn wird. Und so beschließen wir diesen vierten Artikel über den Stifter der neuen Schule.

Betrachtungen über die Fortschritte der Staatswirthschaft in ihren Beziehungen zu der gesellschaftlichen Organisation.

(Aus dem Französischen.)

Erster Artikel.

Wir haben bereits mehr als einmal zu zeigen versucht, wie alle menschliche Auffassungen, in welchem Zeitabschnitte man die Gesellschaft auch anschauen möge, an irgend eine allgemeine Idee geknüpft werden können, von welcher sie mehr oder minder direkt abhangen; oder noch besser, wie alle Schöpfungen des menschlichen Geistes das Ergebniß der verschiedenen Methoden sind, welche, nach einander in der Beobachtung und Koordination der, von dem Menschen wahrgenommenen Phänomene angewendet sind.

Bemerkt man nun, ausgehend von diesem Prinzip, daß man sich, in allen Zeitabschnitten, nothwendig mit jenen Gegenständen hat beschäftigen müssen, welche in das Gebiet der heut zu Tage sogenannten moralischen und politischen Wissenschaften gehören: so würde es, in Wahrheit, sehr wenig Grund haben, wenn man die vollständige Schöpfung der einen von diesen Wissenschaften an Smith, oder an jeden anderen Staatswirthschaftslehrer des abgewichenen Jahrhunderts, knüpfen wollte. Da man

indeß nur in diesem Zeitraume die Thatsachen, welche sich auf die Staatswirthschaft beziehen, systematisch geordnet findet: so bestimmt uns dieser Umstand zwar, ihn für unsere Betrachtungen über die Fortschritte dieser Wissenschaft zum Abgangspunkt zu wählen; nur daß wir es für nöthig erachten, ihnen einen flüchtigen Abriß von dem Gange der Ideen voran zu schicken, die jene ersten Arbeiten hervorgerufen haben, wodurch die zerstreuten Thatsachen, welche die Wissenschaft der Reichthümer bilden sollten, zuerst wissenschaftlich zu einer vollständigen Lehre vereinigt worden sind.

Als die Erschütterung jener Verhältnisse, welche das theologisch-feudale System bildeten, vermöge des Rechts der Prüfung und vermöge der Gewissensfreiheit, ihren Anfang nahm: da wurden die ersten Angriffe gegen die geistliche Gewalt gerichtet, welche in dieser Zeit noch der Mittelpunkt der Aufklärung war. Der Lärm, den die in ihrem Schoße erhobenen Streitigkeiten verbreiteten, mußte sehr bald eine Klasse von politischen Reformatoren erzeugen, welche sich ganz besonders mit dem Materiellen der Gesellschaft befaßten, und in der weltlichen Organisation ein Prinzip geltend zu machen strebten, das dem Dogma der kirchlichen Reform entsprach. Alle gesetzlichen Vorschriften, welche darauf abgezweckt hatten, die Ordnung in den Arbeiten der Produktion zu handhaben, mußten einer um so strengeren Prüfung unterworfen werden, als der Gesichtspunkt der Reformatoren verschieden war von demjenigen, worein sich die Gründer des alten Gesellschafts-Systems gestellt hatten.

Obgleich das Band, welches die Arbeiten der Oeko-

nomiſten mit den erſten Angriffen auf den Katholizismus vereinigte, ganz offen daliegt: ſo darf man doch nicht unbemerkt laſſen, daß, während des langen Zwiſchenraums, der dieſe beiden Epochen trennt, die weltliche Gewalt, jetzt noch geſichert vor den Schlägen der Reform, den Verfall der geiſtlichen Gewalt zu benutzen ſchien, um die geſellſchaftlichen Kräfte, welche zu ihrer Vereinigung keinen anderen Mittelpunkt mehr hatten, ganz allein zu leiten. Die Macht Ludwigs des Vierzehnten gewährt eine angemeſſene Vorſtellung von der Erhebung der weltlichen Ordnung im Vergleich mit der Erniedrigung der päpſtlichen Gewalt, die ſeit zwei Jahrhunderten ganz offen untergraben war. Der römiſche Hof bewarb ſich damals, auf diplomatiſchem Wege und durch die furchtſame Dazwiſchenkunft der Beichtväter, um die Zurücknahme eines Edikts, das die Blitze des Vatikan's nicht mehr direkt erreichen konnten; und die Erklärung von 1682, welche die Herrſchaft der allgemeinen Kirche zerſtörte, rechtfertigte gewiſſermaßen alle Entwürfe zu einer europäiſchen Monarchie, welche darauf abzweckten, Völkern, welche dieſelbe Ziviliſations-Stufe erſtiegen hatten, aber nicht mehr derſelben kirchlichen Lehre unterworfen waren, eine neue Geſammtrichtung zu geben.

Sobald die geiſtliche Einheit zerſtört war, verlor die Theologie die Leitung der Geſellſchaft; in das Domän des individuellen Glaubens verwieſen, behielt ſie kaum das Recht, Vorſchriften der Privat-Moral zu ertheilen, welche in den allergewöhnlichſten Fällen, d. h. in denen, wo die individuellen Vortheile ſich bekämpfen, zur Richtſchnur dienen konnten. Nur des Wohlſtandes halber wurde ſie noch bisweilen aufgefordert, die allgemeinen Beziehungen

des Menschen zur Gesellschaft, oder der Völker untereinander, zu sanktioniren.

Die kritische Philosophie hatte nur erst die Hälfte ihres Tagewerks vollbracht; das Dogma von der Gewissensfreiheit hatte die kirchliche Reform konstituirt, und die Denker hefteten damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf die öffentliche Verwaltung, ausgeübt von einer Gewalt, welche auf den Trümmern der theologischen und Lehns-Hierarchie allein in die Erscheinung trat.

Die Umgriffe der weltlichen Macht, oder vielmehr die Vernichtung der geistlichen Leitung, brachten es mit sich, daß die Gebrechen einer Organisation, welche Männern anvertraut war, die sich nicht darauf verstanden, die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse zu regeln, nur desto mehr hervorsprangen; denn die Unfähigkeit dieser Führer selbst bewog sie, unablässig widersprechende Versuche zu machen, und die Verordnungswuth wurde von ihnen so weit getrieben, daß sie ihre Unbekanntschaft mit dem Zustande verrieth, zu welchem die Gesellschaft auf eine unvermeidliche Weise fortgezogen wurde.

Im siebzehnten Jahrhundert wurden Sully und Colbert, als Minister der beiden größten Könige dieses Zeitraums, von zwei verschiedenen Prinzipen geleitet, welche, als sie ein Jahrhundert später in ein System gebracht und wissenschaftlich bearbeitet wurden, dem Agrikultur-System der ökonomischen Sekte, und dem Merkantil-System der Vertheidiger der Handelsbilanz Entstehung gaben. Es hieße jedoch den Rahmen des Gemäldes, das die Oekonomisten zu Stande zu bringen versucht haben, ins Enge ziehen, wenn man ihre Ideen bloß an Col-

derts Reglements über die Betriebsamkeit anknüpfen wollte; die Kritik der Schwurämter, der Zünfte, der Verbote, d. h. der inneren und äußeren Organisation der Betriebsamkeit, hing mit einer größeren Ansicht zusammen, welche alle gesellschaftlichen Beziehungen umfaßte, die der Feudal-Gewalt unterworfen waren: einer Gewalt, deren Prinzip die Gedanken der Regierer noch im höchsten Grade beherrschte. Die Schutzverfassung war keinesweges mehr ausschließend auf die Hierarchie der Klassen gegründet; allein die Gesellschaft wurde noch immer, allen ihren Elementen nach, als unmündig betrachtet.

Gerade gegen diesen wichtigen Punkt der gesellschaftlichen Lehre waren alle Kräfte der politischen Reformatoren gerichtet. Die Beschützten bedienten sich des Rechts der Prüfung, um über die Beschützer zu richten; man wagte es, das Schutzrecht zu erörtern, und die Gesetze, denen der Unmündige unterworfen wurde, zu bekritteln.

Jenes Prinzip, welches die alte gesellschaftliche Ordnung beherrschte, bestand darin, daß die Gesellschaft in zwei Klassen getheilt war, von welchen die eine die andere als ihr Werkzeug betrachtete; und dies Prinzip ist so schwer zu zerstören, daß, noch zur Stunde, Personen, die sich mit dem Studium der moralischen und politischen Wissenschaften befassen, zu beweisen suchen, jede Verbesserung des Schicksals der arbeitenden Klasse sei gleich vortheilhaft für das Wohlseyn des erblichen Müssigganges. Und doch würde man, wenn die Vererbung des Vorrechts, zu verzehren, ohne das Mindeste hervor zu bringen, der Zweck wäre, den man sich setzen müßte, um das Daseyn der hervorbringenden Klasse mit Erfolg zu

verbessern, sehr bald dahin gelangen, eine neue Aristokratie zu rekonstituiren, die allerdings der Titel und Ehren beraubt, aber, als der allgemeinen Bestrebung der Gesellschaft entfremdet, der alten weit nachstehen würde; mit einem Worte: man würde die Aristokratie des Reichthums schaffen, und dadurch noch gar nichts geleistet haben, um die Gesellschaft auf ihre wahre Grundlage — die Arbeit — festzustellen, und um den mit der gesellschaftlichen Leitung Beauftragten ein Lebens-Prinzip zu geben, gleich demjenigen, das die drei Elemente menschlicher Thätigkeit beseelt. Auf diese Weise konnte jedoch die gesellschaftliche Ordnung, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nicht angeschaut werden: man fühlte zwar die Gebrechen der weltlichen Organisation; allein es war unmöglich, unmittelbar zu der allgemeinen Thatsache aufzusteigen, der sie ihre Entstehung verdankten.

Die politische Lage der am meisten in der Zivilisation vorgeschrittenen Völker, welche zugleich einer weltlichen Verwaltung unterworfen waren, die, ohne Beschränkung, die suveräne Macht auf eine empirische Weise übte — diese Lage, sage ich, mußte Männer, welche von dem Gefühl der Menschenliebe, und von dem Studium der gesellschaftlichen Erscheinungen geleitet wurden, nothwendig dahin führen, daß sie diese Erscheinungen nach gewissen Methoden ordneten, und eine Wissenschaft schufen, deren letzter Zweck die Reform des Prinzips der Mundschaft und des Schutzes war, das ungeschickte Vormünder und unwissende Beschützer angewendet hatten. Allein, bei dieser heilsamen Reform, konnten die ersten Versuche dieser Philosophen noch keinen anderen Charakter annehmen, als den

den der Rathschläge, welche der Autorität von der Wissenschaft zum Vortheil der Autorität selbst gegeben wurden, d. h. zum Vortheil derjenigen Klassen, denen das alte System die gesellschaftliche Ueberlegenheit zuwendete. Mit anderen Worten: sie handelten unter der Eingebung einer Idee von Vervollkommnung, und nicht nach einer hauptsächlich kritischen Ansicht, unter deren Einfluß ihre Nachfolger die alte feudale Gesellschafts-Organisation angreifen und von Grund aus zerstören sollten. Erforscht man also, in welcher Richtung die gesellschaftlichen Thatsachen, von denen sie umgeben waren, die ersten Oekonomisten fortreißen mußten: so erkennt man, daß es ihnen nicht möglich war, die Gesellschaft aus einem durchaus neuen Gesichtspunkt anzuschauen, und daß alle ihre Gedanken in einem sehr hohen Grade von dem Ganzen der gesellschaftlichen Beziehungen, so wie diese um die Zeit der Schöpfung der Staatswirthschaftslehre wirksam waren, bestimmt werden mußten.

In dieser Beziehung stellten sich die Philosophen, welche sich zuerst mit der Beobachtung der Thatsachen, die sich auf die materielle Produktion beziehen, befaßten, bei Umfassung des Ganzen der Gesellschaft, ganz unvermeidlich in den Gesichtspunkt, worin die Klassen, welche die Mundschaft übten und das Feudal-Protektorat genossen, noch als der wichtigste Gegenstand ihrer Studien erschienen; und dem zufolge mußten die Grundherren in ihren Verbesserungsentwürfen die Hauptrolle spielen. Auch scheinen sie, sobald sie jene vernachlässigen, um sich ins Besondere mit dem Wohlseyn der arbeitenden Klassen zu beschäftigen, fortgerissen von den Eingebungen einer heißen Menschenliebe.

Ihre Arbeiten wurden also unter der Herrschaft dieser allgemeinen Ideen, dieser Art, die Gesellschaft anzuschauen, bestimmt. Allein es bleibt uns noch übrig, uns mit der wissenschaftlichen Methode zu beschäftigen, mittels welcher sie die Ergebnisse ihrer Beobachtungen verketteten.

Abschätzen könnte man diese Methode nach dem Prinzip, worauf sie ihre Theorieen von der natürlichen Ordnung der Gesellschaften stützten. Die Aufsuchung eines Typus gesellschaftlicher Organisation, den diese Philosophen mit dem Titel des natürlichen ausschmückten, bezeugt nur allzu gut die Gewohnheit des menschlichen Geistes, sich anfänglich den Vermuthungen hinzugeben, und die Koordination der ersten Thatsachen, die er beobachtet, der Einbildungskraft zu überlassen. Diese neue Wissenschaft mußte also eben so beginnen, wie alle Wissenschaften begonnen haben; nämlich damit, daß sie konjektural war. Da indeß ihre verspätete Bildung erst in dem Augenblick eintrat, wo der menschliche Geist sich bereits gewöhnt hatte, die geistliche Gewalt zu bekämpfen — und zwar mit den Waffen, welche die, durch Decartes von dem theologischen Joch befreiten natürlichen Wissenschaften darboten: so hatten die Vermuthungen der Oekonomisten ganz besonders den ontologischen Charakter. Auch wählten sie zum Abgangspunkt der Wissenschaft, natürliche Rechte und Pflichten, und eine natürliche Ordnung, deren Daseyn sie durch Betrachtungen erwiesen, welche aus der Beobachtung des abstrakten Individuums geschöpft waren, anstatt die Beweise davon in dem strengen Studium der Sukzession und der Verkettung der gesellschaftlichen Erscheinungen zu suchen.

Die Wissenschaft der gesellschaftlichen Organisation auf Prinzipe gründen, welche einzig von den Thatsachen des Augenblicks, oder von den mehr oder minder scharfsinnigen Vermuthungen über die Konstitution des Individuums, hergenommen waren, hieß, sich der Gefahr aussetzen, den Gegenstand, den man zu umfassen gedachte, nicht vollständig zu sehen. Nur durch das Studium der Geschichte (diese als eine Reihe von Entwickelungen des menschlichen Geschlechts betrachtet) kann man dahin gelangen, die Richtung aufzufassen, worin die Gesellschaften vorschreiten. Nur auf dieser Grundlage entdeckt man das Band, das die Gegenwart mit der Zukunft verbinden soll; und nur auf eben dieser Grundlage kann die Wissenschaft das Streben der Menschheit nach dem Ziele, dem sie sich unablässig nähert, bethätigen.

Wir haben uns bemühet, die Stimmungen nachzuweisen, worin sich die Begründer der Staatswirthschaftslehre befanden, sowohl in Beziehung auf die allgemeinen Thatsachen, unter welchen sie ihre Wissenschaft bildeten, als in Beziehung auf die wissenschaftliche Methode, der sie in ihren Arbeiten folgten. Bei Prüfung der Prinzipe Quesnay's, und der Fortschritte, welche seitdem in der Wissenschaft gemacht sind, werden wir häufige Anwendungen von diesen beiden Betrachtungen wahrnehmen. Indeß müssen wir hier bei diesem Punkte noch verweilen. Denn, wenn man gehörig gefaßt hat, daß alle wissenschaftliche Folge, d. h. alle Koordination der Thatsachen, abhängt von dem allgemeinen Prinzipe, an welches man sie knüpft, und von der Methode, welche man anwendet, um die Arbeit zu vollziehen: so wird man leicht begreifen, daß die

wichtigen Fortschritte, welche die Wissenschaften machen, nur von den Umwandlungen der allgemeinen Idee, und demnächst von der Vervollkommnung der Methode herrühren. Alsdann wird das Gemälde von den Fortschritten der Staatswirthschaft, das wir zu entwerfen gedenken, sich unter zwei verschiedenen Ansichten darstellen: einmal wird es die einzelnen Vervollkommnungen zeigen, welche aus einer genaueren Beobachtung der Thatsachen hervorgehen; zweitens wird es die allgemeinen Fortschritte hervortreten lassen, welche durch die Aufstellung eines neuen Prinzips gewonnen sind. Das erste dieser beiden revolutionären Mittel wirkt unaufhörlich in den Wissenschaften, weil es sich auf die kleinsten Thatsachen bezieht; das andere dagegen fordert die Erscheinung eines Mannes von Genie, der die Gelehrten in einen neuen Gesichtspunkt stellt, von dem aus sie die Verkettung der beobachteten Thatsachen leichter übersehen können.

Diese Betrachtungen lassen die Ordnung ahnen, worin wir die Fortschritte der Staatswirthschaft darstellen werden. Indem wir die wichtigsten Arbeiten prüfen, welche über diese Wissenschaft erschienen sind, werden wir zunächst den Gesichtspunkt festzustellen suchen, in welchen sich die Urheber stellten, um die Gesellschaft zu beobachten; wir werden dann zeigen, welches die logischen Folgerungen waren, die sie aus diesem ersten Prinzip ziehen mußten, um die einzelnen Thatsachen, die sie beobachteten, in einer gewissen Ordnung zu klassifiziren; und zuletzt werden wir die Vervollkommnungen zu konstatiren suchen, welche ein strengeres Studium aller dieser Thatsachen in die Abschätzung derselben gebracht hat, wobei wir zeigen werden, wie diese

Vervollkommnungen, selbst späterhin, die ersten Elemente der durch die Auffassung einer allgemeinen Idee erneuerten Wissenschaft geworden sind: einer Idee, welche positiver ist, als die, welche bisher die gesellschaftlichen Phänomene verband.

Ehe wir jedoch diese Arbeit unternehmen, ist es nothwendig, unsere Gedanken über den Gegenstand, mit welchem wir uns beschäftigen, dergestalt zu fixiren, daß der Zweck der Wissenschaft, die man Staatswirthschaft nennt, klar hervorgehe, d. h. wir müssen untersuchen, welche Thatsachen in ihr Domän gehören, und welche Anwendung sich von den Prinzipen und Gesetzen machen läßt, die sie von der Beobachtung dieser Thatsachen herleitet.

Schon Herr Say hat es versucht, das Feld dieser Wissenschaft abzugränzen: er hat der Staatswirthschaft ihren bestimmten Platz zwischen der Statistik und der Politik angewiesen. Indem wir uns gegen die Manier erklären, womit dieser berühmte Lehrer der Staatswirthschaft diesen Unterschied festgestellt hat, werden wir die Idee, die wir uns von den Elementen und dem Zwecke dieser Wissenschaft gemacht haben, ins Licht stellen *).

---

*) Um unsere Ideen über den Gegenstand und den Zweck der Staatswirthschaft zu entwickeln, haben wir Herrn Say's Meinung gewählt, weil die Abhandlung, worin sie dargestellt ist, uns als der wissenschaftlichste Abhub der staatswirthschaftlichen Lehren, so wie diese bisher aufgefaßt worden sind, erscheint. Einige Oekonomisten, welche dieselbe theilen, haben bei dem Allen die Leere wahrgenommen, die der Rahmen darbietet, in welchen man die Wissenschaft einzuzwängen versucht hat. Einer von ihnen, Herr Storch, hat sich bemüht, diese Leere durch eine Theorie der Zivilisation auszufüllen; allein bei allen Lobsprüchen, die ein solcher Versuch

„Lange, sagt Herr Say, hat man die eigentlich so genannte Politik, die Wissenschaft von der Organisation der Gesellschaften, mit der Staatswirthschaftslehre vermengt, welche nachweiset, wie Reichthümer sich bilden, sich vertheilen und verzehren. Gleichwohl sind die Reichthümer unabhängig von der politischen Organisation. Unter allen Regierungsformen kann ein Staat gedeihen, wenn er gut verwaltet wird. Man hat gesehen, daß Nationen sich unter unumschränkten Monarchen bereichert haben; wogegen andere Nationen unter Volksräthen zu Grunde gegangen sind. Ist die politische Freiheit der Entwickelung von Reichthümern günstig, so ist sie es auf eine indirekte Weise, gerade wie sie der Belehrung günstiger ist.“ Und weiterhin fügt der Verfasser hinzu: „Zwischen der Staatswirthschaft und der Statistik findet derselbe Unterschied Statt, wie zwischen der Erfahrungs-Politik und der Geschichte.“

Bestände die Wissenschaft von der Organisation der Gesellschaften in dem Studium der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Formen: so würde Herrn Say's Meinung vollkommen richtig seyn. Allein, so

verdienten kann, tragen wir kein Bedenken, zu behaupten, daß sein Werk verfehlt ist, weil er die Wissenschaft von der Organisation der Gesellschaft, als eine Ableitung von der Wissenschaft der Reichthümer behandelt hat.

Wiewohl wir hier keinesweges den Zweck haben, Herrn Say's Meinung zu bekritteln, so wollen wir doch aufmerksam machen auf den Widerspruch, der aus den beiden Redensarten hervorgeht: „die Reichthümer sind wesentlich unabhängig von der politischen Organisation,“ und „wenn die Freiheit der Entwickelung der Reichthümer günstiger ist, so geschieht dies auf eine indirekte Weise.“ Wesentlich unabhängig paßt nicht mit indirekt günstig.

aufgefaßt, wäre die Politik wirklich nichts weiter, als die Statistik der gesellschaftlichen Organisation. Allerdings ist sie bisjetzt aus diesem niedrigen Standpunkte betrachtet worden; und unter den zahlreichen Beispielen von Täuschungen und Unbestimmtheiten, welche aus dieser Idee entsprangen, braucht man nur Robertson's Verlegenheit *) anzuführen, wenn er erklären will, wie ganz entgegengesetzte Verfassungen, zu Florenz und Venedig, gleich glückliche Resultate geben. Die Wissenschaft der gesellschaftlichen Organisation schöpft alle ihre Elemente im Studium der allgemeinen Thatsachen der Vergangenheit: sie ist die Philosophie der Geschichte, oder, noch besser, die philosophische Geschichte des menschlichen Geschlechts; die Erfahrungs-Politik ist die Anwendung der Wissenschaft von der Organisation der Gesellschaft, so wie die Experimental-Physik die Anwendung bekannter Grundsätze ist, um, nach Belieben, physische Erscheinungen, die schon beobachtet oder wissenschaftlich vorhergesehen sind, hervorzurufen; die Geschichte endlich, betrachtet als eine Sammlung von Thatsachen ohne eine Verkettung, die auf eine Anschauung von der Menschheit gegründet ist **), d. h. von Thatsachen, welche z. B. nach der chronologischen Ordnung, oder nach der geographischen Lage der Völker

*) Siehe die Einleitung in das Leben Karls V. S. 128.

**) Wir bedienen uns dieses Ausdrucks, um daran zurück zu erinnern, daß die Elemente der Geschichte, vereinigt in Reihen von Thatsachen derselben Art, nicht eher zur Hervorbringung der Wissenschaft gesellschaftlicher Organisation taugen, als bis die Thatsachen der Vergangenheit betrachtet werden, als gebunden an die Entwikkelung des menschlichen Gschlechts.

klassifizirt sind, ist wirklich nichts weiter, als eine mehr oder minder glücklich durchgeführte statistische Sammlung, und die Politik, von welcher Herr Say spricht, diese Wissenschaft, welche, nach ihm, die verschiedenen Regierungsformen abhandelt, würde selbst nur der Theil dieser statistischen Sammlung seyn, welcher die Beschreibung von den Verrichtungen der Könige, der Senatoren, der Tribunen, der Konsule u. s. w. gewidmet ist.

Herr Say scheint uns also in den Vergleichungen, die er angestellt hat, die Frage nicht aufgeklärt zu haben. Die Statistik (dies Wort in seinem ausgedehntesten Sinne genommen) ist die rohe Grundlage jeder Wissenschaft, weil sie in dem umständlichen Gemälde der Gegenstände besteht, an welchen der menschliche Verstand oder die menschliche Betriebsamkeit sich übt. Aufgefaßt in ihren Beziehungen zur Staatswirthschaft, giebt die Statistik ihr den numerischen Stand der Werkzeuge, deren die Betriebsamkeit sich bedient; die Technologie beschreibt den Mechanismus derselben, und giebt die Mittel an, sich ihrer zu bedienen, um möglich-größte Produktiv-Thätigkeit von ihnen zu erhalten; sie betrachtet den Menschen aus einem einzigen Gesichtspunkte, d. h. als thätig, die äußere Natur zu reizen, um sie zu seinem Vortheil zu modifiziren. Allein sobald man sich zur Erforschung der Beziehungen erhebt, welche alle Mitglieder einer Gesellschaft unter dem Gesichtspunkte der materiellen Hervorbringung vereinigen, es sei um ihre Produktiv-Kraft durch höhere Einsichten und eine bessere Kombination der Anstrengungen direkt zu erhöhen, oder um sich die Erzeugnisse der menschlichen Arbeit zu theilen — da verlieren die statistischen und

technologischen Data ihre Wichtigkeit; eine neue Wissenschaft wird geboren.

Diese Wissenschaft besteht aus zwei gesonderten Theilen, welche der so eben von uns anzudeutenden Theilung entsprechen. Auf der einen Seite betrachtet sie die kombinirte Wirksamkeit der Betriebsamen, um wissenschaftlich die Arbeit nach den Geschicklichkeiten und Oertlichkeiten zu vertheilen; und in dieser Beziehung umfaßt sie das Ganze der agrikultorischen, manufakturirenden und Handels-Betriebsamkeit. Auf der andern Seite erforscht sie, wie die Vertheilung der Produkte geschieht; und in diesem Falle untersucht sie die bezügliche Lage der Arbeiter unter sich, d. h. die Beziehungen der Leiter von Arbeiten und der Arbeitsleute, und die Verhältnisse, welche die Produzenten mit den Nicht-Produzenten verbinden, d. h. die Bewirthschaftung, die Pacht, der Zinsfuß, oder, um dies noch besser auszudrücken, die Vortheile, welche verbunden sind mit dem Austhun der zur Hervorbringung nöthigen Stellen und Werkzeuge.

Diese Theilung schließt die ganze Theorie der Betriebsamkeit in sich, weil sie zunächst die Thatsachen umfaßt, die sich bloß auf die Betriebsamen beziehen, dann aber auch die Beziehungen zu den Nicht-Produzenten.

Wäre die Betriebsamkeit das einzige Element der menschlichen Thätigkeit: so würde die Wissenschaft, womit wir uns beschäftigen, alle gesellschaftliche Thatsachen umfassen, und folglich das Ganze der Prinzipe dieser Wissenschaft wirklich die allgemeine Philosophie bilden, deren praktische Folgerungen die politische Wissenschaft geben würden; mit anderen Worten: die gesellschaftliche Orga-

nisation würde unmittelbar aus der Theorie der Betriebsamkeit hervorgehen. Dies ist, wie wir weiter unten sehen werden, die Ursache des Fehlers, den man vielen Schriftstellern vorwerfen kann, welche behauptet haben, man könne die Gesellschaft bilden, wenn man sich in den industriellen Gesichtspunkt stelle, d. h. welche die Wissenschaft der gesellschaftlichen Organisation aufgefaßt haben als ein Abgeleitetes der Staatswirthschaft, anstatt diese letztere Wissenschaft als etwas zu betrachten, das der ersteren bloß Materialien darbietet. In dieser Beziehung ist der Vorwurf, den Herr Say dem Engländer Stewart macht, weil er sein erstes Kapitel überschrieben hat: von der Regierung des menschlichen Geschlechts, nicht ungegründet, und eben so wenig ist es der Vorwurf, den er den Staatswirthschaftslehrern, so wie dem berühmten J. J. Rousseau macht, „weil er, in denselben Untersuchungen, die Prinzipe, welche eine gute Regierung konstituiren, mit denjenigen verwechselt hat, auf welche sich der Anwuchs der Reichthümer gründet." Indeß, dieser Vorwurf ist mit gleichem Rechte anwendbar auf die Arbeiten der Nachfolger Smith's, und sogar auf die Arbeiten Smith's selbst. Die Staatswirthschaftslehrer nahmen ihren Abgangspunkt in einer allgemeinen Idee, die sie sich aus einem Typus gesellschaftlicher Ordnung bildeten, dem alle Arbeiter zustreben mußten; und ausgehend von dieser Grundlage, behandelten sie die Wissenschaft der Reichthümer auf eine Weise, wodurch sie genau zusammentraf mit der durchaus konjekturalen Vorstellung von einem Natur-Recht. Sie betrachteten die Staatswirthschaft als Philosophen; sie stützten sich zwar auf ein unbestimmtes Prinzip

natürlicher Ordnung, d. h. auf eine Art, die Gesellschaft zu betrachten, die nicht das Resultat von der Beobachtung des vorschrittlichen Ganges des menschlichen Geschlechtes war; zum Wenigsten aber faßten sie die Wissenschaft der Reichthümer nicht anders auf, denn als eine Folge ihrer Theorie der gesellschaftlichen Organisation.

Smith dagegen, nachdem er alle Vortheile der Konkurrenz in der Betriebsamkeitsthätigkeit entwickelt hat, ohne die Nachtheile derselben wahrgenommen zu haben, wendet dies Prinzip (das, wenn es nicht durch Mittel der Ordnung und Einigung beschränkt ist, den Antagonismus auf den höchsten Punkt treibt) auf die allerwichtigsten Punkte des Systems gesellschaftlicher Organisation an. Er gründet, z. B. den Unterricht und die Erziehung auf die Konkurrenz, und erhebt sich sogleich gegen jede Konstitution von Körperschaften, welche mit der Vervollkommnung und der Unterweisung in den Wissenschaften, oder mit der einförmigen Fortpflanzung einer, den allgemeinen Vortheilen der Gesellschaft entsprechenden, Lehre beauftragt sind.

Die Nachfolger Adam Smiths sind in dieser falschen Richtung noch weiter gegangen, als ihr Meister. Man findet den Beweis davon in dem Beweggrunde, der Herrn Say den Vorwurf eingegeben hat, welchen er Herrn Stewart macht. Dieser letztere Schriftsteller hat in seinem ersten Kapitel seine allgemeinsten Ideen über Gesellschaft ausgesprochen, während die neueren Oekonomisten beinahe sämmtlich ihre Ansichten von den großen gesellschaftlichen Thatsachen bis zum Schluß ihrer Werke aufgespart haben.

Sie haben die Grundlage der gesellschaftlichen Organisation a posteriori legen wollen, beginnend mit den allerkleinsten Thatsachen, von der Theilung der Arbeit an, bis zur Freiheit des Handels unter den Völkern. Doch die Wissenschaft der Reichthümer ist unzulänglich, wenn es darauf ankommt, eine philosophische Idee zu geben, die sich an die Spitze einer Theorie der gesellschaftlichen Organisation stelle. Die allgemeine Philosophie, d. h. die Vorstellung von der fortschrittlichen und gleichzeitigen Entwickelung der Mittel menschlicher Thätigkeit, zeigt zwar Denen, die sich ins Besondere mit dem Gange der Betriebsamkeit, der Wissenschaften und der schönen Künste beschäftigen, die Richtung an, der sie in ihren Arbeiten folgen sollen; allein, nachdem sie sich in spezielle Gesichtspunkte gestellt haben, und unfähig geworden sind, das Ganze der gesellschaftlichen Erscheinungen aufzufassen, können Männer dieser Art nicht mehr von ihrer besonderen Wissenschaft aufsteigen zu der allgemeinen Philosophie, zu der Wissenschaft der gesellschaftlichen Organisation. Getäuscht durch eine falsche philosophische Ansicht und a priori ausgehend von der Idee, die er sich von der besten gesellschaftlichen Ordnung machte, gelangte Stewart, wie die französischen Oekonomisten, zu den einzelnen Thatsachen der materiellen Produktion. Smith und die neueren Oekonomisten haben den entgegengesetzten Weg eingeschlagen; und diese beiden Arten des Raisonnements, umsichtig von dem menschlichen Geiste angewendet, sind den Fortschritten der Wissenschaft in so fern günstig gewesen, als sie zur Schöpfung einer neuen Vorstellung vom menschlichen Geschlechte füh-

ren mußten: zu einer Vorstellung, die, wenn sie einmal von den Staatswirthschaftslehrern angenommen ist, ihnen als Abgangspunkt dienen, und ihnen den Zweck ihrer Arbeiten anzeigen wird. Es ist in der That merkwürdig, zu sehen, daß alle Staatswirthschaftslehrer, bis auf Smith, ihre Werke mit Betrachtungen der höchsten Allgemeinheit über das Ganze der gesellschaftlichen Beziehungen beginnen, während, von dem Urheber des Werks über den National-Reichthum an, die berühmtesten Oekonomisten mit Einzelheiten angezogen kommen, z. B. mit der Definition der Wörter Werth, Preis, Produktion, welche keine ursprüngliche Idee über die Zusammensetzung oder Organisation der Gesellschaften fordern. Diese allgemeine Uebereinstimmung ist leicht zu erklären, wenn man bemerkt, daß alle diese Werke während der Herrschaft der Lehre von der Freiheit zu Stande gebracht sind: einer Lehre, die in sich selbst nichts weiter ist, als die Negation jeder gesellschaftlichen Lehre.

Kehren wir jetzt zu den Fragen zurück, die wir uns vorgelegt haben. Welches sind die Thatsachen, welche zum Domän der sogenannten Staatswirthschaftslehre gehören, und was kann die Anwendung der Gesetze seyn, die von der Beobachtung dieser Thatsachen abgeleitet sind? Mit anderen Worten: was ist das Objekt und der Zweck dieser Wissenschaft? Aufsuchung der Beziehungen der Betriebsamkeit mit der gesellschaftlichen Organisation; Prüfung der gesellschaftlichen Lage der Betriebsamen in der Vergangenheit; Konstatirung der Fortschritte, welche die Theilung der Arbeit gestattet hat,

um die je mehr und mehr wissenschaftliche Benutzung des Erdballs stätig zu vervollkommnen: dies sind die Thatsachen, womit diese Wissenschaft sich beschäftigen muß. Aus diesen Thatsachen nun Betrachtungen über die Zukunft der Betriebsamen und der Betriebsamkeit, d. h. über die Veränderungen herzuleiten, welche die Beziehungen der Arbeiter unter sich, oder zu den anderen Klassen der Gesellschaft erfahren müssen, so wie auch Betrachtungen über die Vervollkommnungen der Arbeitstheilung, die aus den Fortschritten des Geistes der Vergesellschaftung entspringen: dies ist der Zweck, den eben diese Wissenschaft sich setzen muß.

Wir haben in diesem Artikel auseinander zu setzen gesucht:

1) die politischen Umstände, unter welchen die Oekonomisten ihre Wissenschaft gebildet haben;

2) die allgemeine Idee, welche aus dieser Lage hervorging und ihre Arbeiten beherrschte;

3) die Methode, welche sie angewendet haben, und die in sich selbst eine Folge der allgemeinen Idee war, auf welche sie alle ihre Beobachtungen zurückführten;

4) den Gegenstand und den Zweck der Staatswirthschaftslehre, oder, um dies noch besser auszudrücken, die philosophische Geschichte der Betriebsamkeit.

In anderen Artikeln werden wir die wichtigsten Werke prüfen, welche, seit Quesnay bis auf unsere Tage, über Staatswirthschaft erschienen sind; zugleich

aber werden wir versuchen, die Bahn zu bezeichnen, in welcher, nach unserem Dafürhalten, diese Wissenschaft, mit Verzichtleistung auf die natürliche Ordnung der ökonomistischen Sekte, und das Machenlassen der Anhänger der unbegränzten Konkurrenz, eintreten muß, um die wissenschaftlich-industrielle Reorganisation vorzubereiten.

Ueber
die Bearbeitung der Geschichte der europäischen Staaten.

Von

Gustav Wilhelm Hugo.

Die Geschichte der europäischen Staaten war vor Spittler ein trockenes Verzeichniß von Regenten, Todesfällen, Schlachten, Friedensschlüssen und Bündnissen gewesen, worin die innere Geschichte der Staaten, das Verhältniß der Stände zu einander und zu dem Regenten, die Verfassung des Landes, die Justiz- und Finanz-Gesetzgebung und Verwaltung fast gar nicht berücksichtigt worden waren.

Spittler verbreitete sich hauptsächlich über diese Gegenstände, und zeigte in einem meisterhaften Grundriß, wie höchst interessant sich auf diese Weise die Geschichte der europäischen Staaten behandeln lasse. Man muß es sehr bedauern, daß es nicht in seinem Plane lag, uns mehr als einen Grundriß, worin das Meiste nur angedeutet, nicht ausgeführt ist, und das sonach mehr einer höchst geistreichen Skizze, als einem in seinen kleinsten Theilen ausgeführten Gemälde gleicht, zu geben. Wenige Jahre nach dem Erscheinen seines, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks, verließ Spittler die akademische Laufbahn, für die er recht eigentlich geschaffen schien, und sowohl die von seinen bisherigen Studien so weit ver-

verschiedenen Geschäfte, als die damaligen Verhältnisse Europa's, die eine unpartheiliche Geschichte nicht gestatteten, bewogen ihn, sich von jedem fernern Antheile an dem Buche loszusagen, und die Besorgung der zweiten Auflage einem andern Gelehrten zu überlassen. In bessere Hände hätte diese nicht fallen können, als in die seines Amtsgenossen Sertorius, der das Werk ganz in Spittler's Geiste bis auf die neusten Zeiten fortsetzte.

Seit den dreißig Jahren, wo Spittler's Werk zum ersten Male erschien, haben alle europäischen Staaten, mehr oder weniger große, innere und äußere Veränderungen erlitten; mehrere derselben (wie Venedig und Genua) sind aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwunden, andere (wie Norwegen, das lombardisch venetianische Königreich, die freie Stadt Krakau und die jonischen Inseln), die vorher Bestandtheile anderer Staaten ausmachten, sind seit dieser Zeit selbstständige Staaten geworden. Ueberdies haben viele neue Forschungen auch diesen Theil der Geschichte weiter gefördert, welche Sertorius bei seiner Fortsetzung von Spittler's Entwürfen nicht wohl berücksichtigen konnte, wenn anders dessen ursprüngliche Arbeit stehen bleiben, und nicht ganz umgeschmolzen werden sollte. Man darf daher, ohne Spittler's und seines trefflichen Fortsezzers große Verdienste zu verkennen, wohl behaupten, daß ein neues Handbuch der Geschichte der europäischen Staaten nicht allein sehr wünschenswerth, sondern sogar ein wahres Bedürfniß sei, und man muß sich freuen, zu hören, daß sich einige Historiker seit mehreren Jahren mit der Ausarbeitung eines Handbuchs der Geschichte der europäischen Staaten beschäftigen.

Schon der Umstand, daß eine so ehrenwerthe Buchhandlung, wie die Friedrich Perthes'sche in Hamburg, sich der Sache unterzieht, erregt ein günstiges Vorurtheil, und läßt hoffen, daß hier nicht von einer bloßen buchhändlerischen Spekulation die Rede sei; und wenn die Verheißungen der Anzeige auch nur halbwegs erfüllt werden, so ist etwas Ausgezeichnetes zu erwarten.

Ueber den Plan und die Ausführung muß man erst die von dem Verleger angekündigte ausführliche Anzeige abwarten, ehe sich mit Sicherheit über Beides urtheilen läßt; doch lassen sich jetzt schon einige allgemeine Bemerkungen machen, denen wir dann noch einige fromme Wünsche beifügen wollen.

Für's Erste ist es sehr zu billigen, daß kein Lehrbuch, sondern ein Handbuch angekündigt wird; denn hauptsächlich ein solches thut der jetzt so zahlreichen Klasse von Liebhabern der Geschichte Noth. Man muß es lebhaft bedauern, daß Spittler nicht ein größeres Publikum vor Augen hatte, und nur ein Lehrbuch für seine Zuhörer beabsichtigte. Daher die oft räthselhafte, nicht selten ganz unverständliche Kürze, welche Vielen den Gebrauch seines trefflichen Werks sehr erschwert, ja fast unmöglich macht *). Von dem

*) Es sei erlaubt, dies durch ein Beispiel zu erläutern. Spittler sagt von Ludwig XVI. „Möchten doch alle Könige und Fürsten vergessen, was sein Schicksal war!" Wir gestehen unverhohlen, daß uns der Sinn dieser Worte nicht klar ist. Statt sein Schicksal zu vergessen, sollten vielmehr alle Fürsten an seinem schrecklichen Schicksale lernen, wohin Mangel an Energie und Unschlüssigkeit bringen, und, daß wenn Ludwig fähig gewesen wäre, die Ereignisse zu leiten, statt sich ihnen charakterlos hinzugeben, die Revolution gewiß eine für ihn weniger verderbliche Richtung genommen hätte.

angekündigten Handbuche darf man daher keine der mündlichen Erläuterung bedürfende Andeutungen, sondern eine fließende Erzählung, und eine allgemein verständliche, faßliche Darstellung erwarten.

Daß sich mehrere Gelehrte zu demselben vereinigt haben, daran ist gewiß sehr wohl geschehen. Der Umfang der europäischen Staatengeschichte ist zu groß, als daß ein einziger Gelehrter die Geschichte aller in gleichem Maße erforschen könnte; der Eine wird von der Geschichte dieses, der andere von der Geschichte jenes Staates mehr angezogen, wie z. B. Spittler die Geschichte von Frankreich, Großbritannien und Italien mit besonderer Vorliebe bearbeitet zu haben scheint. Wenn nun Jeder die Geschichte des Staates oder der Staaten bearbeitet, die ihn besonders anziehen, und der er gründliche Studien gewidmet hat: so darf man von dieser Vereinigung der Kräfte Mehrerer etwas Vorzügliches erwarten.

Noch hat der Verleger keinen der Mitarbeiter namhaft gemacht; von seiner Umsicht läßt sich aber erwarten, daß er nur Männer, die ihren Beruf zu historischen Darstellungen schon durch andere Werke dargethan haben, dazu gewählt haben werde. Dürfen wir uns einen Wunsch erlauben, so ist es der, daß die Herren Böttiger, Dahlmann, v. Raumer, Sertorius und Voigt unter den Mitarbeitern seyn möchten.

Rühs hat von Wagner's Geschichte von Schweden mit Recht geurtheilt, daß sie nicht einmal das Verdienst einer brauchbaren Kompilation habe, da der Verfasser der schwedischen Sprache nicht mächtig gewesen sei. Wir sind mit diesem Urtheile vollkommen einverstanden, und glauben

es als Grundsatz aufstellen zu dürfen, daß nur derjenige die Geschichte eines Staats aus den Quellen erforschen und mithin eine gute Geschichte desselben liefern könne, der die Sprache desselben versteht. Wir müssen deßhalb wünschen, daß die Geschichte von Spanien, Portugal, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland nur solchen Männern übertragen werde, welche der Sprache dieser Länder mächtig sind. Die Kenntniß der französischen, englischen und italiänischen Sprache, darf man bei jedem Geschichtskundigen voraussetzen.

Man könnte vielleicht noch weiter gehen und sagen: Niemand könne die Geschichte eines Landes schreiben, der dasselbe nicht aus eigener Anschauung kenne. So sehr eine solche Autopsie auch zu wünschen wäre, so wird sie doch bei unseren deutschen Gelehrten, die in ihren Vermögensverhältnissen größtentheils sehr beschränkt sind, vielleicht nie in Erfüllung gehen. Auf den Fall, daß die Geschichte der sämmtlichen deutschen Staaten mit in den Plan gezogen würde (wie sehr zu wünschen ist), ließe sich diese Forderung vielleicht noch am ersten verwirklichen, wenn die Geschichte jedes deutschen Staates entweder einem Eingebornen, oder doch einem Gelehrten übertragen würde, der sich kürzere oder längere Zeit in demselben aufgehalten hat. Warum sollte sich aber nicht in jedem deutschen Staate, oder doch wenigstens in den größern (Baiern, Wirtemberg, dem Königreiche Sachsen, Hannover, Baden, den beiden Hessen und Mecklenburg) ein tüchtiger Mann finden lassen?

Hinsichtlich der beigebrachten Literatur ist Spittler und sein wackerer Fortsetzer wahrhaft musterhaft verfahren.

Während so viele deutsche Schriftsteller so gern mit gelehr- tem Wuste prunken, und gute, mittelmäßige und schlechte Bücher, ohne Auswahl namhaft machen, beschränken sie sich mit Recht auf das Erlesenste und Beste. Gute Bü- cher werden nach Verdienst gelobt, mittelmäßige, ohne ein Urtheil darüber zu fällen, angeführt, schlechte getadelt, um den Leser vor ihnen zu warnen. In den neusten Zei- ten hat man sich von diesem lobenswerthen Beispiele, das Spittler zuerst in seiner Kirchengeschichte aufstellte, wieder entfernt, und ist auf zwei Extreme gerathen. Einige Hi- storiker zitiren gar keine Bücher, und überlassen es dem Leser sie anderwärts aufzusuchen; andere führen einen Wust mittelmäßiger und schlechter Bücher an, ohne ein Urtheil über dieselben beizufügen, oder berufen sich wohl gar auf Rezensionen. Die letztere Methode ist unstreitig viel ver- werflicher, als die erstere, weil der Leser hier im Ueber- flusse darbt, und ohne den Rath eines sachkundigen Freun- des eben so leicht an schlechte als an gute Bücher gera- then kann. Die Unart, sich auf Rezensionen in gelehrten Zeitungen zu berufen, verdient um so schärfere Rüge, da man von einem Schriftsteller, der über irgend einen Ge- genstand schreibt, mit Recht verlangen kann, daß er Alles was darüber geschrieben worden, aus eigener Ansicht kenne, und im Stande sei, ein selbstständiges Urtheil darüber zu fällen, ohne mit fremden Augen sehen zu müssen, auch nicht jeder Leser in der Lage ist, die angeführten Rezensio- nen nachschlagen zu können.

Es ist zu wünschen, daß die Verfasser auf dem von Spittler und seinem Fortsetzer betretenen Wege fortgehen, und hinsichtlich der Literatur eine weise Mittelstraße zwi-

schen zu viel und zu wenig halten möchten. Nur scheint es uns schicklicher die Literatur in Noten zu verweisen, als wenn, wie bei Spittler, der Text alle Augenblicke durch Büchertitel unterbrochen wird.

Unseres Dafürhaltens sind alle europäischen Staaten, so viel ihrer jetzt bestehen, in das Handbuch aufzunehmen, und es ist schwer zu begreifen, wie der sonst so selbstständige und von fremden Autoritäten unabhängige Spittler, hierin seinen Vorgängern folgen, und so wichtige Staaten, wie Deutschland, die österreichische und preußische Monarchie sind, ganz übergehen, und hinsichtlich der beiden letztern sich begnügen konnte, Ungarn und das eigentlich sogenannte Königreich Preußen aufzunehmen, da diese Länder doch nur einen Theil der österreichischen und preußischen Monarchie ausmachen. Eben so wenig sollte Deutschland in der Reihe der europäischen Staaten fehlen, und der Umstand, daß dessen Geschichte den Gegenstand eigener Vorlesungen ausmacht, ist kein hinreichender Grund, die Geschichte desselben, ohne welche die Geschichte der Niederlande und der Schweiz nicht verstanden werden kann, wegzulassen. Da die einzelnen italischen Staaten, und unter denselben so unbeträchtliche, wie Toskana, Parma und Modena, in der Reihe der europäischen Staaten mit aufgeführt sind: so sollten so viele bedeutendere, wie Baiern, Sachsen, Hannover und Wirtemberg nicht übergangen werden, und wir wünschen daher, daß nicht allein die sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, sondern auch die bedeutensten der früheren, jetzt untergegangenen, wie namentlich die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln, mit in den Plan gezogen werden möchten.

Die Republiken Venedig und Genua, sind zwar aus der Reihe der europäischen Staaten verschwunden; allein ihre frühere Geschichte ist so wichtig und interessant, daß sie in einem Handbuche der Geschichte der europäischen Staaten nicht fehlen darf, zu geschweigen, daß sie in die Geschichte der übrigen italischen Staaten tief eingreift, und diese ohne dieselbe nicht gehörig verstanden werden kann.

Dem oben geäußerten Wunsche, daß die sämmtlichen deutschen Staaten mit in den Plan möchten aufgenommen werden, wollen wir jetzt noch einige Bemerkungen hinzufügen. Die deutsche Spezialgeschichte ist wohl eine sehr schwierige, und bis jetzt noch nicht gehörig gelöste Aufgabe, nicht allein weil sie die genaueste Kenntniß der allgemeinen deutschen Geschichte voraussetzt, sondern auch, weil die Geschichte vieler deutscher Staaten, besonders der kleineren, wie z. B. die von Nassau, Waldeck, Lippe, Schwarzburg und Hohenzollern noch fast gar nicht bearbeitet ist, und die wichtigsten, die innere Geschichte derselben betreffenden Urkunden und Nachrichten noch in den Archiven vergraben liegen. Die bis jetzt über die deutsche Spezialgeschichte vorhandenen größern Werke (um von den ältern zu schweigen), wie z. B. die von Michaelis und Gebhard, sind rohe, schon durch ihre Unform und geschmacklose Darstellungsweise abschreckende Kompilationen, worin zwar die Regenten-Geschichte breit genug abgehandelt wird, von dem innern Leben der Staaten und ihrer Verfassung aber fast nichts zu finden ist. Die kürzeren dagegen, wie die von Curtius und Galletti, sind dürftige, fast nur Nomenclatur enthaltende Skelette, in denen alles Besondere und Bedeutende verwischt ist.

Aus allem diesem geht hervor, daß die deutsche Spezialgeschichte weit weniger, als die Geschichte der europäischen Staaten bearbeitet ist. Es fehlt ihr bis jetzt an einem Spittler, der der rohen, ungeordneten Masse Geist und Leben einzuhauchen fähig gewesen wäre.

Die Frage: ob außer den deutschen Bundesstaaten auch die wichtigern untergegangenen Staaten aufzunehmen seien? verdient wohl erwogen zu werden. Ohne dieselbe hier in ihrem ganzen Umfange erörtern zu wollen, scheint uns, als ob die der drei geistlichen Kurfürstenthümer, Mainz, Trier und Köln, so wie die der Pfalz, wegen der bedeutenden Rolle, die sie in frühere Zeiten gespielt, und weil ihre Geschichte in die der benachbarten Staaten tief eingreift, nicht wegbleiben dürfte.

In den chronologischen Angaben des Spittlerschen Werks finden sich manche Unrichtigkeiten, von denen wir einige namhaft machen wollen. So ist z. B. die Schlacht bei Morgarten nicht am 6. Dezember sondern am 15. November 1315, die bei Näfels nicht 1389 sondern 1388 vorgefallen. Die Calmarische Union wurde nicht am 12. sondern am 20. Juli (dem Tage der heiligen Margaretha) geschlossen; die Doge-Regierung zu Genua nicht 1412 sondern 1413 hergestellt; die Untheilbarkeit und das Recht der Erstgeburt nicht am 27. Juni sondern am 27. Februar 1383 in Savoyen eingeführt (daß das erstere Datum falsch sei, geht schon daraus hervor, weil der Graf Amadeus der Grüne bereits am 2. März d. J. gestorben ist). Nicht am 25. Oktober, sondern am 2. Dezember 1427, erhielt der Herzog von Savoyen die Stadt und Herrschaft Vercelli geschenkt. Wir könnten dieses

Verzeichniß noch vermehren; es mag aber an den angegebenen Beispielen genug seyn, um die Bearbeiter des angekündigten Handbuchs zu veranlassen, alle von Spittler angeführten Data einer kritischen Prüfung zu unterwerfen.

Die Ordnung, in der die einzelnen europäischen Staaten auf einander folgen, ist unstreitig viel wichtiger, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte; eine Menge unnützer Wiederholungen werden dadurch vermieden, wenn diejenigen Staaten, aus denen andere entstanden sind, diesen vorangeschickt werden. So hat, um ein Beispiel anzuführen, mit Recht Spittler (und schon sein Vorgänger Meusel) die Geschichte von Spanien der von Portugal vorangehen lassen, und Rauschnick hat hierin einen sehr zu mißbilligenden Rückschritt gethan, wenn er Portugal nun doch wieder vorangehen läßt.

Bei Meusel (unstreitig dem bedeutendsten von Spittlers Vorgängern) folgen die einzelnen Staaten in folgender Ordnung auf einander: Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien, vereinigten Niederlande, Schweiz, Dänemark, Schweden, Rußland, Polen, osmanisches Reich, Ungarn, Italien und die einzelnen italischen Staaten, und Preußen.

Bei Spittler folgen die sechs ersten Staaten (die Schweiz mit eingeschlossen) in derselben Ordnung. Dann Italien und die einzelnen italischen Staaten (unter denen jedoch Lucca und San Marino fehlen), osmanisches Reich, Ungarn, Polen, Rußland, Preußen, Schweden, Dänemark.

Die Anordnung bei Meusel ist offenbar mehr zufällig, als planmäßig. Es dürfte schwer halten, einen ver-

künftigen Grund anzugeben, aus dem er, z. B. auf die Schweiz die nordischen Staaten, die mit dieser durchaus in keiner Verbindung stehen, folgen läßt, sich dann wieder nach dem Süden wendet, und mit Preußen schließt.

Bedeutend besser ist die von Spittler befolgte Anordnung. Auf die Schweiz folgen Italien, das osmanische Reich, Ungarn und Polen ganz natürlich; nur ist nicht einzusehen, warum Schweden Dänemark vorangeht, und dieses die Reihe schließt.

Wir glauben es als Hauptgrundsatz aufstellen zu müssen: Jeder Staat, der früher einen Theil eines andern ausgemacht, und aus diesem entstanden ist, darf diesem nicht vorausgehen, sondern muß auf denselben folgen. Hieraus ergiebt sich: daß Spanien, Portugal; Dänemark, Norwegen und Schweden; Polen, Preußen; und Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden vorangehen müsse. Hiernach würden wir die einzelnen europäischen Staaten in folgender Ordnung auf einander folgen lassen:

Deutschland, die Schweiz, das Königreich der Niederlande, Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und die einzelnen italischen Staaten, die jonischen Inseln, das osmanische Reich, Griechenland, Oesterreich, Polen, Preußen, Rußland, Dänemark, Norwegen und Schweden.

Es sei uns erlaubt mit wenigen Worten unsere Anordnung zu rechtfertigen. Deutschland, als der eigentliche Kern von Europa, geht billig allen anderen Staaten voran. Nicht allein die Geschichte der Schweiz und der Niederlande, sondern auch die von Oesterreich und Preußen, ja selbst die von Frankreich und Italien, kann ohne

Voranschickung der deutschen Geschichte nicht völlig verstanden werden. Auf Deutschland, als einen Verein von Staaten, folgen die deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen *). Die Schweiz und das Königreich der Niederlande, als aus Deutschland entstandene Staaten, dürften sodann ihre schicklichste Stelle finden. Großbritannien, das mit den Niederlanden von jeher in so vielfacher Berührung stand, dürfte auf diese ohne Zwang folgen. Die Anordnung der westeuropäischen Staaten, Frankreich, Spanien und Portugal, scheint so natürlich, daß sie keiner Rechtfertigung bedarf.

Von Portugal, als dem westlichsten Staate von Europa, kann man ohne Sprung zu keinem andern Staate gelangen. Doch möchte Italien und die einzelnen italischen Staaten, nach ihm, am passensten folgen. Auf Italien die jonischen Inseln, die früher zu Italien gehört haben. Dann das osmanische Reich und das nach Unabhängigkeit ringende Griechenland. Dann Oesterreich; auf dieses das daran gränzende Polen; dann die freie Stadt Krakau und das aus Polen entstandene Preußen. Auf Preußen, das zwischen dem Süden und dem Norden liegt, und beiden angehört, folgen ganz natürlich die nordischen Staaten: zuerst Rußland, hierauf Dänemark,

*) Oesterreich und Preußen sind, wie auch das Königreich der Niederlande, hinsichtlich des Großherzogthums Luxemburg und Dänemark, hinsichtlich der Herzogthümer Holstein und Lauenburg europäische Staaten und deutsche Bundesstaaten zugleich, und in so fern kann man ihnen eine Stelle unter den erstern und unter den letztern anweisen. Da sie jedoch nur hinsichtlich eines Theils ihres Gebiets zum deutschen Bunde gehören, so scheint es uns angemessener, sie als europäische Staaten aufzuführen.

dann das jetzt selbstständige Norwegen, welches so lange einen Bestandtheil der dänischen Monarchie ausgemacht hat, und zuletzt Schweden, dessen Geschichte ohne Vorausschickung der dänischen nicht wohl verstanden werden kann.

Wir geben gern zu, daß sich auch gegen diese Anordnung Manches erinnern, und sich vielleicht eine noch natürlichere und zweckmäßigere aufstellen lasse; uns genügt, auf diesen bisher zu wenig beachteten Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben.

Was von der Ordnung, in welcher die einzelnen europäischen Staaten auf einander zu folgen haben, gesagt worden, gilt auch von den einzelnen deutschen und italischen Staaten; auch bei ihnen dürfte eine zweckmäßige Anordnung, die auf historischen und geographischen Gründen beruht, zu treffen seyn, wodurch eine Menge unnöthiger Wiederholungen vermieden werden.

Auf zweckmäßige Perioden kommt bei jedem historischen Werke sehr viel an; es sollen ihrer nicht zu viel angenommen werden, und dieselben nicht auf bloße Zufälligkeiten (wie die nach den regierenden Dynastieen gemachten größtentheils sind), sondern auf innern Gründen, auf Epoche machenden Begebenheiten beruhen. So macht, z. B. in der französischen Geschichte, der Ausbruch der Revolution im Jahre 1789, und der Sturz des Kaiserthrons (1814); in der deutschen, die Auflösung der deutschen Reichsverfassung (1806) ohne Zweifel Epoche. Spittler hat hierin seinen Nachfolgern noch viel zu thun übrig gelassen, so zweckmäßig auch die meisten von ihm gewählten Perioden sind. Unter diese rechnen wir besonders die in der Geschichte von Preußen, Schweden und Dänemark

aufgestellten, und es dürfte unseres Dafürhaltens schwer seyn, zweckmäßigere aufzustellen. In der Geschichte von Preußen würden wir jedoch mit dem Regierungs-Antritte Friedrichs des Zweiten, eine neue Periode beginnen; nicht nur weil durch die Erwerbung Schlesiens die Monarchie bedeutenden Zuwachs an Umfang, Seelenzahl und Macht erhielt, sondern weil, von da an, Preußen an allen europäischen Angelegenheiten lebhaftern Antheil nahm, und unter die Mächte des ersten Ranges eintrat.

In der Geschichte von Dänemark, wie in der von Schweden macht der Kieler Friede (1814) wahrhaft Epoche, und es dürfte also mit demselben bei beiden Staaten eine weitere Periode anzunehmen seyn.

Auch die in der Geschichte der vereinigten Niederlande und der Schweiz von Spittler angenommenen Perioden, scheinen sehr zweckmäßig; doch dürfte unseres Dafürhaltens bei der Schweiz die dritte Periode (von der Reformation bis zu dem letzten Landfrieden 1712) mit der vierten (bis zu der Revolution 1798) füglich zusammengezogen werden können. Mit dieser würde eine vierte Periode beginnen, welche von dem Ausbruche der Revolution bis zur Einführung der neuen Verfassung (1815) ginge.

In der Geschichte der vereinigten Niederlande ließen sich vielleicht noch zweckmäßigere Perioden aufstellen, und wir wollen es dem Ermessen des Bearbeiters dieser Geschichte anheim geben, ob nicht die zweite Periode (von der Utrechter Union bis zum zwölfjährigen Waffenstillstande 1609) bis zum Frieden zu Münster (30. Januar 1648) herunterzuführen seyn möchte, wo die Unabhängigkeit des neuen Freistaats förmlich anerkannt ward, während der

zwölfjährige Waffenstillstand doch nur ein prekärer Zustand war, nach dessen Ablauf der Kampf um die Unabhängigkeit wieder aufs Neue begann.

Indem wir diese Bemerkungen über die von Spittler aufgestellten Perioden (die wir keinesweges umständlich zu prüfen die Absicht hatten) schließen, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß Spittler bei Italien, den sämmtlichen italischen Staaten und dem osmanischen Reiche keine Perioden aufgestellt hat: ein Verfahren, von dem wir keinen Grund anzugeben vermögen, und auf das wir die Bearbeiter des Handbuchs der Geschichte der europäischen Staaten aufmerksam machen zu müssen glauben, um ihnen auch hieran zu zeigen, wie viel nach Spittler auch hinsichtlich der Periodisirung noch zu thun übrig bleibe.

Spittler hat sich, wie auch schon der Titel seines Werks zeigt, lediglich auf die europäischen Staaten beschränkt, obgleich damals (1793) die nordamerikanischen Freistaaten schon seit zehn Jahren einen unabhängigen, selbstständigen Staat bildeten. Jetzt, wo in Amerika acht unabhängige Freistaaten und ein mächtiges Kaiserreich bestehen, dürften diese nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sondern mit in den Plan aufzunehmen seyn.

Aus wie vielen Bänden das neue Handbuch bestehen werde, darüber wird uns erst die ausführliche Anzeige belehren. Unseres Dafürhaltens sollte es, wenn es dem angegebenen Zweck: in Aufführung der äußern Ereignisse, in Entwickelung der innern Gestaltung eines jeden Staats, in Charakterisirung eines jeden Volks vollständig zu befriedigen, entsprechen soll, aus nicht weniger als zwölf bis vierzehn Bänden in groß Oktav, der Band zu anderthalb

Alphabeten gerechnet, bestehen. Es sei uns erlaubt, in diese Bände die einzelnen Staaten zu vertheilen.

Der erste Band würde die Einleitung *) und Deutschland enthalten; der zweite, dritte und vierte die deutschen Bundesstaaten mit Ausnahme von Oesterreich und Preussen; der fünfte die Schweiz und das Königreich der Niederlande; der sechste Großbritannien und Frankreich; der siebente Spanien und Portugal; der achte und neunte Italien und die italischen Staaten; der zehnte die jonischen Inseln, das osmanische Reich, Griechenland und Oesterreich; der elfte Polen, die freie Stadt Krakau und die preußische Monarchie; der zwölfte Rußland und Dänemark; der dreizehnte Norwegen und Schweden; der vierzehnte, und letzte, die sämmtlichen amerikanischen Staaten enthalten.

Diese Vertheilung ist, wie sich von selbst versteht, nichts weiter, als ein Versuch, mit dem wir dem Verleger und den Mitarbeitern nicht vorgreifen wollen; wir werden nun aus der angekündigten ausführlichen Anzeige sehen, in wie weit unsere individuelle Ansicht mit der ihrigen übereinstimmt, oder davon abweicht. Daß wir das Werk auf zu viele Bände berechnet, wird man uns schwerlich mit Grunde vorwerfen können, eher vielleicht, daß wir mit zu wenigen ausreichen zu können geglaubt haben.

*) Diese dürfte unseres Dafürhaltens nicht fehlen. Sie müßte den Begriff der Staatengeschichte, und ihren Unterschied von der Weltgeschichte, ihre Quellen, Hülfsmittel, Literatur, Methode und Geschichte der Staatengeschichte in sich enthalten, dem ganzen Werke zum Schlüssel und zur Ersparung vieler sonst unvermeidlicher Wiederholungen dienen.

Was die Form betrifft, so wünschen wir die Darstellung so klar, und den Styl so einfach und würdevoll wie möglich, dabei frei von Ziererei und sklavischer Nachahmung fremder Manier, die so viele historische Schriften der neuesten Zeit ungenießbar macht. Von dem gesunden Sinne der Mitarbeiter erwarten wir, daß sie aller Systemsucht und Leidenschaftlichkeit fremd bleiben, und weder zu den Fahnen der Liberalen, noch zu denen der Servilen schwören, so wie von ihrem guten Geschmacke, daß sie sich von den jetzt herrschenden Modethorheiten, dem Mißbrauche, der mit dem Partizipium, mit dem Herausheben so vieler Worte durch größeren Druck, der widersinnigen Anhäufung des Gedankenstrichs und der ekelhaften Wiederholung von Lieblingswörtern, von so vielen deutschen Schriftstellern getrieben wird, frei erhalten möchten.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Von den Ursachen, welche die erste Theilung Polens herbeiführten.

Der siebenjährige Krieg, durch welchen Preussens politisches Ansehn begründet wurde, war noch nicht beendigt, als im äußersten Norden Europa's ein neues Ungewitter aufstieg, das sich nur unter heftigen Zerstörungen entladen zu können schien.

Peter der Dritte, aus dem Hause Holstein-Gottorp, faßte, gleich nach seiner Thronbesteigung, den Entschluß, die, seinem Hause seit dem ersten Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wiederfahrenen Kränkungen an Dänemark zu rächen. Nichts verschlug ihm der unermeßliche Umfang des Reichs, an dessen Spitze er, gerade in Folge dieser Kränkungen gelangt war; dieses Reich war nur gut genug, ihm die Mittel zur Befriedigung von Privatleidenschaften zu reichen, die, in letzter Auflösung, sich auf zwei,

vergleichungsweise höchst unbedeutende Herzogthümer auf Deutschlands Nordküste bezogen. Während der Regierung der Kaiserin Elisabeth hatte er sich standhaft geweigert, auf irgend einen Vergleich mit Dänemark einzugehen; und vergeblich waren alle Bemühungen gewesen, welche der Graf von Lynar in den Jahren 1750 und 1751 zu diesem Endzweck angewendet hatte, nicht ohne dabei von dem russischen Großkanzler Bestuschew, wie von des Großfürsten eigenen Ministern, unterstützt zu seyn. Seit dem 5. Jan. 1762 des Zwanges entledigt, der bis dahin auf ihn gedrückt hatte, bestimmte Peter der Dritte von dem Heere, das bisher gegen Preußen gebraucht worden war, 60,000 Mann zum Kriege gegen Dänemark, indem er zugleich Anstalten traf, diese Kriegsmacht durch eine zahlreiche Flotte zu unterstützen, die nach den pommerschen Küsten gesendet wurde. „Meine Ehre — so schrieb er an Friedrich den Zweiten, der gegen seinen Willen sein Verbündeter in diesem Kriege war — meine Ehre verlangt, daß ich die Ungebür räche, welche die Dänen an mir, und vorzüglich an meinen Ahnen, verübt haben; es soll aber nicht gesagt werden, daß die Russen in meinen Angelegenheiten einen Krieg führen, worin ich mich nicht an ihrer Spitze befinde *).“

Da dem Könige von Dänemark (Friedrich dem Fünften) keine andere Wahl blieb, als den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen: so that er dies mit solchen Anstrengungen, wodurch der Ausgang des bevorstehenden Kampfes zweifelhaft werden konnte. Er stellte nämlich

*) S. Oeuvres posthumes de Fréderic II. T. IV. p. 294.

ein Heer von 70,000 Mann ins Feld, dessen Anführung dem Grafen von St. Germain, einem französischen Generale von ausgezeichnetem Verdienste, anvertraut wurde; und damit Kopenhagen vor jedem Angriffe gesichert bleiben möchte, begab sich auch die dänische Flotte, zwanzig Linienschiffe und eilf Fregatten stark, nach der Höhe von Rostock, wo sie die Ankunft der russischen Flotte erwartete. Mit dem Heere rückte der Graf von St. Germain in Mecklenburg ein, wo er sein Hauptquartier zu Wismar nahm.

Schon stand Peter der Dritte im Begriffe zu seinem Heere abzugehen, als das, dem Ausbruche nahe Kriegsfeuer auf eine Weise gelöscht wurde, die Niemand erwartet hatte.

Peter hatte, während der mehr als zwanzigjährigen Regierung seiner Tante, nichts gethan, wodurch er sich das Vertrauen der Russen erworben hätte. Nach seiner Thronbesteigung würde es ihm leicht geworden seyn, das Andenken seiner Vorgängerin in Schatten zu stellen, wenn er mit einiger Ueberlegung und Klugheit hätte zu Werke gehen wollen. Doch sein ganzer Charakter brachte nichts so bestimmt mit sich, als — Uebereilung und Verkennung seiner nur allzu mißlichen Lage. Nichts vermochten über ihn die Warnungen seiner Freunde, unter welchen besonders der König von Preußen nicht abließ, ihm Mäßigung und Vorsichtigkeit zu empfehlen. Wenn er sich durch die Beibehaltung einer deutschen Leibwache, und überhaupt durch seine Vorliebe für ausländische Sitten und Gewohnheiten, die Herzen der Russen entfremdet hatte: so verstärkte er diese Wirkung nicht wenig durch sein Verfahren gegen

die Geistlichkeit, die er, ganz im kritischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, noch schmähliger zu behandeln gedachte, als sie früher von Peter dem Großen behandelt worden war. Mit Einem Worte: Peter der Dritte, nur belebt von dem Gefühle seines Monarchen-Rechts, glaubte alle Verhältnisse, von denen er umgeben war, unter die Füße treten zu dürfen.

Von diesen aber war keins für ihn noch gefährlicher, als das, worin er zu seiner Gemahlin stand.

Katharina, Prinzessin von Anhalt Zerbst Dornburg, hatte, seit ihrer ersten Erscheinung am russischen Hofe, nichts vernachlässigt, was ihr die Liebe der Russen hatte erwerben können. Frei in ihren Sitten, weil ihr Verhältniß zur Kaiserin Elisabeth dies gewissermaßen forderte, lernte sie die russische Sprache, übte sie alles, wodurch man sich in einem fremden Lande einzubürgern vermag. Ihr selbst entging Anfangs der Abstich, worein sie sich durch ihr Verfahren in Beziehung auf ihren Gemahl brachte; so wenig wurde sie darin von irgend einer Absicht geleitet, so sehr folgte sie bloß ihren Neigungen, und dem, was die Kraft der Umstände mit sich führte. Leicht war das Band der Liebe zerstört, das sie während der ersten Jahre ihres Aufenthalts in Rußland, an ihren Gemahl geknüpft hatte; und an die Stelle desselben trat erst Gleichgültigkeit, und dann, im Fortschritt der Zeit, jene feindselige Gesinnung, welche allen Kennern menschlicher Leidenschaften ankündigte, daß auf einem so unsicheren Boden, wie der russische für die Ausübung der höchsten Gewalt ist, der Thron demjenigen zu Theil werden würde, der im Kampfe um denselben die meiste Entschlossenheit

bewiese. Alles blieb in der Schwebe, so lange Elisabeth regierte; und Peter vertraute seinem Erbrecht um so blinder, weil er für die Kraft desselben keinen anderen Maßstab gelten lassen wollte, als den, der in Deutschland üblich war. Doch Elisabeth starb, und die bevorstehende Krönung in Moskau führte für den neuen Kaiser die Frage herbei, welchen Antheil seine Gemahlin, von welcher er sich seit Jahren gesondert hatte, an dieser Feierlichkeit nehmen sollte. Je schwerer diese Frage zu beantworten war, wenn die Gesinnung im Kampfe mit der Staatsklugheit darüber zu entscheiden hatte: desto mehr war Peter der Dritte geneigt, die Feierlichkeit hinaus zu schieben, und sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf Deutschlands Nordküste zu tummeln. Inzwischen gewann die feindselige Gesinnung, welche beide Gatten auseinander hielt, mit jedem Tage an Stärke. Wie der Kaiser, eben so hatte auch die Kaiserin ihren besonderen Zirkel von Vertrauten, worin darüber berathschlagt wurde, was die Sicherheit erfordere. Der letztere bestand, wie sich leicht erachten läßt, aus jungen Verwegenen, welche ihrem persönlichen Glücke jede andere Betrachtung aufzuopfern geneigt waren; unter ihnen die beiden Orlows, zwei Artillerie-Offiziere, und die Gräfin Daschkow, eine Schwester des Fräuleins Woronzow, der Peters Liebe eine Erhöhung bestimmte, wodurch sie die Eifersucht ihrer Schwester erregte. Auf diese Weise ward nur allzubald entschieden, daß Katharina sich darauf gefaßt machen müßte, verstoßen und eingekerkert zu werden. Jung, schwach, vereinzelt in einem unermeßlichen Reiche, auf welches sie keine andere Ansprüche hatte, als welche ihr Gemahl ihr gab — was

sollte sie thun, was unterlassen? Sie warf sich in die Arme Derer, die sie retten wollten; besonders der Orlows. Es wurde eine Verschwörung gegen den Kaiser angezettelt, in welche es nicht schwer war, die preobajinskische Leibwache zu verflechten. Nichts würde leichter gewesen seyn, als die Wirkungen dieser Verschwörung zu vereiteln, weil Uebereilung und Unbesonnenheit den Vorsitz dabei geführt hatten. Doch die Feigheit und Unentschlossenheit desselben Peters, der sich getraute 60,000 Mann in einen Krieg gegen den König von Dänemark zu führen, kam den Verschwornen zu Hülfe. Vergebens rieth der aus Sibirien zurückberufene Feldmarschall Münnich, nach einander, zu einer schleunigen Besetzung Kronstadts, und zu einer Abreise nach Reval: Peter fühlte keinen anderen Beruf, als sich dem, im Namen seiner Gemahlin ihm vorgeschriebenen Gesetze zu unterwerfen. Als er seine Holsteinsche Leibwache die Waffen niederlegen ließ, rief der greise Feldmarschall aus: ob er denn nicht an der Spitze seiner Getreuen als Kaiser zu sterben wisse? Noch mehr: dieser Entschlossene bat den Kaiser, ihm den Kampf zu überlassen, und sich selbst damit zu begnügen, daß er das Kruzifix in die Hand nehme. Alles gleich vergeblich! Der Kaiser ließ sich entthronen, wie man ein Kind zu Bette bringt. Sein ganzes Verlangen beschränkte sich darauf, ein Leben zu retten, das, nach dem Verluste seiner Freiheit, nur eine Kette von Mühseligkeiten und Kränkungen aller Art werden konnte. Gekrönt und frei, glaubte Katharina, wie eine Frau ohne Erfahrung, daß alles beendigt sei; ein eben so charakter- als muthloser Feind, schien ihr nicht weiter gefährlich zu seyn. Doch anders dachten über

diesem Punkte die, welche für sie gehandelt hatten. Erwägend, wie leicht sich in demselben Reiche, wo ihnen die Absetzung des Suveräns gelungen war, eine Gegenparthei bilden könnte, erwägend zugleich, daß überall nichts für ihre Zwecke geleistet war, so lange Peter am Leben blieb, beschlossen sie, das frühere Verbrechen durch ein späteres zu sichern. Mit Einem Worte: sie beschlossen die Erdrosselung Peters. Die Kaiserin wußte nichts von dieser Gräuelthat, und erfuhr sie mit unverstellter Verzweifelung, mit einer Verzweifelung, welche nur allzu sehr verrieth, wie bestimmt sie das Urtheil ahnete, das die Welt über sie fällen würde. Allein, da geschehenen Dingen nicht zu helfen ist, so fand sie sich in ihr Schicksal, das keine andere Anforderung an sie enthielt, als die Früchte des begangenen Frevels einzuerndten: Früchte, welche darin bestanden, daß sie den größten Thron der europäischen und asiatischen Welt, als unumschränkte Beherrscherin einnehmen und verwalten sollte.

Diese nur allzu merkwürdige Begebenheit war von zwei wichtigen Folgen begleitet.

Die eine bestand darin, daß der Krieg gegen Dänemark zum Stillstand gebracht wurde. Da nämlich die Kaiserin Katharina die Zweite die Regierung des Reichs nicht als Vormund ihres minderjährigen Sohnes, sondern in ihrem eigenen Namen und auf ihre eigene Gefahr übernommen hatte: so fühlte sie nicht den Beruf, die Sache ihres Gemahls zu der ihrigen zu machen. Sie rief also das russische Heer, das sich auf dem Marsche nach Mecklenburg befand, zurück, besetzte das frei gewordene Preußen auf's Neue, um gegen Friedrich den Zweiten eine Ge-

währleistung zu haben, und wurde wenigstens in so fern eine Beförderin des hubertsburger Friedens, als sie, um ihres eigenen Vortheils willen, keinen weiteren Antheil an dem Kriege nahm, der im Jahre 1762 noch im Gange war und sich am Schlusse dieses Jahres in Sachsen vollendete. Nach dem hubertsburger Frieden war die russische Kaiserin nur darauf bedacht, das gute Vernehmen zwischen den beiden Hauptzweigen des holsteinschen Hauses auf eine dauernde Weise herzustellen. Der erste Schritt, den sie zu diesem Endzweck that, bestand darin, daß sie im Jahre 1765 mit dem Könige von Dänemark einen Allianz-Traktat schloß, worin beide übereinkamen, alle Streitigkeiten durch einen vorläufigen Vergleich beizulegen, welcher vollzogen werden sollte, sobald der Großfürst Paul, Peters des Dritten Sohn, zur Volljährigkeit gelangt seyn würde. Dieser Vergleich wurde den 22. April 1767 von den beiden Höfen zu Kopenhagen unterzeichnet; und in demselben entsagte die Kaiserin im Namen ihres Sohnes, dem herzoglichen Theile von Schleswig, den der König von Dänemark sich angeeignet hatte, so wie auch demjenigen Theile des holsteinschen Gebiets, welcher der gottorpschen Linie noch nicht vollständig entzogen war. Zur Entschädigung erhielt diese Linie die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche zu Herzogthümern erhoben werden sollten, und zwar dergestalt, daß die ehemals holsteingottorpsche Stimme auf dem Reichstage auf sie übertragen würde. Die Uebergabe der umgetauschten Länder erfolgte erst im Jahre 1773, wo der Großfürst Paul, der inzwischen volljährig geworden war, erklärte, daß er die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zur Versorgung der

eutinischen Linie, der jüngsten seines Hauses, bestimmte. Der Bischof von Lübeck, der an der Spitze dieser Linie stand, wurde noch in demselben Jahre in den Besitz der genannten Grafschaften gesetzt, welche Joseph der Zweite im folgenden Jahre zu Herzogthümern und Mannslehnen des deutschen Reichs, unter dem Namen: Herzogthum Holstein-Oldenburg, erhob. So endigte der lange Streit zwischen den Königen von Dänemark und den Herzogen von Holstein-Gottorp: ein Streit, der mit den Fortschritten der Zivilisation wenigstens in so fern in Verbindung stand, als die dänische Monarchie ohne ihn nicht in die Erscheinung eintreten konnte. Von dem Jahre 1660 an, wo Friedrich dem Dritten, Könige von Dänemark, mit der erblichen Thronfolge die unumschränkte Gewalt übertragen wurde, mußten die Bande zerreißen, welche Christian der Dritte im Jahre 1544 gestiftet hatte, als er sich mit seinem Bruder Adolph, Stifter der holstein-gottorpschen Linie, über die Herzogthümer Schleswig und Holstein verglich. Das Einzige, worüber man sich im neunzehnten Jahrhundert zu wundern berechtigt seyn kann, ist der Widerstand, den die Bildung der dänischen Monarchie von Seiten Derjenigen fand, die durch ihre Stellung in der Gesellschaft zur höchsten Nachsicht mit dem Wunsche der Könige von Dänemark hingeleitet wurden. Dieser Widerstand erklärte sich nur aus den Verdunkelungen, welche der menschliche Verstand von den Leidenschaften erfährt.

Die andere wichtige Folge der Thronbesteigung Katharina's war die erste Theilung Polens. Nicht daß dieselbe beabsichtigt gewesen wäre; man hat viel mehr alle Ursache zu glauben, sie sei nur das Werk der Umstände,

und, als solches, nur das Mittel gewesen, einer großen Verlegenheit zu entkommen. Allein sie erfolgte deßhalb mit nicht geringerer Nothwendigkeit; ja diese Nothwendigkeit war um so stärker und gebietender, je weniger sie vorhergesehen war. Wahrlich, um in den Erscheinungen der europäischen Gesellschaft das Naturgesetz zu erkennen, woraus alle ohne Ausnahme hervorgehen, giebt es schwerlich ein noch wirksameres Mittel, als — die Vergegenwärtigung aller der Umstände, von welchen die erste Theilung Polens das unvermeidliche Ergebniß war; und indem wir hier darauf ausgehen, diese, in den europäischen Jahrbüchern uns allzu wichtige Begebenheit in das ihr gebürende Licht zu stellen, wie könnten wir eine andere Absicht damit verbinden, als die Summe richtiger Anschauungen zu vermehren, und jene begränzte Ansicht, nach welcher man über Welterscheinungen nach den Aussprüchen des Privat-Rechts entscheiden möchte, entweder zu erweitern, oder wenigstens in ihrer Unzulänglichkeit darzustellen?

Der erste absichtslose Schritt zur Theilung Polens war die Zurückberufung des Herzogs Ernst Johann von Biron aus Sibirien und die Wiedereinsetzung desselben in den Besitz von Kurland.

In dieser Maßregel läßt sich kaum noch etwas Anderes entdecken, als eine Handlung, wo nicht der Gerechtigkeit, doch der Großmuth. Jener Herzog, dessen ursprünglicher Name Bieren war, und dessen Großvater bei dem Herzog Jakob dem Dritten von Kurland, Stalldienste verrichtet hatte, war durch die Gunst der Kaiserin Anna Iwanowna in den Grafenstand erhoben und zum Oberkammerherrn und ersten Minister ernannt worden.

In dieser Eigenschaft war es ihm nicht schwer geworden, seine Gebieterin dahin zu bewegen, daß sie ihm, nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Kettlerschen Stamme, die Würde eines Herzogs von Kurland verschafft hatte; ein nach Mitau abgesendetes Truppenkorps hatte den kurischen Landständen keine andere Wahl gelassen, als die, welche Anna Iwanowna vorzuschlagen für gut befunden hatte. Als Herzog von Kurland verwandelte der russische Minister seinen ursprünglichen Namen in den Namen Biron, indem er zugleich das Wappen dieser französischen Familie annahm. Diese erkünstelte Größe war jedoch nicht von Dauer; und Anna Iwanowna selbst bereitete den Sturz ihres Lieblings dadurch vor, daß sie ihn, bei ihrem Tode, zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit jenes jungen Iwans ernannte, der zu ihrem Nachfolger mit Uebergehung der unmittelbaren Nachkommen Peters des Großen bestimmt war. Die Mutter des jungen Iwan, vermählt mit dem braunschweigschen Prinzen Anton Ulrich, fühlte sich durch den Reichsverweser so gezwängt, daß sie, um freie Hand zu bekommen, keinen Augenblick verlor, ihn mit seiner Familie nach Sibirien zu verbannen. Die nächste Folge davon war, daß der kurländische Adel, auf Veranlassung der Großfürstin Anna, im Jahre 1741 zu einer neuen Wahl schritt, wodurch die herzogliche Würde dem Prinzen Ernst Ludwig von Braunschweig, jüngeren Bruder des Gemals der Großfürstin, zu Theil wurde. Dieser Prinz war bestimmt, Peters des Großen einzig übrige Tochter, die Großfürstin Elisabeth, zu heirathen; doch ehe diese Heirath vollzogen werden konnte, erfolgte jene Umwälzung, deren oben in der Geschichte des öster-

reichischen Erbfolgekrieges gedacht worden ist. Nach der Verbannung der Großfürstin Anna und ihres Gemahls, so wie nach der Einkerkerung des jungen Kaisers Iwan, zeigte die Kaiserin Elisabeth, damals nur darauf bedacht, wie sie sich die Freundschaft des österreichischen und des sächsischen Hofes erhalten wollte, der Republik Polen an, daß der Herzog Ernst Johann von Biron nie aus seiner Verbannung zurückkehren würde; und wirklich hatte sie keine Ursache, die Freundin eines Mannes zu seyn, der anhaltend auf ihre Zurücksetzung hingewirkt hatte. Auf diese Bekanntmachung der Kaiserin Elisabeth, erklärte August der Dritte, König von Polen, das Herzogthum Kurland, das bisher immer polnisches Lehn geblieben war, für erledigt, und ließ durch die Landstände den Prinzen Karl, seinen Sohn, zum Herzog wählen, den er 1759 feierlich belehnte. Doch diese Veränderung dauerte nur bis zum Tode der Kaiserin Elisabeth. Kaum hatte Peter der Dritte den russischen Thron bestiegen, so rief er den Herzog Ernst Johann von Biron aus seiner Verbannung zurück. Ob er noch mehr beabsichtigte, ist kaum in Zweifel zu ziehen, da seine Politik in so vielen Dingen von der seiner Vorgängerinnen abwich. Nach seinem gewaltsamen Tode erlangte der Herzog Johann Ernst von Biron alles, was er wünschen durfte, dadurch, daß er sich der Kaiserin Katharina öffentlich zu Füßen warf, indem er sie um ihren mächtigen Schutz anflehete. Die neue Kaiserin erwog, daß sie unbedingt ergebener Diener für die Verwaltung des Inneren, und leidender Einwirkungspunkte für ihre Verhältnisse mit dem westlichen Europa gleich sehr bedurfte. In dem vorliegenden Falle gewann ihr Verfahren den

Anstrich der Gerechtigkeit, oder auch der Großmuth. Sie beschloß also, den seit mehr als zwanzig Jahren verbannten Herzog nach Kurland zurück zu führen. Russische Soldaten, welche dahin abgesendet wurden, forderten den Prinzen Karl auf, den herzoglichen Thron zu räumen. Dieser weigerte sich zwar, noch andere Befehle anzuerkennen, als die, welche von seinem Vater und von dem polnischen Reichstage kommen würden; doch bald wurde seine Lage so bedrängt, daß er ohne die Treue einiger Kurländer an Allem würde Mangel gelitten haben. Als sein Vater sah, daß jeder Widerstand vergeblich seyn würde, bestimmte er den Prinzen, das Land zu räumen. Während also dieser nach Sachsen zurück ging, nahm der alte Herzog Ernst Johann aufs Neue Besitz von Kurland, fest entschlossen, der Kaiserin, die er als die Urheberin seiner abhängigen Größe und seines zweifelhaften Glücks betrachtete, nichts von dem zu versagen, was sie von ihm fordern könnte. Nie paßte ein Emporkömmling durch seine Gesinnungen mehr zu seiner Lage.

Durch verwegene Unternehmungen das zweifelhafte Recht ihrer Herrschaft, wo nicht in Vergessenheit, doch wenigstens in Schatten zu stellen: dies war die Aufgabe, welche Katharina zu lösen hatte. Erleichtert wurde diese Lösung durch die politische Schwäche zweier Nachbarstaaten, die seit Jahrhunderten in der Kunst, die gesellschaftlichen Kräfte zu ordnen, zurückgeblieben waren. Der eine von diesen Nachbarstaaten war Polen; der andere die Türkei. Mehr, als die letztere, begünstigte das erstere die Einwirkung eines ehrgeizigen Feindes durch Einrichtungen, welche keinen anderen Endzweck hatten, als die

Freiheit der Adelsklasse gegen jede Beschränkung zu sichern. Polen nannte sich eine Republik; allein das Wesen dieser Staatsform bestand für Polen nur darin, daß die Gesetze in diesem Lande ohne alle Kraft waren, und daß es kein Mittel gab, diesem beklagenswerthen Zustande ein Ende zu machen, so lange der Adel durch seine Konföderationen dem Ansehn des Königs und des Reichstages entgegen wirken, und durch die verneinende Stimme jedes einzelnen Landboten die heilsamsten Beschlüsse des Reichstags über den Haufen werfen konnte. Durch diese Einrichtungen, über welche die Autorität der sächsischen Auguste nichts vermocht hatte, gewann die polnische Republik den Anstrich einer Gesellschaft, welche nicht geordnet seyn will; und da eine solche Gesellschaft für ihre Fortdauer keine Gewähr hat, so war es wohl kein Wunder, wenn, seit mehr als einem Jahrhunderte, der Gedanke vorherrschte, daß Polen seinen Untergang in der Anarchie finden werde. Namentlich hatte der König Johann Kasimir, welcher im Jahre 1668 entsagte, um sich in ein französisches Mönchskloster zu begeben, diesen Gedanken zuerst ausgesprochen. Spätere Zeiten hatten, wie es zu geschehen pflegt, seiner Prophezeihung eine tiefere Bedeutung gegeben. Der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war es aufbehalten, die Sache zur Entscheidung zu bringen; und folgender Weise entwickelte sich eine Begebenheit, welche damit endigte, daß Polen, vor dem Schlusse des eben genannten Jahrhunderts aus der Reihe der unabhängigen Staaten verschwand, und unter den Mächten getheilt wurde, welche sein Geschick bis dahin bestimmt hatten.

Acht Monate nach dem hubertsburger Frieden starb

(5. Okt. 1763.) August der Dritte, König von Polen, nachdem er seit kurzer Zeit nach Dresden zurückgekehrt war. Da, wenige Wochen darauf, auch sein ältester Sohn, der Kurfürst von Sachsen, starb, und die Kurwürde auf einen Minderjährigen (den jetzt regierenden König von Sachsen) überging: so war das Verhältniß zerstört, worin die Kurfürsten Sachsens seit dem Jahre 1697 zur Republik Polen gestanden hatten; denn die Einrichtungen dieser Republik vertrugen sich nicht mit erblicher Königswürde. Irgend ein anderer Fürst, welchem Geschlechte er auch angehören mochte, mußte gewählt werden, um die Lücke auszufüllen, welche durch Augusts des Dritten Hintritt in der Verfassung Polens entstanden war. Ehe nun ein Reichstag versammelt werden konnte, trat Rußlands Kaiserin mit der Erklärung auf, daß sie entschlossen sei, den künftigen König von Polen zu ernennen; und zwar in der Art, daß der polnische Reichstag nur die Wahl haben sollte zwischen den beiden Thron-Kandidaten (Adam Czartorinsky und Stanislaus Poniatowsky), die sie in Vorschlag bringen würde. Es kam hierbei auf nichts weiter an, als der europäischen Welt zu zeigen, daß eine Ausländerin auf dem russischen Thron in Machtfülle nicht zurückstehe hinter den unmittelbaren Erben des Hauses Romanow. Anna Iwanowna, die Vorgängerin der Kaiserin Elisabeth, hatte August den Dritten auf den polnischen Thron erhoben, und gegen die Ansprüche des, von dem französischen Hofe vertheidigten Stanislaus Lesczinsky beschützt. Diesem Beispiele folgend, war Katharina nur allzu geneigt, darin zugleich ein Vorrecht der russischen Kaiserinnen zur Besetzung des polnischen Thrones zu er-

blicken; und nichts bestärkte sie so sehr in dieser Ansicht, als der kühne Geist des Mannes, dem sie, an des alten Kanzlers Bestuschew's Stelle, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen hatte. Dies war der Graf Panin, ein junger Staatsmann, der es fühlte, wie nothwendig von Seiten seiner Kaiserin eine Handlung sei, welche der europäischen Welt den Grad ihrer Autorität verkündigte.

Der einzige europäische Fürst, dem Katharina ihren Entschluß mitzutheilen für gut befand, war Friedrich der Zweite. Unvermeidlich war dies, weil Friedrich, als König von Preußen, d. h. als nächster Nachbar der Republik Polen, bei dem Vorhaben der russischen Kaiserin am meisten betheiligt war. Es wurde aber durchaus gefahrlos dadurch, daß dieser Monarch sich schon seit Jahr und Tag um ein Bündniß mit Rußland beworben hatte: eine Bewerbung, zu welcher ihn seine ganze Lage nöthigte, wenn er, nachdem sein Verhältniß zu England sich aufgelöst hatte, in der europäischen Welt nicht vereinzelt dastehen wollte. Hierin nun lag es, daß er seine Einwilligung zu einem Verfahren gab, das er zu verhindern weder das Recht noch die Gewalt hatte. Ohne die Unterzeichnung des Vertrages, der zu Petersburg unterhandelt wurde, abzuwarten, ertheilte er seinem Minister zu Warschau den Befehl, den russischen Minister daselbst in allem zu unterstützen, was sich auf die Wahl des künftigen Königs von Polen beziehen würde.

Kaum war dies in Petersburg bekannt geworden, so meldete Katharina ihrem Freunde Stanislaus Poniatowsky, der sich um diese Zeit in Italien aufhielt, „daß sie ihren Ge-

Gesandten Kaiserling nach Polen geschickt habe, mit dem Befehl, ihn oder den Adam Czartorinsky zum Könige zu machen." Die Abschließung eines Allianz-Traktates zwischen Rußland und Preußen unterlag nun nicht länger den Schwierigkeiten, welche Oesterreich und Frankreich entgegengestellt hatten. Beide Mächte gewährleisteten sich ihre Besitzungen: würde die eine oder die andere in einen Krieg verwickelt, so sollte ohne beiderseitige Einwilligung weder Waffenstillstand, noch Friede geschlossen werden. Auf beiden Seiten verhieß man sich den Beistand von 10,000 Mann Fußvolk, und 2000 Mann Reiterei, und in dem Falle, daß die Kaiserin in der Krim, der König nach dem Rhein hin angegriffen würde, eine jährliche Geldhülfe von 400,000 Rubel, oder 450,000 Thaler. Hinsichtlich Polens kam man überein, die Erblichkeit des Thrones zu verhindern, und die Unternehmungen Derjenigen zu stören, welche, mit Abänderung der bisherigen Regierungsform, die Einführung der monarchischen Gewalt versuchen würden. Außerdem wollte man die Dissidenten gegen die Unterdrückungen der herrschenden (katholischen) Kirche beschützen, und bei der bevorstehenden Besetzung des Throns die Wahl auf einen Piasten fallen zu lassen, welcher kein Anderer seyn sollte, als Stanislaus Poniatowsky.

Dieser, den 4. Jan. 1764 abgeschlossene Traktat, den Friedrich in seinen unsterblichen Schriften aufbewahrt hat, zeigt nur allzu deutlich, in welchem Lichte alles Konstitutionelle noch in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet wurde. Schwache, keines Widerstandes fähige Nachbarn zu haben, war bei einem so unvollkommnen System, wie das des Gleichgewichts der Macht, eine

Hauptangelegenheit; und wie hätte man hierbei wohl Bedenken tragen können, alles, was Anarchie und gesellschaftliche Unordnung verewigt, aus allen Kräften zu befördern? Die Unvollkommenheit, worin die Politik, als Wissenschaft genommen, sich noch in diesen Zeiten befand, brachte eine so verwerfliche Denkungsart mit sich, zu deren Entschuldigung sich nichts weiter sagen läßt, als daß sie für Staatsklugheit galt, und daß bei ihrer Allgemeinheit Niemand berechtigt war, eine Ausnahme von derselben zu machen, weil er sich dadurch am meisten geschadet haben würde. Einem so einsichtsvollen Könige, wie Friedrich der Zweite war, muß man zutrauen, daß er das Sittengesetz auch auf Völkerverhältnisse anzuwenden verstanden habe; allein indem er so viel Ursache hatte, sich selbst zu sichern, mußte er nachgiebig werden gegen Grundsätze, die er in seinem Innern nicht anders als mißbilligen konnte.

Während also preußische Truppen sich an den Gränzen Polens aufstellten, rückten aus dem Herzogthum Kurland zehntausend Russen nach Warschau vor, um den Erfolg eines Reichstages zu sichern, welcher keinen anderen Zweck hatte, als Katharina's Günstling auf den polnischen Thron zu erheben. Polens Magnaten die Wahlfreiheit rauben, hieß freilich, ihren ganzen gesellschaftlichen Zustand erschüttern, und eine Umwälzung herbeiführen, deren einzelne Erscheinungen sich auf keine Weise berechnen ließen; doch ohne vor diesem Gedanken zu erschrecken, verfolgte Katharina die Zweite nur ihren Plan, dessen Durchführung nichts so sehr bezweckte, als die Befriedigung autokratischer Eitelkeit. Den Erfolg des für die Königswahl

ausgeschriebenen Reichstages zu sichern, verwandelten die verbündeten Mächte denselben in eine sogenannte Konföderation, auf welcher das liberum Veto der Landboten ohne Wirkung blieb. Stanislaus Poniatowsky hatte sich inzwischen zu Warschau zum Empfang der Krone eingefunden, welche er aus der Hand seiner kaiserlichen Freundin empfangen sollte, und welche anzunehmen er um so weniger Bedenken fand, da er zu den Vornehmsten des Landes gehörte. Den 7. Sept. 1764 wurde er zwar unter dem Geklirr russischer Säbel, und durch die Nachhülfe russischen Geldes zum Könige von Polen gewählt, jedoch nicht so einmüthig, daß sich nicht mehrere Magnaten, welche in dem Verfahren der russischen Kaiserin den nahen Untergang der bisher genossenen Freiheit ahneten, auf der Stelle von dem Vaterlande hätten trennen sollen, um Rettung im Auslande zu suchen. Zu ihnen gehörte der Fürst von Radzivil, welcher gern Gewalt durch Gewalt vertrieben hätte, und, außer dem General Mokronowsky, der Reichstagsmarschall Malakowsky, der nicht ermangelte, den verfassungsmäßigen Einspruch gegen die Gültigkeit eines durch fremde Waffen geleiteten Reichstags einzulegen. Diese Männer begaben sich nach der Türkei, wo sie den nöthigen Beistand zu finden hoffen durften, und von wo aus es ihnen leichter wurde, Verbindungen mit Frankreich anzuknüpfen. Wer aus Furcht, oder aus schnödem Eigennutze nachgegeben hatte, hielt zwar sein Verdienst um die Erhaltung der öffentlichen Ruhe für nicht geringer; doch vergeblich entsagt man Grundsätzen, auf welchen die Würde des Menschen und des Bürgers beruht. Es zeigte sich nur allzu bald, daß ein aufgedrungener König in dem

Ansehn, das seine Bestimmung erfordert, noch weit hinter einem gewählten zurück steht; daß folglich das Vaterland der Anarchie noch weit mehr preisgegeben war, als in früheren Zeiten.

Stanislaus Poniatowsky, welcher noch vor wenigen Jahren Gesandter der Republik am Hofe zu Petersburg gewesen war, zeichnete sich aus durch Gestalt, feinere Sitte und diejenige Gewandtheit, wodurch man Schwäche und Leerheit verbirgt. Doch, wie hätten Eigenschaften dieser Art ausreichen mögen für die schwierige Rolle, die ihm vom Schicksal zugetheilt war! Seiner Beschützerin zu huldigen, ließ er sich an ihrem Namenstage krönen; allein er verschlimmerte seine Lage dadurch bei weitem mehr, als er dieselbe verbesserte. Die Gegenwart der russischen Truppen, und der davon unzertrennliche Druck, verstärkten die Erbitterung gegen einen König, den das Gleichheitsgefühl seines ursprünglichen Standes verwarf, und den man, obgleich mit Unrecht, als die Ursache eingebüßter Unabhängigkeit betrachtete. Er selbst fühlte, daß er in seiner erbettelten Stellung nicht aushalten könnte; und unterstützt von seinen Oheimen, den beiden Brüdern Czartorinsky, versuchte er, den Dingen eine solche Wendung zu geben, wodurch er die Aussicht gewönne, über kurz oder lang mit Nachdruck zu handeln. Es kam auf nichts Geringeres an, als auf eine Verwandelung der Republik mit ihren die Anarchie befördernden Gesetzen, in eine Monarchie, welche Einheit und Uebereinstimmung gäbe. Ob die Elemente dazu in hinreichender Zahl vorhanden wären, ob der unermeßliche Grundbesitz einzelner Magnaten nicht un-

überwindliche Schwierigkeiten darböte, wurde, wie es in Fällen dieser Art gewöhnlich ist, nicht gehörig erwogen. Genug, daß Stanislaus Poniatowsky und seine Oheime es für möglich hielten, die bisherige Verfassung, diese unverkennbare Quelle der politischen Schwäche Polens, dahin abzuändern, daß die, in eben so viel Despotien ausgearteten Groß-Kronämter aufgehoben, und die Geschäfte derselben geordneten Behörden der Gerechtigkeitspflege, der Polizei, des Kriegswesens und der Finanzen übertragen würden. Sie bildeten sich ein, daß der polnische Adel, der von ihnen beabsichtigten Monarchie zu gefallen, sich zur Aufopferung jenes unseligen Vorrechts entschließen könne, mittels dessen jeder Landbote berechtigt war, durch seinen persönlichen Einspruch alle Verhandlungen der gesetzgebenden Gewalt, wie durch einen Zauberschlag, zu vernichten! Freilich sprach die ganze Lage der Republik für die Nothwendigkeit einer Abänderung ihrer organischen Gesetze. Doch kaum war ruchbar geworden, womit die Czartorinskys umgingen, als Katharina einen Herrn von Saldern nach Warschau sendete, der keinen anderen Auftrag hatte, als die Schritte der Neuerer zu beobachten, und ihnen Weisheit und Mäßigung zu empfehlen. Und mehr bedurfte es nicht, um das einzige Rettungsmittel unwirksam zu machen.

Zwar gehorchten die Czartorinskys, um nicht zu viel aufs Spiel zu setzen; allein Polens Lage ward dadurch nicht verbessert. Katharina selbst überzeugte sich bald, daß sie sich auf etwas eingelassen hatte, das, so wie es Anfangs gedacht war, nicht durchgeführt werden konnte. Um

nun unter diesen Umständen die Gefahr für ihr Heer zu vermindern, beschloß sie, sich in Polen eine Parthei zu machen, die ihr blindlings ergeben wäre.

Zu diesem Endzweck nahm sie sich der Dissidenten an; so nannte man damals in Polen die nicht unirten Griechen und die Protestanten, Lutheraner sowohl als Calvinisten.

Ungeachtet der fortgesetzten Bemühungen, wodurch die polnische Geistlichkeit alle Bewohner dieses Landes um dieselbe Glaubensfahne zu versammeln gesucht hatte, gab es in Polen, wie in Litthauen, seit den ältesten Zeiten eine große Anzahl Griechen, welche im Schisma beharreten; im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts aber hatte auch der Protestantismus Eingang gefunden, und sich besonders unter der Regierung des Königs Sigismund August daselbst ausgebreitet. So wie nun die politischen Rechte der nicht unirten Griechen vor den Zeiten der Reformation nie zweifelhaft gewesen waren, so hatte der eben genannte König auch den Adeligen der beiden protestantischen Konfessionen auf dem Reichstage zu Wilna im Jahre 1563 das Versprechen ertheilt, daß sie, wie die Griechen, alle Vorrechte des Adels genießen, und, ohne Unterschied, sowohl zu den Reichstagsversammlungen, als zu den Aemtern und Würden der Republik, zugelassen werden sollten. Späterhin hatte jedoch der Eintritt des Jesuiten-Ordens in die europäische Welt, diese Verhältnisse, zu welchen, wie sich beinahe von selbst versteht, auch die freie Religionsübung gehörte, nach und nach, unter dem Beistande der katholischen Parthei, dahin abgeändert, daß die Dissidenten zuerst im Jahre 1717 in der Freiheit ihrer Gottes-

verehrung beschränkt, und dann auf den Reichstagen von 1733 und 1736 gänzlich von den Landboten und Richterstellen, kurz von allen Aemtern ausgeschlossen worden waren, und nichts behalten hatten, als die öffentliche Sicherheit, die man ihnen nicht nehmen konnte, ohne ihre persönliche Vernichtung einzuleiten. Diese Unduldsamkeit, wie sehr sie auch dem Geiste des Jahrhunderts entgegen seyn mochte, war übrigens in Polen nicht am unrechten Orte; denn, da die Einheit, als erhaltendes Prinzip, auf irgend eine Weise zum Vorschein kommen muß, das politische System dieses Landes sie aber auf eine beinahe unbedingte Weise von sich ausschloß, so mußte sie sich in die öffentliche Lehre retten, wenn irgend etwas von ihr übrig bleiben und die Polen als Volk fortbestehen sollten.

Wenn die Dissidenten hierüber anders dachten, und den Einfluß, den die russische Kaiserin auf die polnischen Angelegenheiten ausübte, zu ihrem Vortheil benutzten: so waren sie freilich in so fern gerechtfertigt, als der Verlust ihrer politischen Rechte von ihnen nicht verschmerzt werden konnte. Für sie sprach das Prinzip der Duldung, das nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von allen denjenigen Regierungen angenommen war, die, im Gefühl ihrer Stärke und Unumschränktheit, Nachsicht hatten mit Glaubenslehren, welche ihnen mehr oder minder verwegen, mehr oder minder einer gesunden Logik zuwider, zu seyn schienen. Worauf das Prinzip der Duldung beruhete, dies war in diesen Zeiten unerforscht geblieben; die natürliche Großmuth aber, welche sich an die Stärke knüpft, schrieb ihm eine Unbedingtheit zu, die es nicht hatte. Ohne weitere Rücksicht auf das Wesen der polni-

schen Republik sollten also die Dissidenten, welcher Art ihre kirchlichen Meinungen auch seyn möchten — denn man begnügte sich, den einen Irrthum dem andern gleich zu setzen — in den Vollgenuß ihrer politischen Rechte wieder eingesetzt werden. Während sich solcher Gestalt die russische Kaiserin besonders für die Griechen verwendete, wurde die Sache der protestantischen Dissidenten von den Höfen von Berlin, Stockholm, London und Kopenhagen geführt; jene machte den 9. Art. des 1686 zu Moskwa zwischen Polen und Rußland geschlossenen Friedens, diese den 2. Art. des 1660 zu Oliva zu Stande gebrachten Traktats geltend. Wie mächtig aber auch diese Fürsprache war: so bestätigte doch der Warschauer Reichstag, den man im Jahre 1766 versammelt hatte, alle früheren Gesetze, deren Abstellung die fremden Höfe verlangt hatten, und begnügte sich, die den öffentlichen Gottesdienst betreffenden Verordnungen von 1717 zum Vortheil einer freieren Religions-Uebung ein wenig zu erweitern.

Hiermit nicht zufrieden, und bei ihrer Forderung einer gänzlichen Gleichheit der Rechte für ihre Schützlinge beharrend, forderte die Kaiserin von Rußland die zu Sluzk und Thorn im Jahre 1767 versammelten Dissidenten auf, sich zu **konföderiren**; und sobald dies auf ihren Rath geschehen war, und mehrere mißvergnügte katholische Adelige sich der Konföderation angeschlossen hatten, versetzte der russische General Repnin die Mißvergnügten nach Warschau, wo ein außerordentlicher Reichstag zusammenberufen war, dessen Sitzungen den 5. Okt. 1767 anhoben.

Die Gegenwart der russischen Waffen erschreckte weder den Bischof von Krakau, noch dessen Anhänger, in einem

so hohen Grade, daß sie der Vertheidigung dessen entsagt hätten, was sie als erste Bedingung der Fortdauer ihrer Republik anschaueten. Sind ihre Vertheidigungsgründe gleich nie bekannt geworden, so muß man doch aus den nächsten Wirkungen schließen, daß sie die Kraft hatten, den Widerstand des Reichstages zu beleben. Die Verlegenheit des Generals Repnin ward darüber so groß, daß er, um den gebietenden Willen seiner Kaiserin gegen den handgreiflichen Vortheil der polnischen Republik, so wie gegen alles, was der vorhandene Kultur-Grad forderte, zu vertheidigen, keinen anderen Ausweg zu finden wußte, als die Verhaftung des Bischofs von Krakau und seiner Anhänger. Sobald nun, außer diesen, der Graf Rzewusky nach Rußland abgeführt waren, war es minder schwer, die Ernennung eines Ausschusses zu bewirken, der den Auftrag erhielt, mit den Ministern der beschützenden Mächte Alles anzuordnen, was auf die Angelegenheit der Dissidenten Bezug hatte. Um kurz zu seyn: die Republik bequemte sich zur Annahme des Duldungs-Prinzips in dem Umfange, worin es von ihr gefordert war. Es wurde darüber den 24. Februar 1768 eine besondere Urkunde in Form einer Konvention zwischen Polen und Rußland ausgefertigt: eine Urkunde, wodurch die Dissidenten in alle ihre früheren Rechte wieder eingesetzt wurden, und zwar so, daß man alle zu ihrem Nachtheile in den Jahren 1717, 1733, 1736 und 1766 gegebenen Gesetze aufhob, und, um die Streitigkeiten unter Personen verschiedener Glaubensbekenntnisse zu schlichten, ein aus gemischten Richtern zusammengesetztes Tribunal bewilligte. Diese Urkunde erhielt ihre Bestätigung durch einen, an demselben Tage ab-

geschlossenen, Friedens- und Allianz-Traktat, wodurch die Kaiserin von Rußland noch besonders die Freiheit, die Konstitution und die Untheilbarkeit der Republik garantirte.

Man muß gestehen, daß das Verfahren Katharina's lauter Widersprüche in sich schloß. Den Polen ihre Wahlfreiheit nehmen und sie zur Aufhebung von Gesetzen zwingen, welche auf die Beschützung ihrer Republik abzweckten, hieß, ihre Konstitution auf eine Weise abändern, die sich mit keinem Bestande vertrug. Auch wurde dies in großer Allgemeinheit empfunden. Nur allzu bestimmt vereinigten sich alle feindseligen Gesinnungen gegen einen König, der, bei den Verhandlungen des Reichstages mit den Werkzeugen der Kaiserin von Rußland, so gleichgültig geblieben war, als ob von chinesischen Angelegenheiten die Rede gewesen wäre.

Als Abgeordnete des Reichstages dem von der russischen Kaiserin eingesetzten Könige, unter Jammer und Wehklagen, die Gefangennehmung und Entführung des Bischofs von Krakau und seiner Anhänger berichteten, da fanden sie ihn, umgeben von Farbetöpfen, an seinem Schreibtische, um das Muster zu einem Staatskleide zu entwerfen, das er an dem Jahrestage seiner Krönung anzulegen gedachte. Ein König, der nur Hofmann war, mußte, wie sehr er auch durch seine Lage entschuldigt oder gerechtfertigt werden mochte, allen Denen verwerflich scheinen, die von ihrer Vaterlandsliebe zum Widerstande gegen Katharina's Forderungen fortgerissen wurden. Die Kräftigsten unter ihnen, vereinigten sich also sehr bald zu dem Entschluß, den aufgedrungenen Stanislaus nicht länger zu dulden: ihn, den sie als die Pest des Vaterlandes be-

trachteten. Eine Gegenumwälzung einzuleiten, wurde, unmittelbar nach der Beendigung des Reichstages von 1767, zu Bar in Podolien eine Konföderation zu Stande gebracht, deren vornehmste Urheber Pulawsky und Krasinsky waren: zwei Edelleute, an welche sich der Fürst von Radzivil, der Graf Potocky und mehrere andere angesehene Männer anschlossen. Man rechnete auf den Beistand Frankreichs, noch vielmehr aber auf den der Türken.

Kaum war der erste Antrieb gegeben, so dehnte sich die Konföderation über alle benachbarten Woiwodschaften aus; und sobald sie in eine allgemeine Konföderation verwandelt war, wurde der Marschall Pac zu ihrem General erwählt. Ihre Gestaltung bewies, wie weit die Polen in ihrer Aufklärung hinter den Westeuropäern zurückgeblieben waren. Die Fahnen der Verbündeten stellten die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde vor; auf ihren Kleidern waren, wie bei den Kreuzfahrern im Mittelalter, Kreuze gestickt; Siegen oder Sterben war ihr Wappenspruch. So schritten sie zum Angriff auf die Russen, mit welchen Stanislaus seine Kronvölker vereinigt hatte.

Der Krieg wurde mit derjenigen Erbitterung geführt, welche dem verletzten Stolze und der Verzweiflung eigen ist; zugleich mit derjenigen Schonungslosigkeit, die aus dem Mangel entspringt. Unter diesen Umständen konnten Zerstörungen aller Art nicht ausbleiben; und diese wurden durch den Beitritt von Räuberbanden bald so arg, daß eine Pest eintrat, welche Volhynien, Podolien und die Ukraine durchzog. Im Großen genommen waren die Nachtheile auf Seiten der Konföderirten; besonders von dem Augenblicke an, wo Bar und Krakau in die Hände

der Russen gefallen waren. Diese verfolgten in Podolien den Feind bis über die türkische Gränze hin, und die kleine Stadt Balta, wohin die Polen sich zurückgezogen hatten, wurde darüber ein Raub der Flammen. Unstreitig geschah dies wider den Willen der Russen; da aber um dieselbe Zeit der französische Hof nur allzu geschäftig war, die Türken zu einem Kriege gegen die Russen fortzureißen: so reichte jene absichtslose Beleidigung hin, den Großherrn zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen.

Sie war vom 30. Okt. 1768, und im Wesentlichen das Werk Choiseuls, der, nachdem er alle Künste angewendet hatte, Friedrich den Zweiten von dem russischen Bündniß abzuziehen, und Schweden zu einem Angriff auf Petersburg zu bewegen, zu Konstantinopel endlich das Ziel seiner Wünsche erreichte, das, dem unsittlichen Geiste dieser Zeit gemäß, kein anderes war, als Frankreichs Ansehn durch angezettelte Zwietrachten zu sichern. Denn mit diesem Reiche war es nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, dahin gekommen, daß es, der Anstrengungen nicht mehr fähig, sein Heil in diplomatischen Künsten suchen mußte. Eine monatliche Subsidie von 6000 Dukaten (die noch dazu sehr unregelmäßig gezahlt wurde) und der General Dumourier waren die einzigen Kräfte, wodurch der allerchristlichste König die polnischen Konföderirten in Athem erhielt.

Katharina vernahm die türkische Kriegserklärung mit derselben Unverzagtheit, womit sie in den ersten Tagen ihrer Regierung dem Hetman Rasumowsky, als dieser von den aufrührerischen Bewegungen der Leibwache Kunde gab, geantwortet hatte: „Sie wissen, daß ich über nichts

erschrecke." Der nächste Winter verstrich unter Zurüstungen. Sobald der Frühling eingetreten war, rückten die Heere ins Feld. Der Fürst Alexander Gallitzin, welcher die Bestimmung erhalten hatte, Polen zu decken und in die Moldau einzudringen, ging im Laufe des Sommers zwei Mal über den Dniester, sah sich aber beide Male von den Türken zurückgeschlagen. Diese waren jedoch nicht glücklicher in ihren Versuchen, über diesen Fluß zu dringen; und bei dem letzten, den sie um die Mitte des September zu diesem Endzweck machten, trat ein Unfall ein, welcher nicht hatte vorhergesehen werden können. Es war nämlich einem Korps von 12,000 Mann gelungen über den Fluß zu kommen, als dieser plötzlich so anschwoll, daß er die Brücken zerstörte, und den Türken den Rückzug abschnitt. Die Folge davon war, daß das ganze Korps von den Russen aufgerieben wurde. Darüber nun ergriff panisches Schrecken das ganze türkische Heer, das nicht bloß sein Lager, sondern auch die Festung Choczim verließ. Diese wurde von den Russen ohne Schwertschlag in Besitz genommen; und weil ihnen, von jetzt an nichts entgegen stand, so drangen sie in das Innere der Moldau und Wallachei, wo sie ihre Winterquartiere nahmen.

So vom Zufall begünstigt, suchten sich die Russen für das folgende Jahr in dem Besitze der von ihnen eroberten Provinzen zu behaupten. Ihr Oberfeldherr war in dieser Periode General Romanzow: ein entschlossener Mann, der sich bei seiner Kaiserin in Achtung bringen wollte. Durch zwei glückliche Schlachten, von welchen die eine den 18. Juli 1770 am Pruth, die andere den 1. Aug. am Kogul geliefert wurde, machte er sich zum Herrn der

Donau und der festen Plätze Ismail, Kilia und Akkierman, welche an der Mündung dieses Flusses in Bessarabien liegen. Und nicht minder glücklich war der Graf Panin an der Spitze eines anderen russischen Heeres, mit welchem er die von einer starken Besatzung vertheidigte Festung Bender angriff, und am 26. Sept. eroberte.

Sich der europäischen Welt wichtig zu machen, hatte Rußlands Kaiserin den Polen einen König aufgedrungen. Da nun dieser Gewaltstreich einen Krieg mit den Türken herbeigeführt hatte: so wollte sie zeigen, daß ihre Macht sich mit einer weit größeren Entwickelung vertrüge, als man bisher vorausgesetzt hatte. Nicht zufrieden damit, daß sie die Türken an den Ufern des Dniester und der Donau drängte, und ihren Handel im schwarzen Meere störte, faßte sie den Entschluß, ihren neuen Feind zugleich an den Inseln des Archipelagus und an den Küsten von Griechenland und Morea anzugreifen. Gegen Ende des Jahres 1769 segelte also eine russische Flotte, befehligt von Alexis Orlow und von dem Admiral Spiridow, aus der Bucht des baltischen Meeres ab, und drang, über die Nordsee hin, durch die Meerenge von Gibraltar nach dem Mittelmeere und dem Archipelagus. Kaum nun war sie im Mittelmeere erschienen, so erhoben sich, von einem Griechen Namens Papaz Ogli, der noch vor kurzem Georg Orlows Kriegsgenosse bei der Artillerie gewesen war, die Bewohner des Peloponnes wider die Türken. Schon damals rechneten also die Griechen darauf, daß ihnen die Befreiung von dem türkischen Joche unter dem Beistande der Russen gelingen werde. Doch die Moreoten sahen sich in dieser Erwartung aufs Grausamste getäuscht. Die

geringe Landmacht, welche die Russen mit sich führten, gestattete dem türkischen Statthalter Muschin Zade-Pascha solche Anstalten zu treffen, daß der Aufstand auf den südlichen Theil der Halbinsel beschränkt blieb; und während zu Mistra (dem alten Sparta) eine Verwaltungsbehörde gebildet wurde, drangen zahlreiche Schaaren von Albanesern in den Norden der Halbinsel ein. Patras und Tripolizza wurden die Schauplätze wilder, nicht unterscheidender Mordlust, während Alexis Orlow, welcher Koron belagerte, diesen Auftritten mit gefühlloser Gleichgültigkeit zusah, und nicht lange darauf die Halbinsel gänzlich verließ. Dieser, dem russischen Namen zugefügte Schandfleck wurde nur zum Theil in den Meeresfluthen abgewaschen, als in den ersten Tagen des Juli 1770 der russische Oberbefehlshaber, vereinigt mit dem englischen Gegen-Admiral Elphiston, die türkische Flotte aufsuchte, welche er in dem Kanale fand, der die Insel Scio von Natolien trennt. Die unvermeidlich gewordene Seeschlacht fand den 5. Juli Statt; und sie ist vorzüglich dadurch merkwürdig geblieben, daß die beiden Admirals-Schiffe des Kapudan Pascha und des Admirals Spiridow, nachdem sie an einander gerathen waren und eins derselben Feuer gefaßt hatte, gleichzeitig in die Luft flogen. Das Verderben der Türken beruhete darauf, daß sie, als die Nacht dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, sich in die enge Bucht von Tschesme zurück zogen. Aufgemuntert von den englischen See-Offizieren, folgten ihnen die Russen dahin, mit dem Vorsatze ihre Flotte in Brand zu stecken. Dies geschah in der Nacht vom 7. Juli mit einem Getöse, das die Hauptstadt Attika's in Unruhe brachte. Der schlechte

Vertheidigungszustand der Dardanellen würde dem russischen Oberbefehlshaber eine ungehinderte Fahrt nach Konstantinopel gestattet haben, wenn ein Angriff auf die Hauptstadt des türkischen Reichs nicht ein allzu kühner Gedanke für ihn gewesen wäre; doch zufrieden mit dem errungenen Erfolge, blieb er taub für die Bitten Elphistone's, der sich nicht lange darauf von ihm trennte. Und obgleich das Vertrauen seiner Kaiserin ihn ausdrücklich zu allen den Unternehmungen, die er zu machen für gut befinden würde, berechtigt hatte, so beschränkten sich seine Thaten im Laufe dieses Krieges doch auf die Eroberung und Behauptung der unbedeutenden Insel Paros.

Wir kehren aus dem Archipelagus nach dem Hauptschauplatze des Krieges zurück.

Die Siege der Russen über die Türken konnten von dem österreichischen Hofe nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden; denn blieben die Moldau und die Wallachei, wie die auffallende Schwäche der Pforte und die Ruhmliebe der russischen Kaiserin es mit sich zu bringen schienen, in den Händen der Russen: so war die Sicherheit der Staaten, welche die österreichische Monarchie bildeten, nach allen hergebrachten Vorstellungen, in eine unverkennbare Gefahr gesetzt. Ein solches Ergebniß abzuwenden, mußte des Fürsten von Kaunitz erste und letzte Sorge seyn. Doch wie mit dieser Aufgabe zu Stande kommen? Die größte Schwierigkeit lag in dem Bündnisse, das Friedrich der Zweite mit der russischen Kaiserin seit dem Anfange des Jahres 1764 geschlossen hatte. Alle Schritte des österreichischen Hofes waren durch dasselbe um so sicherer gelähmt, je weniger dieser Hof auf Frankreichs Beistand rech-

rechnen konnte. Zwar ließ sich mit Sicherheit voraussetzen, daß der König von Preußen, um seines eigenen Vortheils willen, eine ungemessene Vergrößerung Rußlands verabscheuen werde; und mit gleicher Sicherheit war anzunehmen, daß er die jährliche Geldhülfe, zu welcher der Vertrag von 1764 ihn verpflichtete, sehr ungern zahlte. Allein, wie unglücklich auch die Wendung seyn mochte, welche Katharina's Verfahren gegen Polen in dieser doppelten Hinsicht genommen hatte: so lag doch in ihr kein Beweggrund zur Aufopferung eines Bündnisses, das nun einmal bestand, und, alles gehörig überlegt, dem Königreich Preußen die hohe Wichtigkeit gab, die es in dieser politischen Krisis hatte. Indem nun die Verlegenheit des österreichischen Hofes fortdauerte, lag in ihr der stärkste Beweggrund zur Annäherung an einen Fürsten, den jener bisher als seinen Erbfeind betrachtet hatte.

Franz der Erste war seit dem Jahre 1765 zu Inspruck gestorben. Sein Nachfolger in der deutschen Kaiserwürde, Joseph der Zweite, hegte kein feindseliges Gefühl gegen einen König, dessen sittliche Größe er unverstellt und offen anerkannte. Als daher dieser junge Fürst, bald nach seiner Kaiserkrönung, eine Reise durch Böhmen und Sachsen machte, um den Schauplatz des siebenjährigen Krieges in Augenschein zu nehmen, benutzte Friedrich diese Gelegenheit, ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen. Damals versagten Kaunitz und Maria Theresia ihre Genehmigung zu einer Besprechung beider Monarchen. Nicht so im Jahre 1769, noch vor den ersten Waffenerfolgen der Russen auf den beiden Ufern des Dniester. Den 25. Aug. des eben genannten Jahres stattete Joseph der Zweite,

unter dem Namen des Grafen von Falkenstein, dem großen Könige einen Besuch in Neisse ab. Beide Monarchen begegneten sich mit der größten Achtung; und sobald Friedrich geäußert hatte, „daß er diesen Tag für den schönsten seines Lebens halten werde, weil er die Epoche der Vereinigung zweier Häuser bezeichne, die nur allzu lange Feinde gewesen wären," erwiederte Joseph: „für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr." Auf eine geschickte Weise gab hierauf der Kaiser zu verstehen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich zwar nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu gewinnen; doch verhehlte er nicht, daß, in der gegenwärtigen Lage der Dinge, weder er, noch seine Mutter, jemals zugeben würden, daß die Russen in den Besitz der Moldau und Wallachei kämen. Er that hierauf Vorschläge zur Aufrechthaltung einer strengen Neutralität in Deutschland auf den Fall, daß es zwischen Frankreich und England zu einem Kriege kommen sollte, wozu gerade damals, wegen eines bei Terre-neuve von den Engländern genommenen französischen Schiffes, eine nahe Aussicht vorhanden war *). Friedrich, um sein Verlangen nach einem guten Einverständnisse zwischen Oesterreich und Preußen an den Tag zu legen, nahm das Anerbieten des Kaisers an, und beide Fürsten machten sich schriftlich verbindlich, die Neutralität Deutschlands zu handhaben. Außerdem verpflichtete sich der Kaiser, in seinem und in seiner Mutter Namen, daß sie, wenn der Krieg zwischen Frankreich und England zum Ausbruch

*) Hierin dürfte der erste Keim zu Deutschlands gegenwärtiger Bundesverfassung enthalten seyn.

kommen sollte, den zwischen Oesterreich und Preußen bestehenden Frieden bewahren wollten, wogegen der König auf sein Ehrenwort dasselbe Versprechen gab. So endigte die erste Zusammenkunft zwischen Joseph und Friedrich.

Sie blieb aber nicht die einzige. Auf die Fortschritte der Russen im Jahre 1770 fand in dem Lager bei Neustadt (in Mähren) eine zweite Statt, so, daß der König den Besuch erwiederte, den ihm der Kaiser im abgewichenen Jahre gemacht hatte. Jener fand diesen noch eben so, wie er ihn früher kennen gelernt hatte*). Der Fürst Kaunitz, der den Kaiser begleitete, drang, in seiner ersten Unterredung mit Friedrich, sogleich auf die Nothwendigkeit, den ehrgeizigen Absichten Rußlands zu widerstehen, wobei er geltend machte, daß die Kaiserin Königin den Russen nie gestatten würde, weder die Donau zu überschreiten, noch Erwerbungen in der Nähe von Ungarn zu machen. Seiner Versicherung nach war die Vereinigung Preußens mit Oesterreich das einzige wirksame Mittel, sich dem reißenden Strome zu widersetzen, der ganz Europa zu überschwemmen drohe. Eine solche Sprache redete der österreichische Staatsmann acht Jahre nach dem hubertsburger Frieden: so veränderlich waren die Ansichten, welche das System des politischen Gleichgewichts begleiteten. Als er ausgeredet hatte, erwiederte der König: „er werde es zwar nicht an sich fehlen lassen, die Freundschaft der Kai-

*) Friedrich charakterisirt den jungen Kaiser in folgenden Worten: Ce prince affectoit une franchise qui lui sembloit naturelle; son charactère aimable marquoit de la gaité jointe à beaucoup de vivacité, mais avec le désir d'apprendre il n'avoit pas la patience de s'instruire. S. Oeuvres posth. T. V. p. 40.

serin Königin und ihres Sohnes zu verdienen; doch möchte der Fürst erwägen, welche Pflichten sein Bündniß mit der russischen Kaiserin ihm auferlege: Pflichten, denen er sich nicht entziehen könne, ohne das allgemeine Vertrauen zu verlieren. Sein Bestreben könne nur darauf gerichtet seyn, zu verhindern, daß der Krieg zwischen den Russen und den Türken ein allgemeiner Krieg werde: zu welchem Endzweck er mit Freuden dahin arbeiten wolle, die beiden kaiserlichen Höfe mit einander zu versöhnen, weil sonst das gegenseitige Mißvergnügen leicht in offene Zwietracht ausarten könne *)."

Wirklich war Friedrichs Gedanke in dieser Zeit kein anderer, als die Pflichten eines Verbündeten treu zu erfüllen, und zugleich mit Oesterreich in einem freundschaftlichen Vernehmen zu bleiben; denn auf diesem Wege glaubte er am leichtesten das Mittel zu finden, um sowohl den zu weit gehenden Unternehmungen Rußlands eine Gränze zu setzen, als einem Kriege zuvor zu kommen, in welchen verwickelt zu werden sich von seiner Seite durchaus nicht vermeiden ließ.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß, während die beiden Souveräne noch in Neustadt verweilten, die Pforte, höchst verlegen über die Siege der Russen zu Lande und zu Wasser, ihre Vermittelung ansprach, um einen billigen Frieden mit Rußland zu erhalten. So berechtigt, konnten der Kaiser und der König mit größerer Unbefangenheit zu Werke gehen. Von einer Theilung Polens war noch immer nicht die Rede. Friedrich bemerkte vielmehr, daß die

*) S. Oeuvres posth. T. V. p. 48.

Pforte noch immer eine bedeutende Macht bleiben würde, wenn sie auch wichtige Opfer darzubringen genöthigt wäre; und Kaunitz war hiermit vollkommen einverstanden, nur daß er, zum Vortheil seines Hofes, wünschte, die Moldau und Wallachei möchten an die Pforte zurückgegeben werden. In diesem Sinne machten die beiden Souveräne Rußlands Kaiserin mit dem Wunsche der Pforte bekannt, nicht ohne ihre Vermittelung anzubieten.

Katharina übereilte nicht ihre Antwort, weil sie den Erfolg eines Unternehmens abwarten wollte, das für ihre ehrgeizigen Absichten von nur allzu großer Bedeutung war. Dies war die Eroberung der Krim, welche im Jahre 1771 begonnen wurde. Während die russischen Waffen an der Donau ruheten, zog Fürst Dolgorucki, an der Spitze eines zweiten russischen Heeres, gegen die Tartaren der Krim zu Felde, erstürmte die von 60,000 Türken und Tartaren vertheidigten Linien von Perekop, und eroberte, nachdem er dies Bollwerk durchbrochen hatte, nicht bloß die krimische Halbinsel, sondern auch die Insel Taman. Dies Unternehmen wurde in so kurzer Zeit vollbracht, daß man auf Einverständnisse mit dem Tartaren-Khan zurückschließen mußte: eine Folgerung, welche ihre Bestätigung dadurch erhielt, daß man, nicht lange darauf, die tartarische Nation eine Urkunde unterzeichnen sah, wodurch sie sich der türkischen Oberherrschaft entzog, und sich unter russischen Schutz begab. Von den Russen eingesetzt, ging ein neuer Khan nach Petersburg, der Kaiserin seine Huldigungen darzubringen *).

*) Die Krim war im Jahre 1471 — also gerade vor drei Jahrhunderten — von Mahomed dem Zweiten erobert worden, und dieser

Entzückt von diesem Siege, welcher der, in diesen Zeiten unter allen Schmeichlern der russischen Kaiserin hergebrachten Benennung einer nordischen Simiramis tiefere Bedeutung gab, verwarf Katharina die Vermittelung der Höfe von Oesterreich und von Preußen zwar nicht unbedingt, doch auf solche Weise, daß sie daran verzweifeln mußten, durch ihre Autorität irgend etwas an den Friedensbedingungen der stolzen Kaiserin zu mildern. Nur gegen Friedrich erklärte sich diese ein wenig vollständiger. Ihre Mäßigung rühmend, verlangte sie von den Türken, außer der Befreiung ihres Gesandten aus den sieben Thürmen, die beiden Cabandeien, Asoph mit seinem Gebietsumfange, die Unabhängigkeit des Khans der Krim, die fünf und zwanzigjährige Verwaltung der Moldau und Wallachei, als Entschädigung für gehabte Kriegskosten, die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere, eine Insel im Archipelagus, als Stapelort für den Handel beider Nationen, und eine allgemeine Amnestie für diejenigen Griechen, welche Rußlands Parthei ergriffen hatten. Behauptet wird — und Friedrich selbst bestreitet es in seinen Werken durchaus nicht — daß der Prinz Heinrich von Preußen, der sich im Jahre 1771 an Katharina's Hofe aufhielt, der eigentliche Urheber so harter Friedensbedingungen gewesen sei. War er es wirklich, so konnte er

---

Fürst hatte einen aus Kaptschak vertriebenen Abkömmling Dschingis-Khans zum Khan ernannt. Seit dieser Zeit waren die osmanischen Kaiser die Suzeräne oder Oberlandesherren geblieben, und hatten, als solche, nicht bloß die Khane, als ihre Vasallen, ein- und abgesetzt, sondern auch, als Oberhäupter der muhamedanischen Religion die Muftis und Kadis bestellt.

mit so viel Nachgiebigkeit gegen die herrschende Leidenschaft der russischen Kaiserin schwerlich eine andere Absicht verbinden, als die Schwierigkeiten zu häufen, um, auf indirektem Wege, eine größere Billigkeit herbeizuführen. Friedrich wagte es Anfangs nicht, dem österreichischen Hofe diese Friedensbedingungen mitzutheilen; als aber Katharina seine Vorschläge zur Milderung derselben verwarf, that er es mit dem Zusatze: „daß dies unstreitig nicht das letzte Wort des russischen Hofes seyn werde.“

Dem Fürsten Kaunitz muß man, vor allen Dingen, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich — unstreitig vermöge einer langen Uebung — auf die Behandlung eines weiblichen Geistes weit besser verstand, als Friedrich. Nicht ungünstig waren aber auch die Umstände: denn, während Rußland seine, durch mörderische Schlachten, durch heftige Anstrengungen auf langen Märschen, und durch ansteckende Krankheiten unaufhörlich geschwächten Heere zu ergänzen die größte Mühe hatte, verbreitete sich die Pest von der Moldau aus bis in das Innere des russischen Reichs, wo sie in Moskau und dessen Umgegend während des Jahres 1771 mehr als hunderttausend Menschen hinraffte. Diese Umstände benutzend, nahm Kaunitz die Miene an, als könne er sich zu einem Bündniß mit den Türken entschließen, um die Kaiserin von Rußland zur Zurückgabe ihrer Eroberungen zu bewegen, und Alles auf den Fuß des Belgrader Friedens von 1739 zurück zu versetzen; und wirklich spann er eine Unterhandlung mit der Pforte an, welche jeden Augenblick zum Abschluß führen konnte. Doch, anstatt sich damit zu übereilen, ließ er, durch die in Ungarn angehäuften Truppen, die polnische

Herrschaft Zips besetzen, welche ehemals zu Ungarn gehört hatte. Sobald nun dieser erste Schritt geschehen war, ging er ohne Bedenken noch weiter, indem er den österreichischen Truppen befahl, tiefer in Polen einzudringen, und sich besonders der Salzwerke von Bochnia und Wielicka zu bemächtigen, aus welchen der König von Polen den besten Theil seiner Einkünfte bezog. Der russischen Kaiserin war auf diese Weise eine Diversion gemacht, der sie um so weniger widerstehen konnte, weil auch Friedrich, aufgefordert durch das Beispiel des österreichischen Hofes, eine in Polen herrschende Krankheit zum Vorwand nahm, einen Theil seiner Truppen in die ihm zunächst liegenden Provinzen einrücken zu lassen. Getroffen von diesen Vorgängen, sagte Rußlands Kaiserin zu dem Prinzen Heinrich von Preußen, der noch an ihrem Hofe verweilte: „wenn Oesterreich sich Stücke von Polen aneignen will, so haben die Nachbarn alles Recht, dasselbe zu thun.“ Prinz Heinrich bestärkte sie in dieser Ansicht und Gesinnung, indem er geltend machte: „daß Großmuth gegen die Pforte nur unter der Bedingung möglich sei, daß die Republik Polen gezwungen werde, die dem russischen Reiche gelegensten Provinzen abzutreten; ein Gleiches aber könne Oesterreich und Preußen zugestanden werden: jenem, weil eine Vergrößerung auf Kosten Polens weniger Bedenklichkeiten habe, als wenn man ihm osmanische Provinzen zugestehen wolle, wo der Zusammenstoß mit Rußland unvermeidlich sei; diesem, weil eine Vergrößerung in Polen zugleich als Entschädigung für dargebrachte Opfer, und als Mittel zur Behauptung des Gleichgewichts zwischen Rußland und Oesterreich dienen werde. Uebrigens bleibe ja Polen noch

groß genug, um als Zwischenreich die drei Mächte aus-einander zu halten, und zugleich, vermöge seiner Verfassung, noch schwach genug, um des Einflusses der russischen Kaiserin fortwährend zu bedürfen."

Diese Gründe entschieden, weil man in einer Zeit lebte, wo die Idee eines Gleichgewichts der Macht bei allen völkerrechtlichen Anordnungen den Vorsitz hatte. Den 17. Febr. 1772 wurde, dem zufolge, zu Petersburg eine geheime Konvention unterzeichnet, worin der russische und der preußische Hof sich über denjenigen Theil Polens verglichen, der jedem von ihnen anheim fallen sollte, und für dessen Besitz sie sich gegenseitig Gewähr leisteten. Beide Höfe kamen zugleich darin überein, daß sie die Kaiserin Königin zur Theilnahme an diesem Vertrage einladen wollten; und Friedrich machte sich anheischig, Hülfstruppen gegen Oesterreich zu stellen, im Fall Maria Theresia nicht einwilligen würde. Die Kaiserin Königin ihrer Seite erwog, daß sie durch ihren Beitritt einem neuen Kriege entging, in welchem die Wahrscheinlichkeit glücklicher Erfolge für sie nur gering gewesen seyn würde. In diesem Betracht beschränkte sie sogar die Ansprüche, die sie Anfangs gemacht hatte, auf das, was ihr in der Folge wirklich zu Theil wurde. Nicht wenig erleichtert wurde das Werk, nach Friedrichs Eingeständniß, dadurch, daß der Herzog von Choiseul, seit einem Jahre, seine Stelle als erster Minister Ludwigs des Funfzehnten verloren hatte, weil er einen Krieg mit England beabsichtigte, den Frankreich, bei der Schwäche seines Organismus, nur zu seinem Verderben führen konnte. Zwischen den drei einverstandenen Mächten kam es nun (5. Aug. 1772) zur

Unterzeichnung förmlicher Verträge, worin die Gränzen der Provinzen und Distrikte, welche einer jeden zu Theil werden sollten, näher bestimmt wurden. Die Besitzergreifung wurde auf den folgenden Monat September ausgesetzt, und die gemeinschaftliche Bewirkung eines definitiven Abschlusses mit der Republik Polen verabredet; wobei die Kaiserin von Rußland sich auf das Förmlichste zur Zurückgabe der Moldau und Wallachei verband, um ihren Frieden mit der Pforte zu erleichtern.

Im September wurden die Erklärungen und Patente der drei Höfe zu Warschau übergeben. Um zugleich ihr Recht auf die von ihnen in Besitz genommenen Provinzen und Distrikte ins Licht zu stellen, machten eben diese Höfe Denkschriften bekannt, welche die Bestimmung hatten, mit ihrem Verfahren zu versöhnen. Von diesen Denkschriften gesteht Friedrich in seinen unsterblichen Werken, daß es darin nur um einen Anstrich, um einen Schein zu thun gewesen sei. Vergeblich riefen der König von Polen und die Minister der Republik die Hülfe und den Schutz der Mächte an, welche für die früheren Traktaten Gewähr geleistet hatten. Da Niemand sich ihrer annahm: so mußten sie sich fügen in alles, was die drei Höfe von ihnen verlangten. Durch einen zu Warschau versammelten Reichstag wurde also eine aus Senatoren und Landboten zusammengesetzte Kommission ernannt, welche den Auftrag erhielt, sich mit den Bevollmächtigten der drei theilenden Höfe über die entworfenen Traktaten zu vergleichen, wodurch die schon besetzten Provinzen förmlich von der Republik abgetreten werden sollten. Die Unterzeichnung dieser Entwürfe geschah den 18. September 1773, und ihr

folgte, unmittelbar darauf, die Bestätigung des Reichstages.

Dem Hause Oesterreich wurden durch seinen Traktat zugesprochen: 1) die dreizehn Städte der Zipser Gespannschaft, welche der König Sigismund von Ungarn im Jahre 1412 an Polen verpfändet hatte; 2) ungefähr die Hälfte der Woiwodschaft Krakau; 3) ein Theil der Woiwodschaft Sendomir; 4) die Woiwodschaft Roth-Rußland; 5) der größte Theil der Woiwodschaft Belz, Pokutien und ein Stück von Podolien. Die Städte der Zipser Gespannschaft wurden aufs Neue dem Königreiche Ungarn einverleibt; alles Uebrige aber zu einem besonderen Staate vereinigt, der die Benennung: Königreich Galizien und Lodomirien erhielt. Sehr wesentliche Bestandtheile des österreichischen Antheils waren die unerschöpflichen Salzwerke von Wielicka, Bochnia und Sambor; sie waren von um so unschätzbarerem Werthe, weil der größte Theil Polens aus ihnen sein Bedürfniß befriedigte.

Rußlands Antheil bestand aus Polnisch-Liefland, aus dem größten Theile der Woiwodschaft Witepsk, aus dem Haupttheile der Woiwodschaft Poloczk, aus der ganzen Woiwodschaft Mscislaw und den beiden Enden der Woiwodschaft Minsk. Hieraus bildete Rußlands Kaiserin zwei Guvernements: das von Poloczk, und das von Mohilew.

Preußen erwarb, außer den Distrikten von Großpolen, welche diesseits der Netze (Notez) gelegen sind, ganz Polnisch-Preußen, mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, welche bei Polen blieben — zusammen ein Areal von 1001 Geviertmeilen mit einer Million und 150,000

Einwohnern in 362 Städten und 8274 Dörfern. Daß Danzig und Thorn freie Enklaven blieben, war nicht so-wohl das Werk Rußlands und Oesterreichs, als vielmehr Englands, das in seinem Handel zu verlieren glaubte, wenn diese Bestandtheile der Republik Polen preußisch würden; Friedrich aber gab über diesen Punkt um so bereit-williger nach, theils weil er Zeit gewinnen wollte, theils weil er, als Gebieter über die Weichselmündungen, den ganzen polnischen Handel, allen Hindernissen zum Trotz, in seiner Gewalt behielt. Die Vergrößerung, welche Preußen erhielt, hatte einen um so höheren Werth, weil sie das Königreich Preußen mit den deutschen Staaten des brandenburgischen Hauses in unmittelbare Verbindung brachte: in eine Verbindung, welche von jetzt an gestattete, daß man von Berlin nach Königsberg reisen konnte, ohne das polnische Gebiet zu berühren, was früher durchaus nicht möglich war.

Das ganze Areal, das die Republik Polen bei dieser Theilung einbüßte, betrug 6,518 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 4 Millionen 900,000 Bewohnern. Zwar entsagten die theilenden Höfe auf das Förmlichste jedem weiteren Anspruche an die Republik; doch gerade das, wodurch sie ihrem Werke Festigkeit zu geben gedachten, mußte dazu beitragen, den Untergang dieses so tief erschütterten Staates zu beschleunigen. Es wurde nämlich den 15. März 1775 zu Warschau eine Urkunde ausgefertigt, wodurch die theilenden Höfe das liberum veto und die Stimmeneinheit, wie sie ehedem in Staatssachen bei dem Reichstage üblich gewesen waren, bestätigten. Sie blieben aber hierbei nicht stehen.

Da sie sehr wohl begriffen, wie viel sie dem Umstande verdankten, daß Polen in ein Wahlreich ausgeartet war, so setzten sie in derselben Urkunde fest, daß es für ewige Zeiten ein Wahlreich bleiben sollte; sie fügten aber noch hinzu: daß jede künftige Wahl nur Statt finden könnte unter Eingebornen, also, daß fremde Prinzen unbedingt ausgeschlossen wären. Und um die an und für sich nur allzu schwache königliche Macht bis zur gänzlichen Ohnmacht zu lähmen, führten sie einen permanenten Staatsrath ein, der keine andere Bestimmung hatte, als den König zu beschränken. Allen diesen Einrichtungen setzten sie die Krone auf durch die Erklärung, „daß an dieser Konstitution nichts weiter geändert werden könne."

Auf diese Weise sollte die Republik Polen durch Mittel fortdauern, welche den baaren Gegensatz von denjenigen bildeten, von denen man annahm, daß sie für die Erhaltung anderer Staaten nothwendig seien. Nie — dies läßt sich mit Wahrheit behaupten — ist das Konstitutionelle, d. h. der Inbegriff alles dessen, wodurch eine gesellschaftliche Ordnung bewirkt werden kann, zu eigennützigeren Zwecken gemißbraucht worden. Indeß verschwindet das Auffallende dieses Verfahrens, wenn man erwägt, daß die Politik, als Wissenschaft der Gesellschaft, um die Zeit, wo die erste Theilung Polens erfolgte, noch sehr wenig entwickelt war, und daß man folglich hinsichtlich der Bedingungen gesellschaftlicher Ordnung und Wohlfahrt bloßen Vermuthungen folgen durfte. Ohne diese Voraussetzung würde man zu dem bittersten Tadel der theilenden Mächte sogar berechtigt seyn.

Die erste Theilung Polens wurde vollendet, ehe der Krieg, den Rußlands Kaiserin mit den Türken führte, beendigt war. Ein, im Jahre 1772 zu Focsani in der Moldau, unter Vermittelung der Höfe von Berlin und Wien eröffneter Kongreß, blieb ohne Erfolg, weil die Türken nicht in die Forderungen der russischen Kaiserin willigen wollten. Eben so ein zweiter zu Bukarest in der Wallachei eröffneter Kongreß. Standhaft verwarfen die Türken die Bedingung, daß die krimischen Tartaren unabhängig werden sollten; ihr Hauptbeweggrund war, daß ihre Religion dadurch verletzt werde, indem durch diese Abänderung zwei Kalifen an die Stelle eines einzigen träten; denn die türkischen Kaiser übten die priesterlichen Rechte des Kalifats aus, seitdem Selim der Erste Aegypten erobert hatte. Rußland wollte eine Art von Glaubensabhängigkeit, worin die Khane der Krim von der Pforte bleiben sollten, gestatten; allein, wenn dies annehmlich für die Pforte war, so fühlte sie sich nicht minder verletzt durch die Forderung der russischen Kaiserin, daß man ihr nicht nur die Häfen Jenikale und Kertsch abtreten, sondern auch eine uneingeschränkte Freiheit der Schifffahrt, auf allen Meeren der Pforte bewilligen sollte. Hierüber wurden die Konferenzen zum zweiten Male abgebrochen.

Die Feindseligkeiten fingen in demselben Jahre, wo die erste Theilung Polens beendigt wurde, von neuem an. Doch alle Versuche der Russen, sich auf dem rechten Donauufer festzusetzen, waren im Jahre 1773 vergeblich; und sie waren es um so mehr, weil in diesem Jahre in Rußland jene Empörung ausbrach, worin ein donischer Kosak, Namens Pugatschew, sich für den geretteten Peter den

Dritten ausgab, und nichts Geringeres beabsichtigte, als die Entthronung Katharina's. Die Verlegenheit, in welche Rußland durch diese Empörung gerieth, verbunden mit den Niederlagen, welche Romanzow bei Silistria und anderen Orten gelitten hatte, flößte zwar Friedensgedanken ein; doch der neue Sultan Abdul Hamid, welcher seinem Bruder Mustapha gefolgt war, verwarf alle ihm gemachten Anträge, weil er, unter den vorwaltenden Umständen, es für möglich hielt, den Ruhm der ottomanischen Waffen wieder zu heben. Es wurden also von Seiten der Türken für den Feldzug von 1774 außerordentliche Anstrengungen gemacht. Nicht weniger als 300,000 Mann gedachten sie ins Feld zu stellen, und durch eine so entschiedene Uebermacht jeden verlornen Vortheil wieder zu gewinnen. Das Einzige, was Abdul Hamid aus der Acht gelassen, war, daß die Kraft der Massen auf dem Geist beruht, der sie in Bewegung setzt. Romanzow ging gegen Ende des Junius über die Donau, ohne durch das große ottomanische Heer daran verhindert zu werden; und da der Großvezier den Fehler begangen hatte, sich in weiter Entfernung von seinen entsendeten Korps bei Schumla zu lagern, so schnitt jener ihn nicht bloß von diesen Korps, sondern selbst von seinen Magazinen ab. Noch entscheidender war, daß achttausend Türken, welche eine Zufuhr von vier- bis fünftausend Wagen zum Heere geleiteten, von dem General Kamenskoy geschlagen, die Wagen aber verbrannt wurden. Dies Ereigniß verbreitete im Lager des Großveziers eine solche Bestürzung, daß seine Truppen auseinander zu laufen droheten. Je nothwendiger unter diesen Umständen der Friede für die Türken wurde, desto schneller kam er

zu Stande. Er wurde den 21. Juli 1774 im russischen Lager von Kutschuck-Kainardgi unterzeichnet, und die Türken bewilligten in demselben, was Katharina zu Foczani und Bukarest gefordert hatte: die freie Schifffahrt auf allen türkischen Gewässern, die Unabhängigkeit der krimischen Tartaren, so wie der Tartaren in Budjack und im Kuban, die Stadt Asoph und deren Gebiet, die große und die kleine Cabardei, die Festungen Jennikale und Kertsch in der Krim, das Schloß Kinburn an der Mündung des Dnieper, Oczakow gegenüber, und die Erdzunge, welche das wüste liegende Land zwischen dem Bog und dem Dnieper bildete. Hier ließ Rußlands Kaiserin eine neue Stadt bauen; sie erhielt den Namen Cherson und diente zu einem Stapelort des russischen Handels nach der Levante.

Der Verlust der Türken in diesem verhängnißvollen Kriege beschränkte sich nicht auf die eben genannten Abtretungen. Auch Oesterreich wußte Vortheil zu ziehen von der Verlegenheit, worin sich die Pforte nach dem Frieden von Kutschuck-Kainardgi befand. Da es im Jahre 1774, mit Genehmigung der Russen, die Bukowina besetzt hatte: so forderte es diese, aus den beiden Distrikten Suczawa und Czernoviz bestehende Provinz der Moldau als ein altes Pertinenz-Stück von Siebenbürgen zurück, dessen sich die Fürsten der Moldau mit Unrecht angemaßt hätten; und da die Pforte dem österreichischen Hofe die Wiedererlangung der Moldau und Wallachei schuldig war, so blieb ihr nichts anderes übrig, als die geforderten Distrikte abzutreten, was durch eine besondere Konvention vom 7. Mai 1775 geschah.

So

So endigte, fürs Erste, der Versuch, den Rußlands Kaiserin gemacht hatte, die Wahlfreiheit der Polen aufzuheben, um ihnen einen König zu setzen, der — nicht etwa Rußlands, wohl aber dem persönlichen Vortheile seiner Kaiserin entspräche. Unstreitig waren die Wirkungen dieses ehrgeizigen Verfahrens auf keine Weise berechnet; allein, da sie in dem Zusammenhange, worin die europäische Welt nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit sich selbst stand, nicht wohl ausbleiben konnten: so war auch mit Gewißheit vorher zu sehen, daß die Gränze, die man ihnen durch Verträge zu setzen bemüht war, keine von den Erwartungen erfüllen werde, die sich daran knüpften. Wir werden also späterhin auf diesen Gegenstand zurück zu kommen Veranlassung haben, und dann wird sich zeigen, daß kein Vorsatz, kein Abkommen, kein noch so feierlicher Vertrag hinreicht, um die Wirkungen aufzuhalten, die aus einer verletzten Natur der Dinge hervorgehen; mit anderen Worten: warum Polens politisches Daseyn gänzlich aufgehoben werden mußte, wenn der Norden Europa's zur Ruhe gelangen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Fortschritte der Staatswirthschaft in ihren Beziehungen zu der gesellschaftlichen Organisation.

Zweiter Artikel.

Quesnay und Turgot.

Wir haben in unserem ersten Artikel nachgewiesen, daß die Wissenschaft der Staatswirthschaft in der Periode entstand, wo das alte Gesellschafts-System seiner Auflösung nahe war, und daß sie von den Philosophen dieser Zeit als die allgemeine Wissenschaft gedacht wurde, die das Ganze aller gesellschaftlichen Thatsachen enthielte, und folglich in ihrer Anwendung eine Verfassung darbieten sollte, welche dem Organisations-Typus entspräche, den diese politischen Reformatoren die natürliche und wesentliche Ordnung der Gesellschaft nannten. Jetzt nun wollen wir Rechenschaft geben von dieser allgemeinen Idee, welche ihre Arbeiten beherrschte, d. h. von dem Plane, nach welchem sie das gesellschaftliche Gebäude wieder herzustellen gedachten, und von der Methode, welche sie anwendeten, um diese unermeßliche Arbeit zu Stande zu bringen.

Der Zweck der Oekonomisten war, wie wir bereits bemerkt haben, bei weitem mehr eine einfache Reform der Mißbräuche, als die Zerstörung der gesellschaftlichen Ord-

nung, der sie unterworfen waren. Die Kritik hatte damals noch nicht ihre letzten Waffen angewendet; sie war noch nicht auf die große Menge übergegangen. Die Oekonomisten selbst gehörten beinahe sämmtlich, theils vermöge ihrer Privat-Verhältnisse, theils durch die Titel, womit sie bekleidet waren, denjenigen Klassen an, die, in den Beziehungen der Menschen zu einander, am wenigsten Ursache hatten, eine vollständige Veränderung zu wünschen *). Und beweiset nicht selbst der, einem wichtigen Zweige der ökonomischen Sekte (ich meine den, der von dem Abbé Bandeau und von Mercier de Rivieres gebildet wurde) gemachte Vorwurf, daß sie der unumschränkten Macht allzu viel einräumten, wie wenig sie gegen die alten Formen der Gesellschaft feindselig gestimmt waren? Jene beiden Schriftsteller waren gleichwohl durchaus eingenommen von den Fundamental-Prinzipien der Sekte. Nach einer Aeußerung Turgots, welche in seiner Lobrede auf den Herrn

*) Um wahrzunehmen, daß die ökonomistische Miliz sich in dem Adel und der Geistlichkeit ergänzte, braucht man nur die Liste der Oekonomisten zu durchlaufen. Sie theilten sich in zwei Klassen. An der Spitze der ersten stand Quesnay; an der Spitze der zweiten Gournay. Folgende nun sind die bekanntesten Namen. In der ersten: der Marquis von Mirabeau, der Graf Verri, der florentinische Staatsminister Taventi, der Abbé Bouchaud, Herr von St. Peravy, von Fourgueux, der Graf Chreptowitz, der Markgraf, nachmalige Großherzog von Baden, der Erzherzog Leopold, von Vauvilliers, Mercier de Riviere, der Abbé Bandeau, Bertin, Abeille, Dupont de Nemours. In der zweiten: von Malherbes, Trudaine de Montigny, der Abbé Morellet, von Juvau, der Kardinal Boisgelin, der Erzbischof von Aix de Cice, von Angeul, der Marquis von Beccaria, und Filangieri, Mitglied des General-Konseils der Finanzen zu Neapel.

von Gournay anzutreffen ist, wollten die Oekonomisten durchaus nicht, „daß man das alte Gebäude niederreißen sollte, ehe und bevor die Fundamente des neuen gelegt wären; sie wollten vielmehr, daß, ehe man Hand an das Werk lege, man einen vollständig ausgearbeiteten Plan habe, um weder beim Niederreißen, noch beim Erhalten, noch beim Wiederaufbau blindlings zu verfahren."

Wir haben in unserem ersten Artikel bemerkt, daß die Oekonomisten von einer allgemeinen Ansicht der Gesellschaft, und von einem Organisations-Typus ausgingen, auf welchen sie alle ihre Vorstellungen von den einzelnen Thatsachen, die sie aus diesem Gesichtspunkte beobachteten, bezogen. Quesnay, Ludwigs des Funfzehnten erster Arzt, wurde durch die Gegenwart dieses Königs in die heftigste Furcht gesetzt, weil er immer dachte, daß der bloße Wille des Mannes, zu welchem er sprach, ihm den Kopf kosten könnte *); und diese Furcht, eben so übertrieben, wie die Vergleichung, welche Blackstone zwischen Frankreich und der Türkei aufstellt **), beweiset hinlänglich, wie fehlerhaft ihm die gesellschaftliche Organisation seiner Zeit zu seyn schien; auch waren alle seine Gedanken auf eine politische Reform, und dem zufolge auf die Entwerfung eines Reorganisations-Plans, gerichtet. Doch wir wiederholen es: um diese Zeit waren die Reformatoren nichts weniger,

*) Mémoires de Mme. du Hausset.

**) „Man könnte alsdann (in dem Falle, daß die vornehmsten Gesetze der Konstitution, nicht vorhanden wären) alle diejenigen umbringen oder verbrennen, welche der Regierung mißfielen, wie denn dies in der Türkei und in Frankreich hergebracht ist." Blackstone B. IV. Kap. 27. §. 5.

als feindselig gesinnt: Ludwig der Funfzehnte nannte Quesnay seinen Denker; die Kaiserin von Rußland zog Mercier de Riviere an ihren Hof, während der deutsche Kaiser und der König von Preußen dem Herrn von Gournay verführerische Anerbietungen machten, um ihn in ihrer Nähe zu haben. Zwar gab der, unter beinahe allen Denkern des Jahrhunderts zu Stande gebrachte Verein, ihre Verehrung für den Stifter der Sekte, und ihre Begeisterung für die von ihnen verbreiteten neuen und großmüthigen Ideen, den Oekonomisten den Anstrich einer politischen Parthei. Allein diese Parthei war eine Feindin jeder Störung der gesellschaftlichen Ordnung; und dabei war es ihr sogar unmöglich, dieselbe zu bewirken: denn in ihrer Mitte war kein einziger Schriftsteller, welcher fähig gewesen wäre, diesen neuen Ideen eine volksmäßige Form zu geben; begriff doch die blinde Autorität kaum, wie nützlich ihr diese Männer werden konnten *). Sie gewahrte nicht, daß sie, ihren Rath vernehmend, sich auf sie stützen müsse, weil dies das einzige Mittel war, eine unvermeidlich gewordene gesellschaftliche Reform in Frieden zu Stande zu bringen.

Die Begeisterung der Zöglinge Quesnay's, ihre Bewunderung für das Genie dieses berühmten Urhebers der Staatswirthschaftslehre, die Huldigungen, welche Männer, wie Adam Smith und Turgot, ihm darbrachten: dies alles gewährt ein sehr angenehmes Gefühl. Ein Mann, der in der Gelehrtenwelt nur durch einige unwichtige

*) Indem Ludwig XVI. Turgot zum Minister machte, glaubte er das Portefeuille nicht dem ersten Philosophen, sondern dem rechtschaffensten Manne seines Königreichs zu geben.

medizinische Werke, und durch Abhandlungen von Gegenständen, welche noch nicht in der großen Reihe menschlicher Erkenntnisse einen Platz einnahmen, bekannt war, wurde für das erste Genie des Jahrhunderts ausgerufen; und trotz der gefälligen, jedoch lächerlichen Kritik, welche Voltaire*) über die Idee der ökonomischen Sekte ausgesprochen hat, waren diese Ideen im Allgemeinen das Ergebniß einer weit größeren und weit liberaleren Ansicht, als die des Verfassers de l'Homme aux quarante écus. Quesnay hatte versucht, sich zur Idee einer gesellschaftlichen Ordnung zu erheben, welche an die Stelle jener Unordnung treten sollte, die Voltaire so gut ins Licht zu stellen verstand, und die damals wirklich in der Gesellschaft vorhanden war. Freilich, indem jener seinen Bemühungen diese Richtung gab, konnte er nicht Anspruch machen auf einen sehr verbreiteten Ruf; und da er einer geringen Anzahl von sinnigen Männern neue Gedanken vorlegte, mußte er verzichten auf den berauschenden Weihrauch, den Voltaire einathmete! Ein Philosoph, der seinen Blick auf die Zukunft richtet, muß sich gefallen lassen, daß er nur von Wenigen verstanden wird. Ihre Billigung muß ihn beruhigen über die Angriffe der Unwissen-

*) Voltaire, dem man so oft seine oberflächlichen Kenntnisse über viele Dinge zum Vorwurf gemacht hat, hatte sich wenigstens verpflichtet geglaubt, die strengen Wissenschaften zu studiren, als er damit umgegangen war, Newtons Entdeckungen in Frankreich zu verbreiten. Doch um die Oekonomisten zu bespötteln, fand er so viel Mühe nicht für nöthig, und der Vierzigthalermann ist voll von den Volksvorurtheilen, welche die neue Wissenschaft bekämpfte und für immer zerstörte.

heit. Es bedarf ja so vieler Jahre, damit eine neue Wahrheit volksthümlich werde!

Indem Quesnay wissenschaftlich verfuhr, theilte er sein System in drei Theile. Der erste enthielt den philosophischen Gedanken eines Typus gesellschaftlicher Organisation. Der zweite stellte das Gemälde der, in drei Klassen getheilten Gesellschaft und die Beziehungen dar, welche sie hinsichtlich der Vertheilung der Erzeugnisse des Bodens unter einander verbanden. Der dritte endlich war gewidmet der Anwendung jener philosophischen Idee; d. h. Quesnay versuchte darin, die Ergebnisse des ökonomischen Gemäldes mit der typischen Ordnung, die er sich gedacht hatte, in Uebereinstimmung zu bringen; und um dies mit seinen eigenen Worten auszudrücken, müssen wir sagen: „sein Endzweck war, auseinander zu setzen, einerseits das Natur-Recht, die Natur-Ordnung und die natürlichen Gesetze, andererseits die Mittel, auf diese unerschütterliche Grundlage, welche ihm durch die Evidenz gerechtfertigt zu seyn schien, die Rechte, die Ordnung und die Gesetze der Politik zu bauen."

Da, ganz vorzüglich, der zweite Theil seiner Arbeiten, d. h. das ökonomische Gemälde, die Aufmerksamkeit seiner Schüler, so wie seiner Tadler, in Anspruch genommen hat: so hat die Folge davon nicht wohl eine andere seyn können, als daß die Wissenschaft der Staatswirthschaft, indem sie nicht aus dem erhabenen Gesichtspunkte ihres Urhebers betrachtet wurde, von seinen Nachfolgern in einen engeren Rahmen eingesperrt worden ist, und daß ihre Aufmerksamkeit sich beinahe ausschließend den Einzelheiten zugewendet hat. Wir werden dies noch umständlicher

darthun, sobald wir uns beschäftigen werden mit den Werken, welche in unseren Tagen über Staatswirthschaft erschienen sind. Indem auch wir bei dem ökonomischen Gemälde länger verweilen, als bei den anderweitigen Abschnitten der Lehre, kann es freilich das Ansehn gewinnen, als geriethen wir in denselben Fehler, den wir Anderen zum Vorwurfe machen; allein diese Meinung würde nichts für sich haben. Allerdings werden wir uns genöthigt sehen, diesem Theile der Theorie Quesnay's eine ausführlichere Entwickelung zu geben, weil es derjenige ist, den die Oekonomisten am eifrigsten verbreitet, und ihre Gegner am leidenschaftlichsten bekämpft haben; wir werden aber außerdem zeigen, wie das ökonomische Gemälde, das der Ausdruck einer leicht zu beobachtenden Thatsache (der Vertheilung der Bodenerzeugnisse) seyn zu müssen scheint, eine indirekte Folge der Vermuthung war, an welche die Oekonomisten alle gesellschaftliche Thatsachen knüpfen wollten.

Diese Vermuthung (Konjektur) war die Idee von einem Eigenthum, gegründet auf das Naturrecht und die Gerechtigkeit.

Vielleicht hatte man schon vor Quesnay einige Versuche gemacht, die Idee von den Rechten der Menschen in ein System zu bringen. Allein diese Idee ist ihrem Wesen nach kritisch, und dient daher leicht als Waffe, womit der Unterdrückte den Unterdrücker angreift, dessen Recht bestritten und als Usurpation bezeichnet wird. Und die Folge davon ist, daß sie, als Grundlage einer gesellschaftlichen Reorganisation, nicht denselben Werth behält.

Gleichwohl hatte Quesnay die Nothwendigkeit empfunden, die unbestimmten Wörter Recht und Gerechtigkeit genau zu definiren; und gerade mit Untersuchungen dieser Art begann er seine Arbeiten.

„Ehe man das natürliche Recht der Menschen betrachtet, sagt er, muß man den Menschen selbst in seinen verschiedenen Zuständen körperlicher und geistiger Fähigkeiten betrachten.“ Von diesem ersten Prinzip ausgehend, kam er auf die Ungleichheit des natürlichen Rechts der Menschen, gegründet auf die Ungleichheit der hervorbringenden Fähigkeiten eines Jeden. Dann zeigte er die Nothwendigkeit von Menschenvereinigungen zu Gesellschaften, freilich nicht durch die That selbst, wohl aber als eine Auslegung des aufgeklärten Willens, der bei der Schöpfung des Universums vorgewaltet habe. Indem diese Vergesellschaftungen die Arbeit erleichtern, vermehren sie die Produkte derselben, und erfordern erste Uebereinkommnisse, welche die Sicherheit der Personen, und das Eigenthum der Werkzeuge und der Wohnung gewährleisten. Sicherheit und Eigenthum sind demnach die ersten Ordnungsregeln, abgeleitet aus dem Begriff des natürlichen Rechts des Menschen, diesen als Mitglied einer Gesellschaft betrachtet. Die Vervielfältigung der aus dem Anwuchs der Reichthümer entspringenden Verhältnisse, fordert positive Gesetze, welche die, für Menschen, die in eine Gesellschaft zusammengetreten sind, vortheilhafteste Ordnung garantiren; und da diese positiven Gesetze der natürlichen Ordnung konform seyn müssen, so ist das erste dieser Gesetze dasjenige, das einen öffentlichen und Privat-Unterricht über die Gesetze der natürlichen Ordnung einführt; aufge-

klärt durch die einleuchtende Kenntniß der natürlichen Gesetze, wird alsdann die Vernunft die Regel der möglich-besten Regierung. Endlich entspringt aus dieser allgemeinen Unterweisung in den Gesetzen der natürlichen Ordnung, daß die Freiheit eines Jeden nicht beschränkt werden darf, weil das, was durch das Gesetz vorgeschrieben ist, ganz offenbar den Gegenstand der besten Wahl bildet, welche die Freiheit treffen kann.

Die Ungleichheit der Fähigkeiten wurde demnach als die Ursache aller gesellschaftlichen Zusammenwirkung betrachtet; und die Sicherheit und die Freiheit, welche in einer, der natürlichen Ordnung konformen Richtung einem Jeden den Gebrauch seines Eigenthums gewährleistet, muß die Grundlage der Gesetzgebung seyn.

So verhält es sich mit den Fundamental-Prinzipen, welche Quesnay zum Abgangspunkte dienten. Er erkannte in der individuellen Beschaffenheit des Menschen die Nothwendigkeit seiner Vereinigung mit seines Gleichen, nicht bloß um das Schicksal des Schwächeren durch Verminderung des Wohlseyns der Starken zu verbessern, sondern um die Genüsse Aller zu vermehren. Die Gesetze, welche bei dieser Vergesellschaftung vorwalten mußten, erschienen ihm als eine Folge der, dem Menschen durch seine eigene Organisation auferlegten Pflicht, sein Daseyn zu erhalten und zu verbessern; und ohne die mindeste Rücksicht zu nehmen auf den Einfluß, welche jene Vervollkommnungen, welche die Einsicht des Menschen leidet, auf ihn ausüben — Vervollkommnungen, welche seine Art, die Mittel seines Wohlseyns anzuschauen, nothwendig verändern — glaubte er die Evidenz eines Natur-Kodex darzuthun,

der an allen Orten und zu allen Zeiten den Beziehungen der Menschen hätte zur Grundlage dienen sollen.

Man braucht jedoch nur jene Fähigkeit des menschlichen Geschlechts, gemachte Entdeckungen, von einer Generation auf die andere zu verpflanzen, in Erwägung zu ziehen, um zu begreifen, daß z. B. die Benutzung des Erdballs Tag für Tag leichter wird, weil die Arbeiter ihre Anstrengungen besser einzurichten verstehen. Auch die Art und Weise, über die vortheilhaftesten Beziehungen der, zu einer Gesellschaft vereinigten Menschen zu urtheilen, ist eine nothwendige Folge des Zustandes der Einsichten, welche unter denen verbreitet sind, die an der Spitze der Wissenschaft stehen; und die gesellschaftliche Form, welche sie für die beste ausrufen, ist, der Wirklichkeit nach, zu jeder Epoche die einzige, welche auf den Zustand der Geister anwendbar ist, weil sie direkt dem, von der Menschheit errungenen Grade der Erkenntnisse entspricht. Diese Bemerkungen werden fühlbar machen, daß es unmöglich war, sich nicht zu verirren, wenn man die Fähigkeiten des Menschen in abstracto als etwas betrachtete, was den vortheilhaftesten Typus der gesellschaftlichen Ordnung gewähren sollte. Der Titel „natürliche Ordnung", den man dieser neuen Organisation gab, zeigte den Irrthum, in welchen Quesnay gefallen war; denn alle gesellschaftlichen Formen, alle Beziehungen vom Menschen zum Menschen, von Volk zu Volk, die wir in der Vergangenheit beobachten, sind natürliche, sind nothwendige Folgen der menschlichen Organisation; und um den Titel „natürliche Ordnung" zu verdienen, hätte Quesnay's System gleichmäßig eine Folge des Zustandes seyn

müssen, zu welchem das menschliche Geschlecht in der Reihe seiner ununterbrochenen Fortschritte einst gelangen kann. Gerade dies mußte nothwendig erwiesen werden, wenn die Anwendung dieses Systems als unvermeidlich betrachtet werden sollte. Nun aber ist es ganz unmöglich, zum Voraus darzuthun, daß die und die gesellschaftliche Ordnung dereinst die natürliche seyn, d. h. von dem Zustande der Einsichten und des Reichthums werde gefordert werden, wenn man in den Thätigkeits-Elementen der Gesellschaft eine Tendenz zu finden weiß, welche sie einem bestimmten Ziele entgegen führt. Unsere Bemerkungen beziehen sich hier nicht auf den Werth der von Quesnay angenommenen Prinzipe; richtiger werden wir darüber urtheilen, wenn wir uns mit ihrer Anwendung beschäftigen werden. Wir wollen bloß darauf hindeuten, daß dieser Philosoph durch die Methode, die er gebraucht hat, um sich zu der ihn leitenden allgemeinen Idee zu erheben, d. h. zur Darstellung eines neuen Ordnungs-Typus für die Gesellschaft, seinen Prinzipen den Werth bloßer Vermuthungen gab, weil sie ihm nicht durch die Erschauung allgemeiner Thatsachen, welche sie allein mit dem positiven Charakter bekleiden konnten, zugeführt waren.

Nach der Auseinandersetzung der Fundamental-Ideen ließ Quesnay, um ihre Anwendbarkeit nachzuweisen, dieser das ökonomische Gemälde vorangehen, worin er den Mechanismus der Hervorbringung der Reichthümer und ihrer Vertheilung unter die Glieder einer Gesellschaft nachwies, die er in drei Klassen theilte, namentlich in die der Produzenten, der Eigenthümer und der Unfruchtbaren (Sterilen). Diese Zersetzung war die Folge eines

im Grunde unbestreitbaren Prinzips, dem nur eine allzu weite Ausdehnung gegeben wurde. Denn war, diesem Prinzip gemäß, die Erde als die **einzige** Quelle des Reichthums zu betrachten *): so war die Klasse der Landbebauer die **produktive**, und die sterile Klasse bestand aus allen denen, die weder Landbebauer, noch Grundeigenthümer, noch Regierer sind. Die letztere wurde den Grund-

---

*) Diese Wörter-Analogieen betrügen uns häufig. Ohne Zweifel ist die Erde die Quelle des Reichthums; allein die Arbeit des Menschen ist auch eine Quelle desselben: denn wenn es keine Natur gäbe, oder wenn der Erdball nicht bewohnt wäre, so würde es keinen Anlaß geben, von Reichthum zu reden. Allein eine Definition, die auf eine solche Kinderei gegründet ist, führt zu nichts. Die Erde ist die Quelle der Reichthümer, wie ein Strom die Quelle des Kanals ist, den er ernährt. Freilich giebt es keinen Kanal ohne Strom; aber was muß man daraus schließen? Etwa, daß die, zwischen zwei regelmäßigen Ufern eingeschlossenen, bis zu einer beständigen Höhe sich erhebenden, leicht schiffbaren und solche Länder, welche durch natürliche Hindernisse von einander gesondert sind, verbindenden Wassermassen nicht die Quelle der Reichthümer seien, wohl aber der ungleiche Gießbach, aus welchem sie geschöpft sind? Dies würde abgeschmackt seyn. Das Wort **Quelle** ersetzt hier das Wort **Ursache**: der Strom ist die Ursache des Kanals, so wie der Kanal die Ursache ist, daß die Ländereien, welche daran stoßen, besser bestellt sind; wie der Ueberfluß und die Wahl der Nahrung, die gesunde Wohnung und Bekleidung, endlich selbst der Verstand des Arbeiters, Ursachen einer produktiveren Arbeit, und folglich neuer Reichthümer sind. Der Ackerbau ist die Quelle der Reichthümer; allein diese Reichthümer würden zu nichts dienen, und folglich ihrer Benennung unwürdig seyn, wenn sie nicht verwandelt und nach andern Orten versetzt würden. Die Manufakturen und der Handel sind folglich auch Quellen des Reichthums, und die, welche sich damit befassen, eben so gut Produzenten, wie der Landbauer. Die Kanalschiffer und die Erbauer der Fahrzeuge, womit jener bedeckt ist, sind nicht minder Produzenten, wie jene, deren Produkte sie verfahren.

eigenthümern assimilirt, vermöge einer Fiktion, nach welcher vorausgesetzt wurde, daß die Regierer Miteigenthümer des Grundes und Bodens wären, weil es für sie eines hypothekarischen Unterpfandes für die Steuer bedürfe.

Nach dieser Eintheilung, und unter der Voraussetzung, daß die Agrikultur mit dem Vorschuß von zwei Milliarden, für fünf Milliarden Reichthümer hervorbringe, von welchen ein Fünftel zur Unterhaltung der produktiven Klasse diene, und zwei Fünftel bestimmt wären, den Fond jährlicher Vorschüsse zu erneuern, wurden die nun noch übrigen zwei Fünftel reiner Ertrag oder Einkommen genannt; auf folgende Weise aber geschah, der Behauptung zufolge, die Vertheilung oder der Umlauf der Reichthümer.

Das Total der fünf Milliarden vertheilt sich zuerst zwischen der hervorbringenden Klasse und der Klasse der Eigenthümer. Diese verwenden einen Milliard zu Ankäufen von der produktiven Klasse, und einen Milliard zu Ankäufen von der sterilen Klasse. Die produktive Klasse verkauft für drei Milliarden den beiden anderen Klassen, sie giebt zwei Milliarden zur Bezahlung des Einkommens ab, und verwendet einen Milliard zu Ankäufen, welche sie von der sterilen Klasse macht, die, auf diese Weise, zwei Milliarden erhält, welche sie für die produktive anwendet in Ankäufen für die Subsistenz ihrer Agenten, und für die rohen Stoffe ihrer Arbeiten; und die produktive Klasse selbst verwendet jährlich für zwei Milliarden Erzeugnisse, wodurch die Verwendung oder der Verbrauch von fünf Milliarden vollständig wird.

Formel des ökonomischen Gemäldes *).

Total der Wiedererzeugung. — Fünf Milliarden.

	Jährliche Vorschüsse der produktiven Klasse.	Einkommen der Grundeigenthümer u. d. Regierenden.	Vorschüsse der sterilen Klasse.
	2 Milliarden	2 Milliarden	1 Milliard
Summen, welche dazu dienen, das Einkommen u. die Interessen der ursprünglichen Vorschüsse zu bezahlen.	1 Milliard 1 Milliard 1 Milliard		1 Milliard 1 Milliard
Ausgaben der jährlichen Vorschüsse zusammen.	2 Milliarden		2 Milliarden von welchen die Hälfte als Vorschuß-Fond f. d. folgende Jahr bleibt.

Zusammen 5 Milliarden.

*) Die punktirten Linien des Gemäldes zeigen an:

1) die, welche von der Kolonne der Eigenthümer-Klasse ausgehen, die Art und Weise, wie sie ihr Einkommen anwenden;
2) die, welche die auf die beiden anderen Kolonnen übertragene Summen verbinden, den gegenseitigen Verkehr zwischen der unfruchtbaren und hervorbringenden Klasse.

Wir bemerken zugleich, daß die obige Erklärung, so wie beinahe alles, was über Quesnay gesagt wird, aus Duponts de Nemours Physiokratie gezogen ist.

Wiewohl dies Gemälde höchst einfach zu seyn scheint, so würde es doch sehr ausführliche Entwickelungen erfordern, wenn wir alle die Folgerungen erklären wollten, welche die Oekonomisten daraus zogen. Außerdem könnten diese Entwickelungen nur die Kuriosität befriedigen, da die Lehre Quesnay's, was diesen Punkt betrifft, längst verurtheilt und verdammt ist. Wir wollen uns folglich darauf beschränken, den Grundfehler des ökonomischen Gemäldes bemerklich zu machen; dies scheint uns um so wichtiger, da die Kritiken, die man bisjetzt darüber gemacht hat, sich nur auf etwas bezogen haben, das ihm, so zu sagen, fremd ist.

Smith, und beinahe alle seine Nachfolger, haben Quesnay'n hauptsächlich wegen seiner Eintheilung der Arbeiter in zwei Klassen verdammt; nämlich in die Klasse derer, welche den Boden bestellen, und in die Klasse derer, welche die Produkte von einem Orte nach dem andern versetzen, und ihnen eine neue Gestalt geben, damit sie zur Befriedigung unserer Bedürfnisse geeigneter werden. Sie haben mit den triftigsten Gründen bewiesen, daß die verschiedenen Verrichtungen des Ackerbau's, der Manufakturen und des Handels, ohne Ausnahme, produktiv sind, und daß die Unterscheidung unter den mannichfaltigen Mitteln, die menschliche Arbeit auf die Benutzung des Bodens, und auf die Verwandlung der rohen Stoffe, die er dem Menschen gewährt, nicht hinreiche, um einigen derselben das Beiwort produktiv zu versagen. Diese Kritik war ungemein gegründet, wegen der Folgen, welche die Oekonomisten aus jener Unterscheidung zogen. Hauptsächlich waren diese Folgen dem großen Freiheits-Prinzipe entge-

entgegen, dessen Vertheidiger die Oekonomisten waren; denn sie führten, zu Gunsten des Ackerbau's eine Priorität ein, welche die Verwaltung bestimmen sollte, da zu beschützen, aufzumuntern und zu leiten *), wo sie, nach Quesnay selbst, nur machen und geschehen lassen sollte. Doch dergleichen Widersprüche müssen sich häufig in einem unvollständigen Systeme finden; und das ökonomische Gemälde schließt einen in sich, der vielleicht noch außerordentlicher und noch weit schwerer fortzuschaffen ist; denn wir finden seine Spuren noch in allen staatswirthschaftlichen Werken unserer Tage wieder.

Es hat dem Leser nicht entgehen können, daß die Wörter ausgeben, kaufen und verkaufen, deren wir uns, nach dem Beispiele der Oekonomisten, bedient haben, um die, zwischen den drei Klassen der Gesellschaft vorhandenen Beziehungen zu erklären, sammt und sonders die Idee von Münze in sich schließen, welche durchaus entfernt werden sollte, wenn man die Endergebnisse der Produkten-Vertheilung nachweisen will. Die Oekonomisten, welche das Vorurtheil von der Handels-Balanze mit so viel Nachdruck angriffen, haben sich gleichwohl nicht vor den Täuschungen bewahren können, welche der Begriff vom Gelde mit sich führt. Wenn man, mit Beibehaltung ihrer Abtheilung in drei Klassen, das Wort Milliarden wegließe und nach Zahlen raisonnirte, welche Produkte, nicht Geld

*) Eine von Quesnay's Maximen sagte wörtlich aus: „die ökonomische Regierung beschäftige sich nur damit, die produktiven Ausgaben und den Handel mit rohen Erzeugnissen zu begünstigen, und überlasse die sterilen Ausgaben ihrem eigenen Gange (et qu'il laisse aller d'elles-mêmes des dépenses stériles)."

darstellten: so würde sich das ökonomische Gemälde auf folgenden Satz zurückführen lassen: die produktive Klasse verzehrt zwei Fünftel der Ernte auf dem Boden, der dieselbe giebt; sie verbraucht ein Fünftel, um sich von der sterilen Klasse Kleider, Hausgeräth u. s. w. machen zu lassen; endlich giebt sie die zwei noch übrigen Fünftel den müssigen Eigenthümern, die sie verzehren, entweder in ihrer rohen Gestalt (was beinahe nie der Fall ist, da alle ländlichen Produkte irgend eine Vorbereitung erfordern, sogar das Obst) oder indem sie dieselben zubereiten läßt von der sterilen Klasse, die einen Theil davon zum Lohn für ihre Arbeit zurück behält.

Die Oekonomisten sahen in ihrem Gemälde etwas ganz Anders. Sie bildeten sich ein, die produktive Klasse **verkaufe** ihre Produkte den Grundeigenthümern, wie der sterilen Klasse; und daraus entstand eine durchaus falsche Ansicht von den Beziehungen der drei Klassen unter einander. Die produktive Klasse verkauft ihre Erzeugnisse zwar an die sterile Klasse, d. h. sie liefert derselben rohe Produkte, die ihr fabrizirt zurückgegeben werden; allein sie verkauft nicht das Korn, den Wein, kurz alle die Produkte, mittels welcher sie die Pacht oder die Zinsen der Kapitale bezahlt, die sie borgt; denn man giebt ihr dafür nichts zum Tausch. Unentgeltlich giebt sie also einer gewissen Klasse von Menschen die Mittel, sich auszuruhen. Giebt man sich den Prinzipen der Oekonomisten hin: so ist es nicht bloß unmöglich, das Daseyn eines Landes zu begreifen, worin es keine müssige Klasse von Grundeigenthümern und von Rentiers giebt, sondern es scheint sogar, als ob die Produktion wirklich aufgemuntert und begünstigt

werde durch die Einkünfte, welche die Arbeiter den Müſſiggängern zahlen.

Wir haben in dieſer Zeitſchrift mehr als einmal bemerkt, daß, ſo lange der Zuſtand der Aufklärung und der Betriebſamkeit es mit ſich brachte, daß die Geſellſchaft der Herrſchaft der Stärkeren unterworfen war, eine ganze Klaſſe auf Koſten der Arbeiter lebte; und daß dieſer Tribut, als nothwendige Folge eines geſellſchaftlichen Zuſtandes, worin die Waffenmacht vorherrſchte, aufgewogen wurde durch den Dienſt, welchen damals die ganze Geſellſchaft von einer bevorrechteten Klaſſe erhielt, ohne welche die Menſchheit in Barbarei zurückgeſunken ſeyn würde. Wir machen alſo den Oekonomiſten nicht alles zum Vorwurf, was ſie aus ihrem Gemälde hinſichtlich der Nothwendigkeit, die öffentlichen Ausgaben reichlich zu unterhalten, haben herleiten können, und in dieſer Beziehung iſt es erlaubt, wenn gleich nur metaphoriſch, zu ſagen: die Steuerpflichtigen kaufen die produktiven Dienſte der Regierenden; dieſe verkaufen die Sicherheit u. ſ. w. Allein alle dieſe figürlichen Ausdrücke führen ſehr weit, wenn es darauf ankommt, die geſellſchaftlichen Beziehungen wiſſenſchaftlich zu würdigen. Der Landbauer kauft nichts von dem Eigenthümer; er verkauft ihm auch nichts. Dieſer nimmt einen Theil der Produkte, zu deren Erzielung er durch keine Arbeit beigetragen hat. Er arbeitet nicht; er bringt durchaus nichts hervor. Er vermiethet, er verpachtet einen Platz oder produktive Werkzeuge; und die Vermiethung eines Landgutes mit der, zur Benutzung deſſelben nothwendigen Arbeit vermengen, dieſe beiden Handlungen unter Einer

Benennung vereinigen, heißt, sich zu ewigen Irrthümern verurtheilen.

Wir werden auf diesen falschen Gedanken zurückkommen, sobald wir uns beschäftigen werden mit den neueren Staatswirthschaftslehrern, welche einen anhaltenden Mißbrauch davon gemacht, und eben deßwegen, so viel uns davon einleuchtet, die Theorie des Kredits durchaus nicht gefaßt haben. Hier genügt uns, zu bemerken, daß das große Prinzip gesellschaftlicher Ordnung, das Eigenthum, Quesnay'n in einem so hohen Grade geblendet hatte, daß er die Gesellschaft nur dann anschauen konnte, wenn er sich in den Gesichtspunkt der Eigenthümer und nicht in den des Produzenten stellte. Das ökonomische Gemälde zeigt in der That, trotz dem Vorzuge, welcher dem Anscheine nach der hervorbringenden Klasse bewilligt wird, daß alle gesellschaftliche Ordnung ganz besonders beruhet, und immer beruhen muß, auf den Eigenthümern, welche, in den Augen der Oekonomisten, die wahren Regulatoren der Hervorbringung und folglich der allgemeinen Wohlfahrt waren. Auch legten sie ein ungemeines Gewicht auf die Erforschung, wie die Eigenthümer ihr Einkommen anwendeten: ob sie dasselbe in rohen Erzeugnissen des Bodens, oder in Manufaktur-Produkten verzehrten *). Bei

*) Quesnay behauptet, daß der Eigenthümer, der eine Metze kleiner Erbsen für 100 Liv. kauft, dadurch eine größere Wohlthat stiftet, als der, der eine goldene Tresse für 100 Liv. kauft, weil der erstere zum Anbau des Bodens zwingt. Er hätte eben so gut sagen können, daß, wer ein Lammfell für 100 Liv. kauft, eine größere Wohlthat stiftet, als der, welcher ein Kleid für 100 Liv. kauft. Hinterher braucht er ja nur die Leute zu bereden, sich, anstatt des Tuchs in Lammfelle zu kleiden. Der Landbau geht der Manufaktur

dem Allen darf man nicht vergessen, daß Quesnay nicht aufhörte, die Eigenthümer als Leute zu betrachten, welchen die Sorge obliege, ihre Güter zu erhalten und zu verbessern, und die Kultur derselben dadurch zu erhöhen, daß sie einen Theil ihres Einkommens dazu anwendeten, die Werkzeuge und die Bestellungs-Methoden zu vermehren und zu vervollkommnen. Diese anhaltende Verwirrung der speziellen Attribute jeder Klasse mußte große Nachtheile mit sich führen; und es ist hier der Ort, zu bemerken, daß man damals noch weit davon entfernt war, einzusehen, wie nothwendig es sei, die Thatsachen der moralischen und physischen Wissenschaften nicht anders zu behandeln, als die Erscheinungen, womit sich die strengen Wissenschaften befassen, d. h. sie nach ihrer Gleichartigkeit zu klassifiziren. Die Vervollkommnung der Werkzeuge und der Kultur-Mittel ist eine mechanische oder eine wissenschaftliche Arbeit, die nichts damit zu schaffen hat, daß man Eigenthümer ist, wohl aber voraussetzt, daß man ein Mechanikus oder ein gelehrter Beobachter sei. Wer ein Landgut verbessert, wer die Kultur erhöht, ist ein ganz Anderer, als der, welcher Werkzeuge des Ackerbau's, oder Düngung, oder den Aufbau von Scheunen u. s. w. bezahlt. Dieser trägt freilich dazu bei, daß alles dieses geschieht; allein er trägt dazu nicht auf dieselbe Weise bei, wie der, der es anwendet zu einer Produkten-Vermehrung, die aus dieser Verbesserung in der Kultur entspringt. Indem Quesnay den Eigenthümern den Charakter von

voran; dies leidet keinen Zweifel. Allein daraus folgt keineswegs, daß der Landmann über dem Bäcker stehe. Der eine ist so nothwendig, als der andere.

Produzenten gab, vermengte er Attribute ganz verschiedener Art, die sich zwar bisweilen in einem Individuum bei einander finden, die jedoch hinreichen müssen, um zu einer, auf diese Verschiedenheit selbst gegründeten Klassifikation Veranlassung zu geben. Ein Eigenthümer demnach, der die Kultur seines Grundes und Bodens verbessert, und der Eigenthümer, der die Pacht in Empfang nimmt, sind weit entfernt, eins und dasselbe zu thun. Derselbe Unterschied findet Statt zwischen dem Bevollmächtigten einer Fabrik, und demjenigen, der die Arbeit leitet, die Maschinen erfindet, die Farben zusammensetzt, die Zeichnungen entwirft u. s. w.

Wir kommen, wider unseren Willen, auf diese Idee zurück, weil sie von einer sehr hohen Wichtigkeit in allen Anschauungen gesellschaftlicher Ordnung ist.

Nachdem Quesnay gezeigt hatte, daß die Beziehungen der drei Klassen der Gesellschaft, so wie sie in dem ökonomischen Gemälde dargestellt waren, **nothwendig**, d. h. dem Naturrechte konform wären, und folglich **physische Ordnung der Gesellschaft** benannt werden konnten, hatte er versucht, diese physische Ordnung mit seiner Vorstellung vom Naturrecht dergestalt zu kombiniren, daß sich daraus die Fundamental-Maximen oder natürlichen Gesetze ableiten ließen, welche im Stande wären, der Menschheit das höchste Maß von Wohlseyn zu verschaffen. In diesem, der Anwendung des Systems geweiheten Theile waren die politischen Ansichten der Oekonomisten enthalten.

Der Gedanke eines bestimmten Zwecks, die **Zunahme des Ackerbaus**, auf welche die ganze gesell-

schaftliche Thätigkeit gerichtet seyn sollte, hatte den Oekonomisten klar gemacht, daß das System der Gegenkräfte und der Gewährleistungen durch und durch fehlerhaft sei, weil es sich der Einheit der Thätigkeit entgegen stellte. Hieraus schlossen sie, daß die höchste Autorität eine einige seyn müsse, und daß, um die Gewißheit zu erhalten, daß diese Autorität stets beschützend und niemals unterdrückend sei, es hinreiche, wenn das Volk von den allgemeinen Gesetzen der natürlichen Ordnung unterrichtet wäre, weil alsdann die gesellschaftlichen Anordnungen, in den Augen des Gesetzgebers und der Regierten, denselben Grad von Evidenz haben würden. Der Ausdruck „höchste Autorität, zur Einheit erhoben," würde eine genaue Definition erfordert haben; und eine solche finden wir nicht in dem uns vorliegenden Werke Quesnay's. Dürfen wir aber nach den verschiedenen Auslegungen, welche seine Kommentatoren von diesem Ausdruck gegeben haben, urtheilen, so ist klar: daß sie in der Idee „Einheit" die Macht eines Individuums sahen, während es sich um die Einheit der Thätigkeit handelt, welche nicht nothwendig die Verbindlichkeit, dem Willen eines Einzigen zu gehorchen, in sich schließt *). Die Einheit der Thätigkeit entspringt direkt aus der Einheit des Zwecks, wie groß auch die Zahl Derer seyn möge, welche

*) Mercier de Riviere hat sein Werk hauptsächlich der Entwickelung dieser großen Idee gewidmet; und dies hat ihm den Vorwurf zugezogen, daß er ein Vertheidiger des Despotismus sei. Er war es wirklich; allein er glaubte das Mittel gefunden zu haben, wodurch man den Despotismus gesetzlich, und eben so nützlich für den Souverän, wie für das Volk macht.

die höchste Macht ausüben. Außerdem kann sie nur in dem thätigen Theile der Gesellschaft vorhanden seyn; denn hier muß man sie suchen, nicht in der müßigen, von jeder Art der Arbeit entfernten, und folglich von der gesellschaftlichen Mitwirkung ausgeschlossenen Klasse.

Die wichtigsten Maximen nach dieser waren die, welche sich bezogen: 1) auf die Sicherheit des Eigenthums, wiewohl sie den Unterschied hervorhoben, welcher, den Oekonomisten zufolge, zwischen dem Grundvermögen und dem beweglichen Vermögen Statt fand; denn dies galt für heimlichen Reichthum, den weder König noch Vaterland kenne; 2) auf die Steuer, die, weil sie auf den Reinertrag der Kapitale beschränkt war, vorweg genommen werden sollte von dem Einkommen der Grundeigenthümer; 3) auf die Bevölkerung, deren Vermehrung bei weitem nicht so wichtig war, als die Vermehrung des Einkommens; 4) auf die Freiheit der Kultur, jedoch mit Einschärfung der Nothwendigkeit, die Vervielfältigung der Thiere und die Bestellung großer Güter zu begünstigen, und den Gebrauch des Geldes und der Menschen nicht allzu sehr auf Manufakturen und Luxus-Handel auszudehnen; 5) auf die Freiheit des inneren und des äußeren Handels, gesichert durch die größte Konkurrenz, ohne dabei jedoch aus den Augen zu verlieren, daß der Handel mit dem Auslande unvortheilhaft seyn könne, nicht etwa, wie die Vertheidiger der Handels-Balanze behaupteten, durch die Ausfuhr edler Metalle, wohl aber durch die Einfuhr gewisser Produkte, die, vermöge ihrer Eigenschaft, sich der

Entwickelung der Volks-Agrikultur, und folglich dem öffentlichen Wohlseyn, entgegen stellten.

Die Entwickelung dieser Maximen schloß also die Sammlung von Gesetzen in sich, die sich auf die Souveränetät, auf die Unterweisung in der gesellschaftlichen Lehre, auf die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und auf den politischen Einfluß bezogen, der den Grundbesitzern, als wahren Stützen des Königs und des Vaterlandes, vorbehalten war. Vermittels dieser Prinzipe sollten die Fragen von der Bevölkerung gelöst werden. Endlich wollte man darauf auch das Finanz-System und die Reglements für ackerbauliche, Handels- und Manufaktur-Betriebsamkeit gründen.

So verhielt es sich mit der Lehre Quesnay's. Sie bot ein System gesellschaftlicher Organisation dar, das, bei allen großen Irrthümern, die ihm eigen waren, Bewunderung für das Genie dieses Mannes gebietet. Quesnay hatte in der That keine Vorgänger, an welche man seine Arbeiten direkt anknüpfen könnte. In dem Augenblicke, wo beinahe Alle, welche die öffentliche Meinung so hoch gestellt hat, ihr Talent nur dazu anwendeten, die Gebrechen des alten Systems hervorzuheben, beschäftigte er sich zum Voraus mit einer gesellschaftlichen Reorganisation. Wie alle Menschen, welche für die Zukunft arbeiten, wurden die Oekonomisten nur von den wenigsten Geistern gefaßt, welche, nach und nach, die Idee des Meisters abänderten.

Gournay, ein Zeitgenosse Quesnay's, hatte bereits einige Fehler in der Theorie der Oekonomisten entdeckt; er hatte erkannt, daß Quesnay's Zersetzung der Gesell-

schaft in produktive und sterile Klassen fehlerhaft sei; er hielt dafür, die Arbeit der Fabrikanten sei produktiv, und vermehre den öffentlichen Reichthum eben so gut, wie die Arbeit des Ackerbauers; er hatte auch den Nutzen eingesehen, der aus einer Verminderung des Zinsfußes, d. h. aus der Beschränkung der Rente hervorgehen würde, welche die Arbeiter den Müssigen bezahlen, welche ihnen die Werkzeuge der Arbeit vermiethen. Diese Vervollkommnungen von Einzelnheiten begründen indeß keine merkliche Abstufung zwischen den Lehren dieses Oekonomisten, und den Lehren Quesnay's. Die Verbesserungen, welche Gournay anbrachte, vorzüglich die, deren wir so eben gedacht haben, und die ihn auf ganz neue Ideen hätte führen können, weil ihr Ergebniß darin bestand, daß die Gesellschaft dargestellt wurde als nur in zwei Klassen getheilt, nämlich in die der Arbeiter auf der einen, und in die der Nicht-Produzenten auf der anderen Seite — diese Verbesserungen, sagen wir, verhinderten ihn nicht, alle Freiheits-Prinzipe, zu welchen Quesnay sich bekannt hatte, anzunehmen. Er entwickelte sie, sogar mit Nachdruck, indem er ihnen in den kleinsten Einzelnheiten nachging, und das Thun- und Geschehenlassen (laissez faire et laissez passer) für alle Akte der Hervorbringung in Anspruch nahm, ohne die Nothwendigkeit eines Ordnungsmittels zu gewähren, um den Nachtheilen der Konkurrenz zu begegnen, und die Vortheile derselben zu erhalten. Eine Redensart, welche sich in Turgot's Lobschrift auf diesen gelehrten und bescheidenen Mann befindet, enthielt den Keim der neuen Idee, welche, unserem Dafürhalten zufolge, dazu dienen muß, daß Regelmäßigkeit in die

Betriebsamkeits-Bewegung gebracht werde; allein, selbst die Art und Weise, wie diese Idee ausgedrückt ist, beweiset, daß sie sich Turgot's Geiste nicht aufgeschlossen hatte. Indem er nämlich von der Freiheit der Handels-Ueber-einkommnisse redet, sagt er: „Nicht daß es, in besonderen Fällen, nicht einen spitzbübischen Kaufmann geben könnte, so wie einen betrogenen Verzehrer; allein der betrogene Verzehrer wird eines Besseren belehrt werden, und aufhören sich an den betrügerischen Kaufmann zu wenden; dieser wird den Kredit verlieren, und dadurch für seinen Betrug bestraft werden." Ganz unstreitig ist das Heilmittel, das hier dargeboten wird, ein sehr trauriges; doch das Wort diskreditirt, wenn man es nach seinem ganzen Umfange nimmt, schließt eine große Idee in sich. Indem man der Unwissenheit, der Schlechtheit, oder auch der Unvorsichtigkeit das Vertrauen entzieht, und dieses der Einsicht, der Rechtschaffenheit und der Regelmäßigkeit zuwendet, kann man dahin gelangen, die Betriebsamkeit zu versittlichen und zu regeln; und alsdann würde die Organisation der Banken, als Ordnungsmittel, die Korporationen, Zünfte und Handwerks-Geschworenen ersetzen, wider welche Gournay und alle Oekonomisten sich mit so guten Gründen erhoben.

Turgot war noch sehr jung um die Zeit, wo Quesnay der Wissenschaft eine Grundlage gab. In seiner Verbindung mit Gournay, welcher sein erstes Nachdenken über Gegenstände der Staatswirthschaft geleitet hatte, und vermöge seines Genies berechtigt, die Idee seiner Lehrer zu vervollkommnen, hatte sich Turgot eifrigst mit einem Studium beschäftigt, dessen Wichtigkeit für die politische

Bahn, die er zu durchlaufen berufen war, er nach ihrem ganzen Umfange fühlte. Nachdem er also, mit einem philosophischen Blick, den unermeßlichen Kreis der menschlichen Kenntnisse umfaßt hatte *), mußte er in der Wissenschaft des Reichthums neues Licht verbreiten. Wie seine Vorgänger, von jener glühenden Menschenliebe belebt, welche allein große Charaktere bildet, fühlte er, wie jene, daß die gesellschaftliche Ordnung, in deren Mitte er lebte, den reichen und müssigen Theil der Gesellschaft auf Kosten des armen und arbeitsamen Theils begünstigte **); und dem zufolge suchte er die neuen Prinzipe, auf welche das menschliche Geschlecht, aufgeklärter und reicher, sein Wohlseyn gründen konnte.

Die Untersuchungen, welche Turgot angestellt hatte, um den Beweis für die große philosophische Idee der Fortschritte des menschlichen Geistes zu finden, hatten ihn dahin gebracht, daß er geschichtlich zu dem Ursprunge der gesellschaftlichen Thatsachen aufstieg, um ihre fortschrittliche Verkettung zu konstatiren. So beginnen denn auch seine Bemerkungen über die Bildung und Vertheilung der Reichthümer mit einem Ueberblick des Ganzes der menschlichen Arbeiten. Er zeigt in dieser flüchtigen Auseinandersetzung, wie die ackerbauliche Betriebsamkeit, als erstes Mittel der Hervorbringung, sehr bald einem Theile der Gesellschaft gestattet hat, sich den, für die Bereitung der rohen Boden-Produkte nothwendigen Arbeiten hinzugeben; und von nun an theilte er die

*) S. seine Histoire des Progrès de l'Esprit humain.

**) S. Eloge de Mr. de Gournay par Turgot.

Gesellschaft in zwei Klassen, in die der Landbauer, welche er hervorbringend nennt, und in die der Handwerker, der er jedoch nicht, wie Quesnay, die Benennung der unfruchtbaren oder sterilen giebt, die er vielmehr durch besoldet (stipendirt) bezeichnet. Diese Unterscheidung war ein Fortschritt; denn Turgot, wie sehr er dem Ackerbau auch den Vorrang einräumte, betrachtete diesen nur als eine physische Nothwendigkeit: er drückte durch zwei Wörter Arbeiten aus, die ihm denselben Grad von Achtung und Wichtigkeit zu verdienen schienen; und so konstatirte er bloß eine Thatsache, namentlich die, daß die Bestellung des Bodens nothwendig den Verwandelungen vorangeht, welche die Manufaktur-Industrie mit den Erzeugnissen des Ackerbaues vornimmt.

„Ursprünglich, sagt Turgot, war der Eigenthümer nicht verschieden von dem Besteller. Erst als die Produkte des Bodens so reichlich geworden waren, daß mehr Leute davon ernährt werden konnten, als zur Bestellung nöthig waren, konnte sich eine neue Klasse von Menschen bilden, welche den beiden ersten Klassen fremd war, und, von diesen ernährt, die Benennung von Eigenthümern des Bodens annahm, dessen Bestellung sie gestattete." Turgot nannte sie die verfügbare (disponible) Klasse, weil er einsah, daß sie nothwendig zusammengesetzt sei aus den Individuen, welche alsdann allein für die allgemeinen Bedürfnisse der Gesellschaft erübrigt werden, und die Geldlasten tragen, oder alle die persönlichen Dienste leisten könnten, welche der gesellschaftliche Zustand heischte.

Inzwischen hatte Turgot, von Quesnay's Prinzipen bestimmt, für nöthig erachtet, die Benennung der unfrucht-

baren Klasse, von welcher er sich Anfangs entfernt hatte, für die Handwerker anzunehmen, bloß weil er zugegeben hatte, daß nur der Ackerbau einen Reinertrag, d. h. ein über die Hervorbringungskosten hinausgehendes Produkt gewähre. Wir haben diese Meinung der Oekonomisten bereits bestritten, als wir untersuchten, weßhalb sie behaupteten, daß die Erde die einzige Quelle der Reichthümer sei. Fügen wir hier noch hinzu, daß der Mensch, welcher den Boden bearbeitet, und derjenige, der die rohen Erzeugnisse des Bodens einer Manipulation unterwirft, welche nothwendig ist, wenn unsere Bedürfnisse befriedigt werden sollen, hinsichtlich des von ihnen angewendeten Verfahrens zwei durchaus verschiedene Operationen vollbringen. Zwar kann dieser Unterschied die Veranlassung werden, daß sich, in der ökonomischen Nomenklatur, eine Unterabtheilung zwischen ihnen feststellt; allein, welches ist der vornehmste Charakter dieser beiden Arten von Arbeiten? Haben nicht beide den direkten Zweck, den Bedürfnissen des Menschen die Gegenstände, von welchen er umgeben ist, anzueignen, indem sie ihnen die Formen und alle die Qualitäten geben, welche dem Menschen zusagen? Grade in dieser Aehnlichkeit muß man die verschiedenen Arbeiten auffassen; und dann wird man sehr leicht erkennen, daß aller Unterschied zwischen dem Verfahren der Manufaktur-Betriebsamkeit und dem des Ackerbaues durchaus nicht von einer solchen Beschaffenheit ist, daß er, zu Gunsten irgend eines dieser beiden Zweige menschlicher Arbeit, einen Vorzug rechtfertige. Dies hatte Turgot auch sehr wohl beobachtet; allein er hielt es ohne Zweifel für nothwendig,

nicht zu verzichten auf die von Quesnay eingeführte Nomenklatur.

Sobald Turgot die Haupt-Charaktere der Klassen der Gesellschaft angedeutet hatte, untersuchte er die verschiedenen Arten ackerbaulicher Bestellung. Ob nun gleich die in dieser flüchtigen Auseinandersetzung eingeschlossenen Ideen im Allgemeinen höchst richtig sind, so bedauert man doch, daß ihr Urheber diese Frage nicht historisch behandelt hat. Zum Wenigsten hätte er den Unterschied der Kultur an irgend eine allgemeine Idee anknüpfen sollen; denn, wenn man ihn gelesen hat, so weiß man eben nicht, warum die und die Methode in dem und dem Lande gebraucht wird, und nicht in einem andern. Er wollte darthun, auf wie verschiedenen Wegen die Eigenthümer ein Einkommen von ihren Gütern beziehen; er unternahm eine gleiche Arbeit in Bezug auf die Rentiers, d. h. um zu erklären, was Zinsfuß sei: doch, von hier an, bis zum Schlusse des Werks, spielt das Geld die Hauptrolle in allen ökonomischen Fragen; und wir glauben, bei diesem Gegenstande einige Augenblicke verweilen zu müssen, weil er es ist, der, noch einmal sei es gesagt, das Vorurtheil in sich schließt, das am schwersten auszurotten ist.

Ein Kapital leihen, heißt, einen Platz oder ein Werkzeug der Betriebsamkeit vermiethen; selbst wenn das Darlehn in Münze geschähe, würde das Ergebniß dasselbe seyn, weil der Anleiher diese Münze anwenden würde, ein Landgut, oder die, zu irgend einer Arbeit nöthigen Materialen zu miethen. Das Geld nimmt bei diesen Operationen einen untergeordneten Platz ein; und wenn es dieselben etwa, als gemeiner Maßstab für alle Sachen,

erleichtern sollte, so ist dies wiederum alles. Zinsen vom Gelde, diese Worte drücken die Quotität des Einkommens aus, das den Eigenthümern von beweglichen oder unbeweglichen Gegenständen zukommt, wenn sie ihr Recht, diese Gegenstände zu benutzen, auf eine angemessene Zeit abtreten. Man borgt, um ein Landgut, ein Haus, eine Fabrik oder eine Maschine zu kaufen, für welche man sonst einen Miethszins bezahlen würde. Dem Eigenthümer dieser Gegenstände den Miethszins schuldig bleiben, oder dem Darleiher die Rente vorenthalten, ist vollkommen eins und dasselbe; denn der Darleiher ist nur der dienstbeflissene Zwischenmann, ohne welchen der Anleiher die freie Verfügung über die Gegenstände, die er gebraucht, schwerer, d. h. mit größeren Kosten erhalten haben würde.

Turgot hingegen scheint zu glauben, daß, wenn die Vorräthe der jährlichen Produkte sich anhäufen, um Kapitale oder bewegliche Reichthümer zu bilden, man bald darauf Bedacht nehme, Geldhaufen zu machen, weil diese von allen Reichthümern am meisten den Charakter der Unveränderlichkeit hätten; und gerade auf diese Masse edlerer Metalle gründen sich, seiner Voraussetzung nach, die Einkünfte jener Klasse von Menschen, welche leben, ohne zu arbeiten, und doch keine Ländereien besitzen. Wenn jedoch der Müßiggang der Rentiers nur die Zinsen der beweglichen Kapitale verzehrte, welche in der Gestalt von Münze erscheinen, so würde es sehr wenige Müßige geben. Von Demjenigen an, der das Recht, Wasser mit einer Pumpe zu schöpfen, pachtet, bis zu dem, der, gegen eine von seinem Käufer unterzeichnete Verbindlichkeit auf Zeit, Zucker liefert, giebt es eine Menge Renten, welche

bezahlt werden, ohne daß der Rentier Geld dargeliehen hat. Je mehr und mehr Turgot sich in diesen Irrthum verstrickte, desto nothwendiger endigte er damit, das Wort Kapital mit dem Worte Geld zu vermengen; und mehr, als anderwärts, nimmt man diese Vermengung in den Kapiteln wahr, welche sich auf den Umlauf des Geldes beziehen. Bei dem Allen enthält der Theil dieses Werks, der sich auf die Vorurtheile über Darleihen gegen Zinsen bezieht, und die besondere Denkschrift, worin er diese Frage speziell verhandelt, bei weitem das Beste, was bisher über diese Materie gesagt worden ist. Endlich hat Turgot auch, indem er die Gournay's Gedanken über die Vortheile eines niedrigen Zinsfußes entwickelte, Fragen von der höchsten Wichtigkeit angeregt. „Man kann, sagt er, den Zinsfuß als eine Art von Wasserwage betrachten, unter welcher alle Arbeit, alle Kultur, alle Betriebsamkeit, aller Verkehr aufhören. Es verhält sich damit, wie mit einem auf eine weite Landschaft ausgebreiteten Meere: die Gipfel der Berge erheben sich über dem Gewässer, und bilden die fruchtbaren und angebauten Inseln. Wenn dies Meer nach und nach abläuft, so kommen, je nachdem es fällt, erst die Abhänge, dann die Ebenen und die Thäler zum Vorschein, und bedecken sich mit Erzeugnissen aller Art. Das Wasser braucht nur um einen Fuß zu steigen oder zu fallen, um unermeßliche Landstriche zu überschwemmen, oder der Kultur zurück zu geben.“ Diese schöne Vergleichung gewährt eine genaue Vorstellung von dem Einflusse, den die, dem Müssiggange bewilligten Vortheile auf die allgemeine Wohlfahrt ausüben.

Turgot hat sich, während seiner arbeitsvollen und schönen Laufbahn, sehr vielfältig mit den großen Anwendungen der Grundsätze der Staatswirthschaft beschäftigt. Wären seine Denkschriften über die dem Könige vorgeschlagenen Edikal-Entwürfe, die Einleitungen zu diesen Edikten, und einige freie Aufsätze über den Kornhandel, über die Freiheit der Zirkulation und der Ausfuhr der Weine, über die Frohnen u. s. w. — wären, sage ich, diese Abhandlungen in einem ruhigen Augenblicke, d. h. zu einer Zeit erschienen, welche dem Sturme, der über Frankreich losbrechen sollte, minder nahe gewesen wäre: so würden sie zur Entwickelung der staatswirthschaftlichen Lehren gar mächtig beigetragen haben. Statt dessen ist Turgot, der seine **Bemerkungen über die Bildung und die Vertheilung der Reichthümer** neun Jahre vor der Erscheinung des Smithschen Werks über den National-Reichthum schrieb, und diese Schrift fünf Jahre früher herausgab, als der berühmte Schottländer an der seinigen arbeitete — Turgot, der den Theil der Quesnayschen Lehre, welcher sich auf die materielle Produktion bezog, in seinen Einzelheiten am meisten vervollkommnet hat — dieser Mann ist — wer möchte es glauben? — nur berühmt durch seine politische Laufbahn. Vornehmlich sind seine **philosophischen Arbeiten** — sie, die ihn an die Spitze der größten Literatoren des abgewichenen Jahrhunderts (dem wir nur allzu freigebig die Benennung des philosophischen zu ertheilen pflegen) stellen — unbeachtet geblieben in dem revolutionären Wirrwarr, welcher nicht gestattete, daß man sich mit der Zukunft beschäftigen konnte. Wie alle Tiefdenker erhielt auch er die Benennung eines

Systematikers; und mehr bedurfte es nicht, damit er schnell vergessen wurde zu einer Zeit, wo der, den konstituiven Prinzipen der alten gesellschaftlichen Ordnung erklärte Krieg Furcht einflößte vor Systemen, welche bis dahin auf eben diese Prinzipe gebaut waren. Vortrefflich ist Turgots Bemerkung über diesen Gegenstand. „Leute, sagte er, welche gewohnt sind, alle Meinungen eben so in sich aufzunehmen, wie die Spiegel alle Bilder auffassen, ohne sich irgend eine anzueignen — Leute, die alles wahrscheinlich finden, ohne jemals überzeugt zu seyn — Leute, die keinen Sinn haben für den innigen Zusammenhang, worin die Folgen mit den Prinzipen stehen, die sich, ohne es zu ahnen, in jedem Augenblicke widersprechen, und daraus kein Arges haben — Leute dieser Art können wohl nicht umhin, zu erstaunen, wenn sie auf einen Mann stoßen, der in seinem Innern von einer Wahrheit überzeugt ist, und daraus mit der Strenge genauer Logik Folgerungen zieht. Sie lassen sich herab, ihn anzuhören; aber morgen beweisen sie dieselbe Gefälligkeit einem Anderen, der das baare Gegentheil vorträgt, und sind darüber erstaunt, daß jener nicht dieselbe Biegsamkeit hat. Sie tragen also kein Bedenken, ihn einen Enthusiasten, einen Systematiker zu nennen. Obgleich also das Wort System in ihrer Sprache nur anwendbar ist auf eine, nach reiflicher Ueberlegung angenommene, auf Beweise gestützte und von wichtigen Folgen begleitete Meinung: so sind sie doch deßhalb nicht weniger ungehalten darauf, weil die geringe Aufmerksamkeit, deren sie fähig sind, sie außer Stand setzt die Gründe zu prüfen, und ihnen überhaupt nicht gestattet, eine Mei-

nung zu fassen, die mit Prinzipien in Verbindung stehet, und sich folglich immer in derselben Gestalt darbietet. Nichts ist inzwischen so ausgemacht, als daß Jeder, in dessen Vorstellungen kein Zusammenhang, keine Verkettung, kein System ist, immer nur ein Schwachkopf oder ein Narr seyn kann."

Um diesen Artikel zu schließen, und um zu unserem Gegenstande zurück zu kehren, wollen wir nur noch bemerken, daß Turgot unter den Oekonomisten der erste ist, der Quesnay's Lehre wissenschaftlich abgekürzt hat, indem er unterließ, in seine Abhandlung über die Bildung und Vertheilung der Reichthümer, die politischen Fragen zu begreifen, die sich daran knüpfen. Weiter unten werden wir sehen, daß Smith und unsere neueren Staatswirthschaftslehrer, sämmtlich der von Turgot gegebenen Richtung gefolgt sind, und daß, indem sie das Feld der Wissenschaft in engere Gränzen einschlossen, sie die Einzelheiten, welche Quesnay'n entschlüpft waren, weil sein umfassender Blick sich über die Unermeßlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse ausgedehnt hatte, leichter erforscht haben. Heut zu Tage denken wir: die Staatswirthschaftslehrer, oder, wenn man lieber will, die Publizisten, müssen, nachdem sie einen allgemeineren Gesichtspunkt gefaßt, und die Beobachtung über die Einzelheiten, bei welchen man nur allzu lange verweilt hat, benutzt haben, sich vor nichts so sehr in Acht nehmen, als vor dem Prinzip der Freiheit, dieser Fundamental-Grundlage aller Anschauungen des menschlichen Geistes seit drei Jahrhunderten; denn sie müssen dies Prinzip, das, wenn es obenan gestellt wird, nur den Charakter der Zerstörung

hat, einer Anschauung von Ordnung unterordnen, welche hergeleitet ist aus dem Endziel, nach welchem das menschliche Geschlecht strebt. Duldung, Konkurrenz, dies ist der Grundbau aller sittlichen und Betriebsamkeitslehren der Vertheidiger des Freiheits-Prinzips. Allein die Duldsamkeit kann nur da in Anspruch genommen werden, wo es keine Gemeinschaft der Ideen giebt; und auf gleiche Weise thut die Konkurrenz nichts weiter kund, als die Abwesenheit eines Mittels der Vergesellschaftung unter den Arbeitern, weil man alsdann, um zu kämpfen, Anstrengungen macht, die, als gemeinschaftliche gedacht, die Genüsse Aller vermehren dürften. Wir werden diese Ideen entwickeln, wenn wir die Prüfung beendigen, welche wir über die Fortschritte der Staatswirthschaft anzustellen gedenken.

Ueber die Besorgniß, daß der Menschen zu viel werden könnten.

Hoch tönt das Lob der Genügsamkeit, und freundlich umfangen jedes Gemüth die lieblichen Bilder der bescheidenen Häuslichkeit, der willigen Beschränkung auf das Nothwendige, selbst wohl der fröhlichen Armuth; aber dennoch reift nur in einem reicheren Leben, im sichern Genusse eines anständigen Einkommens, in der behaglichen Fülle des Wohlstandes die edelste Frucht der menschlichen Anlagen, die echte Humanität. Nicht daß dem satten Ueberflusse ein Vorrecht eingeräumt werden wollte auf die höchsten Güter, die des Menschen Geist und Herz zu genießen vermag; allein das Nothwendige muß nicht kärglich in erschöpfender Arbeit errungen, sondern reichlich gewonnen werden in frischer froher Thätigkeit, wenn der Wissenschaft ihre selige Muße, der Kunst ihre Begeisterung, dem Leben seine Würze — die heitre Geselligkeit — nicht verkümmert werden soll. Hier ist es nun, wo die Sorge für die Zukunft einschleicht, wenn auch die Gegenwart befriedigt. Wir können es uns nicht verhehlen, daß schon jetzt Kraft und Glück dazu gehören, um selbst bei sehr gemäßigten Ansprüchen, meist spät genug, zum sorgenfreien Genusse der Annehmlichkeiten des Lebens zu gelangen; daß Tausende das Vermögen zu erwerben und zu genießen verläßt, ehe sie dieses Ziel erreichen; ja, daß der größte

Theil des Menschengeschlechts, nur zur Dienstbarkeit erzogen, lebenslang fremd bleiben muß der höheren Bildung, worin die edelsten Kräfte sich entfalten, und die höchsten Genüsse lohnen. Fließt der Born unserer Glückseligkeit schon so spärlich, wie kümmerlich wird sich nicht dereinst eine zahlreichere Nachkommenschaft behelfen müssen? Wird nicht endlich, bei der unablässig steigenden Bevölkerung, jeder edlere Keim erstickt werden unter den Dornen und Disteln der Nahrungssorgen, und die weite übervölkerte Erde nur ein weites Grab seyn alles wahrhaft menschlichen Lebens?

Es ist wahr, reißende Fortschritte macht jetzt die Vermehrung der Menschen unter dem Schutze unserer Zivilisation, unter unserer Sicherheit der Personen und des Eigenthums, unter unseren öffentlichen Anstalten zur Erleichterung des Verkehrs und zur Abwendung verheerender Landesplagen. Der Ueberschuß der Gebornen, nach Abzug der Gestorbenen, beträgt im preußischen Staate allein in dem Jahrzehende von 1816 bis 1825 nahe an 1,772,000, und im eben verflossenen Jahre 1826 sind wahrscheinlich wieder über 180,000 hinzugekommen. Viele Thatsachen begründen die Vermuthung, daß durchschnittlich im ganzen mittleren und nördlichen Europa von 36 Lebenden nur Einer stirbt, während schon unter 24 Lebenden eine Geburt vorkömmt; so daß die Volkszahl jährlich um Eins auf 72 zunimmt, wobei sich die Bevölkerung in funfzig Jahren verdoppeln wird.

Es ist schwer sich einen Begriff davon zu machen, welche Veränderungen dieses Ereigniß bewirken muß. Die doppelte Menge von Nahrungsmitteln muß erzeugt werden;

doppelt soviel Wohnungen, doppelt soviel Brenn- und Erleuchtungs-Material, doppelt soviel Zeuge zur Kleidung, doppelt soviel Hausgeräthe müssen beschafft werden; und ungeachtet des verdoppelten Bedarfs, wird doppelt soviel, als jetzt, an Erzeugnissen unseres Bodens und unseres Kunstfleißes zur Ausfuhr erübrigt werden müssen, wenn auch die fremden Genüsse, Gewürze, Zucker, Kaffe, Taback, Weine, die fremden Fabrik-Materialien, Baumwolle, Seide, Farbehölzer, Indigo, Kochenille, dem Einzelnen nicht spärlicher, als bisher, zugeführt werden sollen. Dazu sind alle unsre jetzigen Anstalten bei weitem unzulänglich; es muß gar sehr viel mehr, als wir jetzt besitzen, erarbeitet und erspart werden, wenn unsere Enkel nicht schlechter leben sollen, als wir. Die Forderung ist groß; aber Vernunft, Geduld und Fleiß vermögen viel: wir sind getröstet!

Auch für das zweite halbe Jahrhundert? Hier schwindelt der Blick; denn dieses führt eine Verdoppelung der schon verdoppelten Menschenzahl, also eine Vervierfachung der jetzigen Bevölkerung herbei: ein Berlin, volkreicher als jetzt Paris; eine Mark Brandenburg, dichter bewohnt, als jetzt die Ebene der Lombardei in der üppigsten Fülle des fettesten Bodens, unter dem mildesten Himmel, und in zweitausendjähriger Kultur. Jetzt schon holen wir die Butter auf unser Brot aus dem schlesischen Gebirge, Holstein und Elbing, auf allen Seiten vierzig Meilen weit, nach Berlin zusammen; wie weit werden unsere Urenkel dann das trockene Brod zu holen haben? Die Verdoppelung der Vervierfachung, die Verachtfachung im dritten halben Jahrhunderte, wird von selbst unterbleiben, wenn

das Menschengeschlecht inzwischen durch Hunger untergeht. Verloren in wilde ängstliche Träume verschließt sich hier die Aussicht auf die Zukunft.

Ganz unzureichend sind offenbar die Trostgründe, so sich zunächst darbieten.

Auf zerstörende Kriege, Hungersnoth und Pestilenz, die plötzlich den Ueberschuß dreißig glücklicher Jahre in einem unglücklichen hinraffen, wollen wir nicht verwiesen seyn; Gott bewahre die Nachkömmenschaft vor solchen heroischen Rettungsmitteln! Auch haben sie in der neuesten Zeit sehr an Wirksamkeit verloren. Solche Veränderungen erzeugen Kriege nicht mehr, wie weiland der dreißigjährige, der vor zweihundert Jahren unser Vaterland entvölkerte. Frankreich, dem die Statistiker vor vierzig Jahren 20 Millionen Einwohner zugestanden, zählt jetzt mehr als 30, trotz aller Gräuel der Revolution, trotz Napoleons blutigen Menschenernten. Ostpreußen und Litthauen enthielt nach der Zählung von 1804, mit Inbegriff des Militärs, über 988,000 Menschen. Niedergetreten von schonungslosen Heerschaaren, in den Jahren 1807 und 1812, verlor es über 150,000 Einwohner mit dem größten Theile seiner Erwerbsmittel, seines Viehstammes und seines Ausfuhrhandels; aber dennoch ergab die Zählung zu Ende des Jahres 1825 schon wieder eine Volkszahl von mehr als 1,163,000, gleichfalls mit Einschluß des Militärs. Demnach wurden auch in diesen 21 Jahren doch noch 175,000 Menschen gewonnen; ein Zuwachs, der unsern Vätern, nach 21 Friedens- und Segensjahren, noch für bedeutend gegolten hätte, der bei gleichförmigem Fortschritte siebenneuntel Prozent jährlich betrüge, und

wobei die Bevölkerung sich noch in 89 Jahren verdoppelte. Der naßkalte Sommer 1816 ließ das ganze westliche Europa eine Mißernte machen, und lohnte selbst im östlichen den Fleiß des Landmanns nur spärlich; Großbritannien, der Zulänglichkeit naher Hülfsquellen mißtrauend, bot sogar Belohnungen für die Zufuhr von Reis aus Ostindien; Hülfsvereine wetteiferten indeß glücklich mit den Regierungen, der Noth im Westen und Süden Deutschlands zu steuern. Selbst damals überstieg in unsern dichtbevölkerten Rhein-Provinzen die Zahl der Geburten noch die Todesfälle. Der Ueberschuß der Gebornen in den sechs rheinischen Regierungs-Bezirken, Kleve, Düsseldorf, Köln, Koblenz, Trier, Aachen, betrug im Jahre 1816 noch 20,495, sank in Folge der Theuerung im Jahre 1817 auf 8,883, und erhob sich im Jahre 1818 schon wieder auf 18,139. Seit mehr als hundert Jahren halten die strengen Quarantänen an der russischen und österreichischen Gränze, in den Häfen des Mittelmeeres und des Ozeans, die Pest vom zivilisirten Europa entfernt; einschleichende Seuchen werden schnell und kräftig auf kleine Bezirke beschränkt; Epidemieen, wo nicht im Keime erstickt, doch bald durch ärztliche Kunst und milde Pflege der Kranken überwältigt. Die Spur der Faulfieber des letzten Herbstes wird bald erloschen seyn; ein schmaler Strich längs den Küsten der Nordsee hat viel gelitten; in Gröningen, wo das Uebel am heftigsten wüthete, starben aber im vorigen Jahre doch nur dreimal soviel Menschen, als in gewöhnlichen Mitteljahren, und es verlor dadurch nur etwa ein Elftheil seiner ganzen Bevölkerung. Veröden Kadix und Barcellona: so ist es nicht das gelbe Fieber, sondern das

blinde Walten des politischen und religiösen Fanatismus, die Sünde gegen den besseren Geist des Menschen, was solches verschuldet.

Mildere Tröster verurtheilen unsere überzählige Nachkommenschaft nicht zum Tode durch Schwert und Seuchen, sondern nur zur Verbannung. Gehe aus, sagen sie, aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft! Die Erde ist überall des Herrn, und Hunderte von Millionen Morgen reichen Bodens harren nur fleißiger Hände. Sie ziehen den Rhein hinab, die Unglücklichen, mit Kindern und Greisen; der mühsam erkargte Zehrpfennig verrinnt, ehe sie den Hafen erreichen; unerschwinglich bleiben die Ueberfahrtskosten, und am Bettelstabe, verarmt und verhöhnt, kehren die kecken Wanderer zurück, um im Vaterlande, wenn es nicht gar sie wieder aufzunehmen verschmähet, bei den Käufern ihres verschleuderten Erbes, als Knechte und Mägde zu dienen. Oder glücklicher, vermögen sie noch die Ueberfahrt zu bezahlen; Spekulanten, die Gewerbe daraus machen, Schiffe mit Kolonisten zu befrachten, verschlingen gierig ihre letzte Habe; für ihr schweres Geld eingepfercht in den überfüllten Schiffsraum, kärglich genährt mit der gröbsten Kost, verleben sie sechs, acht, zehn jammervolle Wochen, und erreichen, wenn es köstlich ist, ohne Schiffbruch die neue Welt mit leeren Händen. Fremd ist Alles um sie her; nirgend die gewohnten Bequemlichkeiten des heimischen Heerdes; die erlernten Fertigkeiten, die erworbenen Kenntnisse gelten hier Nichts. Anders ist hier das Material, anders sind die Werkzeuge, anders die Arbeit, so gesucht wird. Der Meister geht wieder in die Lehre, und in harter Dienstbarkeit wird spät

ein kleines Eigenthum errungen; glücklich, wenn endlich noch den Kindern, aus den theuer erkauften Erfahrungen der früh verkümmerten Eltern, ein besseres Schicksal keimt. Minder bedenklich erscheint die Verpflanzung auf fremden Boden, wenn nicht der ganze Hausstand die Heimath verläßt: sondern nur rüstige Jünglinge den Wanderstab ergreifen, um ihr Glück in fernen Landen zu versuchen. Vereinzelt, mit jugendlicher Schmeidigkeit sich der neuen Sitte anschmiegend, noch nicht verwöhnt durch schon genossene Selbstständigkeit, werden die Wanderer heimisch im neuen Vaterlande, und gedeihen oft zu glücklichen Hausvätern; vermögend, selbst Verwandten und Befreundeten die Hand über das Meer zu reichen, und sie hülfreich nach zu ziehen.

Was aber sind diese Einzelnen unter so Vielen? Angenommen, daß auch der Osten und Norden Europens seinem Zuwachse noch lange neuen Boden im eignen Lande nachzuweisen vermöge: so sind es doch immer noch anderthalb Millionen, die jährlich jenseits des Ozeans untergebracht werden müßten, wenn die Bevölkerung der bereits dicht besetzten Länder nicht weiter anwachsen sollte; denn es sind wenigstens hundert Millionen, welche jetzt Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland, die Niederlande, die Schweiz und Ober-Italien bewohnen, und ihre jährliche Vermehrung im Durchschnitte beträgt auch wenigstens anderthalb Prozent. Wo aber ist das Kapital, nur ein Drittheil dieses Ueberschusses über das Meer zu führen, anzusiedeln, und zu nähren, bis es selbst seinen sichern Unterhalt zu erzeugen vermag? In Nordamerika ist ein Staat von mehr als 10 Millionen freier Menschen,

rein europäischer Abkunft, aus den Nachkömmlingen Ausgewanderter entstanden; die Länder, welche dazu am meisten beitrugen, haben deßhalb nicht aufgehört, die bevölkertsten unseres Welttheils zu seyn. Rheinländer bauen jetzt Wein am Kaukasus und am Kap, und Weizen in Pensylvanien; Rheinländer, Schwaben und Franken brachte die Reichswerbung sonst in alle Heere; ganze Schweizer-Regimenter standen, und stehen noch zum Theil, im Solde Frankreichs, der Niederlande, Spaniens und aller italischen Fürsten; und dennoch blieb das südwestliche Deutschland und die Schweiz dicht von emsigen Menschen bewohnt. Durch unermeßlichen Handel mit allen Zonen befreundet, entledigt die Königin der Meere noch jetzt nach allen Seiten hin sich ihres Menschenüberflusses; und Kapitale, nirgendwo sonst in gleichem Maße gehäuft, erleichtern überall den neuen Anbau. Tausende armer Iren und Bergschotten suchen in Ober-Kanada den Raum zur eigenen Hütte, und zum eignen Kartoffelgarten, den das Mutterland ihnen versagt; und Schaaren von brittischen Fabrikarbeitern folgen ihnen, wenn der Absatz stockt, und der Mangel an neuen Bestellungen ihren spärlichen Erwerb fast auf Nichts herabdrückt. Keine Regierung, außer der brittischen, verwandte jemals auf die wichtigste Kolonie, was die Ansiedelung der londner Gauner und Straßendirnen im fernsten Australien kostet. Aber unablässig wächst dennoch die Bevölkerung des Mutterlandes. England mit Wallis und Schottland, mit der Armee und Flotte, aber ohne Irland, die Insel Man, die Scilly-Inseln, und die Eilande an der normandischen Küste, enthielt, nach amtlichen Zählungen:

im Jahre 1801 10,942,646 Einwohner
— — 1811 12,596,803 —
— — 1821 14,397,677 —

Die Zunahme betrug hiernach in diesen zwanzig Jahren, während eines der größten Kriege, den Britannien jemals führte, dennoch 3,437,031; wäre sie gleichförmig erfolgt: so müßte die jährliche Zunahme seit 1801 — $1\frac{1}{3}$ Prozent betragen haben, wobei die Verdoppelung in nicht ganz 51 Jahren Statt findet.

Dieses wohl erwogen, wird auch das Verbannungsurtheil zurückgenommen, und nur das Gelübde der Keuschheit von dem ärmern Theile der Nachkommenschaft verlangt. Wer keinen Hausstand ernähren kann, dem versagt die Vernunft die Ehe; und es scheint in der That, als ob die große Mehrheit des Volks sich willig diesem Gesetze füge; denn die Volkszahl nimmt wirklich langsamer zu, wo die Bevölkerung schon beträchtlicher ist. Am Ende des Jahres 1825 hatte Hinterpommern — der Regierungs-Bezirk Köslin — 1,169 Menschen auf der geographischen Quadrat-Meile; und Mittelschlesien — der Regierungs-Bezirk Breslau — mehr als dreimal soviel, nämlich 3,759; aber die Volkszahl war auch, in den nächst vorhergehenden fünf Jahren, jährlich im Durchschnitt in Hinterpommern um $2/_{47}$ oder fast $2\frac{1}{4}$ Prozent, in Mittelschlesien aber nur um $1/_{54}$ oder etwas über $1\frac{1}{3}$ gewachsen. Es kommt hierbei nicht bloß auf die Dichtheit der Bevölkerung allein an, sondern auch auf den Vorrath von Mitteln, eine größere Volkszahl zu nähren; der reichere Boden, das thätigere Volk läßt später nach im Fortschreiten der Vermehrung. Der Regierungs-Bezirk Posen

ist fast doppelt so dicht bewohnt, als Hinterpommern; er hatte zu Ende des Jahres 1825 — 2,177 Einwohner auf der geographischen Quadrat-Meile; aber vermöge des bessern Bodens und des milderen Klima's war die Zunahme noch eben so stark, oder vielmehr um ein Weniges stärker, nämlich jährlich im Durchschnitte der letzten fünf Jahre $2,_{54}$ oder etwas über $2\frac{1}{2}$ Prozent. Der Regierungs-Bezirk Düsseldorf nährt 16 Menschen auf demselben Raume, worauf Mittelschlesien 9 hat; er enthielt zu Ende des Jahres 1825 — 6,678 Menschen auf der geographischen Quadrat-Meile; allein er schritt noch immer nur sehr wenig langsamer in der Vermehrung der Volkszahl vor, als Mittelschlesien; denn diese betrug im Durchschnitte jährlich $1,_{345}$ oder über $1\frac{1}{3}$ Prozent. Dies ist die natürliche Wirkung der höhern Betriebsamkeit.

Wenn hiernach die Erwartung wohl begründet ist, daß die Zunahme der Bevölkerung sich selbst durch vernünftige Rücksichten, auf die Möglichkeit Unterhalt zu finden, beschränken werde: so würde sich doch sehr täuschen, wer den Zeitpunkt als nahe bevorstehend ansehen wollte, worin eine Verminderung der Zunahme der Bevölkerung, durch freiwillige Enthaltsamkeit, merklich werden könnte. Schon im Allgemeinen ist es klar, daß die jetzige mittlere Zunahme von $\frac{1}{75}$ jährlich noch gar nicht lange bestehen könne. Denn hätten sich nur seit den letzten funfzig Jahren die Menschen in Europa durchschnittlich in solchem Maße vermehrt: so müßten vor funfzig Jahren nur halb soviel Menschen vorhanden gewesen seyn, als jetzt. Aber dem widerspricht doch alle Erfahrung; die bekanntesten Länder Europa's hatten im Jahre 1776 zwar sehr viel

weniger Menschen, als im Jahre 1826, aber doch weit mehr, als die Hälfte ihrer jetzigen Volkszahl. Es sind sogar noch nicht funfzig Jahre verflossen, daß ein halbes Prozent jährlicher Zuwachs schon für ansehnlich galt, und daß in den großen Städten die Zahl der Gestorbenen in der Regel die Zahl der Gebornen überwog; es wurde Berlin für einen Vorzug angerechnet, daß es hiervon damals schon eine Ausnahme machte.

Ueberhaupt scheint sehr viel weniger eine Vermehrung der Geburten, als vielmehr eine Verminderung der Todesfälle die jetzige schnellere Zunahme der Bevölkerung zu bewirken. Die älteren politischen Rechner glaubten annehmen zu müssen, daß, mit Einschluß der Todtgebornen, ein Viertheil aller Gebornen vor Vollendung des ersten Lebensjahres sterbe; die Kirchenbücher ergeben dagegen, daß jetzt im Durchschnitte des ganzen preußischen Staats, auch mit Einschluß der Todtgebornen, fast nur ein Fünftheil der neugebornen Knaben, und nur etwas über ein Sechstheil der neugebornen Mädchen das erste Lebensjahr nicht vollendet *). Zu dieser wichtigen Erscheinung kann die Einim-

*) In den zehn Jahren, 1816 bis 1825, beide einschließlich, wurden im preußischen Staate, ohne Neuschatel, geboren:

	Knaben.		Mädchen.	
		2,508,390		2,369,901
davon kamen todt zur Welt	88,809		66,603	
starben vor vollendetem ersten Lebensjahre	437,900		354,275	
erreichten also überhaupt die Vollendung des ersten Lebensjahres nicht		526,709		420,878
Auf eine Million Geborner kamen hiernach vor vollendetem ersten Jahre Gestorbene		209,979		177,593

Einimpfung der Schutzpocken nicht einmal viel beitragen, wie groß auch sonst ihre Verdienste um die Erhaltung des menschlichen Lebens sind; denn es waren in der Regel ältere Kinder, unter welchen die Pocken die größesten Verheerungen anrichteten. Aber bessere Pflege der Schwangeren und Wöchnerinnen durch geschicktere und gewissenhaftere Hebammen, vernünftigere Behandlung der Säuglinge, möchten wohl solchen Erfolg erzeugen. Auch von den Erwachsenen stirbt noch immer der größte Theil von übermäßiger Anstrengung, Mangel an kräftiger Nahrung, tüchtiger Kleidung, gesunder Wohnung; die schleichenden Uebel, welche sich hieraus bilden, sind die bei weitem gewöhnlichste Ursache des Todes; wie gegründet dies sei, wird besonders kenntlich, wenn ein harter Winter oder ein theures Jahr die gewohnten Entbehrungen des gemeinen Mannes noch vermehrt.

Ueberhaupt ist es der Zustand der großen Masse des Volks, wovon die Vermehrung der Menschenzahl abhängt. Daß dieser Zustand sich fast in ganz Europa seit den letzten vierzig, ja wohl nur dreißig und zwanzig Jahren, sehr wesentlich verbessert hat, und fortdauernd verbessert, ist bei unbefangener Erwägung gar nicht zu verkennen. Es ist hier nicht die Frage von der eitlen Schwäche, die sich gefällt, Gnade zu spenden, während sie Gerechtigkeit versagt: sondern von dem wohlgeordneten Haushalt, welchen der überlegene Verstand und das edle Gemüth führt, die beide wohl erkennen, daß der tüchtige Arbeiter guten Lohnes werth, die bestbezahlte Arbeit bei sachverständiger Aufsicht und kluger Anordnung die wohlfeilste, und die willige Anerkennung der menschlichen Gefühle und Bedürfnisse

das dauerhafteste Band zwischen Herren und Diener ist. Die Fortschritte der Bevölkerung in den neuesten Zeiten sind wesentlich von dem Wohlbefinden der zahlreichsten Klasse des Menschengeschlechts ausgegangen. Nirgend sind diese Fortschritte schneller, als in Nordamerika, wo seit 1783, dem Ende des Krieges um die Selbstständigkeit des neuen Staats, das ist seit nur 44 Jahren, die Bevölkerung sich vervierfacht hat. Aber nirgend gilt auch Menschenarbeit mehr. Bei wohlfeilen Lebensmitteln verdient der bloße Handarbeiter großentheils noch immer einen Dollar, fast anderthalb preußische Thaler, täglich. Die schnell empor gekommenen Fabriken sind nur möglich geworden durch die scharfsinnigste Anwendung aller Kräfte der höhern Mechanik; keine Hand spinnt, keine Hand webt in diesen Anstalten; die Maschine arbeitet, nur bewacht und geleitet von dem Menschen, der in dieser Stellung sich seiner höhern Würde näher bewußt bleibt. Einen Menschenstamm, eigends zur Dienstbarkeit erzogen, giebt es kaum mehr in den wohlhabenden Städten der nördlichen Provinzen; die minder blühenden südlichen haben ihn noch in den Negersklaven, die deßhalb unentbehrlich scheinen, weil eingeborne Weiße sich nicht mehr zur Uebernahme von Tagelöhnerarbeit verstehn.

Einen solchen Zustand halten wir nicht für möglich, und wenn er möglich wäre, für unerträglich. Diese große Kluft zwischen den Ansichten der alten und neuen Welt bezeichnete der vorige Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, wenn er, in der letzten Uebersicht von dem Zustande des Landes, der Entbehrlichkeit neuer Einwanderungen aus Europa gedenkend, sagte: „der Ankömmling, welcher

jetzt noch gedeihen wolle, müsse die europäische Haut ablegen." Wie sehr aber unserm Kulturstande eine verständige Sonderung der Herrschaft und der Dienenden noch immer unentbehrlich und heilsam bleibt: so haben doch die letzten vierzig Jahre beide um ein Großes genähert, und den Söhnen und Töchtern der Dienstbarkeit wird täglich wohler. Indem wir ihre Anmaßlichkeit, ihren Hang, das Wohlleben der höhern Stände nachzuahmen, verdammen, vermögen wir doch der wachsenden Brauchbarkeit für unsere Zwecke durch wahre Bildung, dem anständigern Betragen, unsre Anerkennung nicht zu entziehen; das Gefühl der Billigkeit besiegt unvermerkt die Gewohnheit, und es thut edlen Herzen wohl, durch Sittlichkeit verwandte Wesen nur durch sittliche Motive sich ergeben, nur durch geistige Ueberlegenheit sich unterthan zu erhalten. Wieviel auch hierin noch der Zukunft zu bessern und zu kräftigen vorbehalten bleiben möge, die wahre Hoheit des Geistes, der wahre Adel der Gesinnung kann den Glauben nicht aufgeben, daß nach dieser Richtung hin sich fortan das Leben ausbilden müsse. Indem aber dieser Glauben sich erhält, wird mit dem bessern Zustande der großen Masse des Volkes auch deren Vermehrung zunehmen; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß unsern Enkeln eine Vermehrung von 2 Prozenten jährlich bei einer Dichtheit der Bevölkerung noch sehr gewöhnlich erscheint, wo wir jetzt $1\frac{1}{2}$ Prozent schon für ein wunderbar Höchstes achten. Sie stehn hierin gegen uns, wie wir gegen unsere Großväter, welchen zu ihrer Zeit die Hälfte der jetzigen Vermehrung schon überraschend hoch erschien.

Eitel dünken solche Hoffnungen dem bekümmerten

Gemüthe, das in seiner Ansicht die Sittenlosigkeit mit der Bevölkerung wachsen sieht: denn zu allen Zeiten hat der Verfall der Sitten die Vermehrung des Menschengeschlechts beschränkt; die Gärten Italiens verödeten mit der Entartung des spätern Roms, und das Land der Verheißung liegt wüste, seitdem Grausamkeit und Betrug sich wechselseitig darin überbieten. Wir klagen über zunehmende Unsittlichkeit, wie jedes Zeitalter darüber klagte. Dennoch bedarf nicht mehr jede Stadt eines Galgens, wie zu unserer Väter Zeiten; die Rabensteine werden abgebrochen, und die vermorschenden Räder selten noch irgendwo durch neue ersetzt. Füllen sich dagegen die Zuchthäuser; so folgt daraus noch keinesweges eine Vermehrung der geringern Verbrechen, der Diebstäle, der Betrügereien. Vielfältig wurde sonst durch Hauszucht abgebüßt, was jetzt dem Amte des Richters anheim fällt; verschwunden sind die blutigen Züchtigungen, womit weiland der Bestohlene, der Betrogene, auf der Stelle Recht nahm; die edlere Bildung überläßt dem Richter das Urtheil, und dem Zuchtmeister die Vollziehung der Strafe. Gleiche Täuschung liegt der Klage zum Grunde über Vermehrung der jugendlichen Verbrecher. Wer dachte vor vierzig Jahren daran, Knaben und Mädchen der Justiz zu überliefern, wenn sie noch Eltern, wenn sie noch eine Herrschaft hatten? Selbst bei empörenden Verbrechen schien elterliche und herrschaftliche Zucht diesem Alter allein angemessen, verschärft durch Unwillen und Eifer oft weit über das Maß der heutigen gerichtlichen Strafe. Nicht selten dürften auch wohl die Klagen über den zunehmenden Verfall der Sitten nur auf der allgemeinen Täuschung des ernsteren Alters beruhen,

dem die Vergangenheit in der Morgenröthe der Jugend noch immer rosenfarb erscheint: jedes Jahrhundert erhob die Tage der Väter auf Kosten der vermeintlich entarteten Kinder; und die neueste Zeit läßt, wie die Zeit der Mythen, dem goldnen Weltalter das silberne, dem silbernen das eherne folgen. Schärft endlich die höhere Bildung das Gefühl für Wahrheit, Recht und Schicklichkeit; wird Unsittlichkeit deßhalb leichter wahrgenommen und tiefer empfunden: so sei sie gesegnet, die Klage über zunehmenden Verfall der Sitten, als die bündigste Lobrede auf ein Zeitalter, das sie zu schmähen scheint. Könnte diese Vermehrung des Volks, welche durch die mildere Pflege seiner Säuglinge, durch die Verlängerung der Tage seiner Greise im Schatten des Wohlstandes entsteht — könnte diese Vermehrung durch die Bezüchtigung, daß sie zur Sittenlosigkeit führe, verleidet werden wollen? Hegt auch der Weizen Unkraut, wollet ihr deßhalb die edle Saat ausreuten?

Die Klage, daß der Menschen zu viel würden, ist wahrscheinlich wenig jünger, als das Menschengeschlecht selbst. Der rohe Wilde unternimmt es lieber mit Gefahr des eignen Lebens, den Fremdling zu tödten, der in seine Jagdreviere streift, als auf Mittel zu sinnen, wie sie beide neben einander leben können. Provinzen, die jetzt Hunderttausende reichlich nähren durch Viehzucht und Ackerbau, genügten weiland kaum, Hunderten ein kärgliches Daseyn zu fristen, als die Jagd allein die Quelle des Unterhalts war. Stufenweise bereichert sich das Leben, wie die Menschen näher zusammenrücken. An den fruchtbaren Ufern des Pregels bedarf ein tüchtiger Bauer noch eine kulmische

Hube, $67\frac{1}{2}$ preußische Morgen; im ziemlich leichten Boden des jülicher Landes, lebt ein verständiger Landmann sehr viel besser auf zwanzig solcher Morgen. Mitten unter den bittersten Klagen, daß es nunmehr ganz unmöglich sei, die zahlreiche Mitwerbung zu bestehen, suchen Tausende ihr Glück, und finden es wirklich gerade da, wo diese Mitwerbung die zahlreichste ist: die größten Städte wachsen am schnellsten *); und deutsche Handwerker, welchen ihr Vaterland zu enge wird, siedeln sich an mit gutem Erfolge — in Paris und in London.

Es mangelt allerdings nicht an leidigen Erfahrungen, daß der Mensch in Unwerth versinkt durch Verwöhnung und Beschränkung, und daß solchergestalt ein Mißverhältniß eintritt zwischen der Volkszahl und den Mitteln, sie zu ernähren. Ein Mensch, der, um den bildenden Wechsel zwischen Lernen und Spiel durch die kalten Berechnungen des Eigennutzes betrogen, schon im achten Jahre am Spulrade verkrüppelt, dessen ganzes Leben der Gewöhnung an einige Handgriffe gewidmet, dessen Welt die Fabrik ist, die ihn erzog, bleibt lebenslang im freisten Lande der Sklave des Fabrikherrn, dem er nur eine Maschine ist, die weniger

---

	Einwohner
*) Berlin enthielt zu Ende des Jahres 1803	153,128
Der Krieg hinderte die weitern Fortschritte der Bevölkerung, und die Zählung zu Ende des Jahres 1810 gab auch nur	153,070
Aber nachmals wurden gezählt: zu Ende des Jahres 1816	178,811
— — — 1820	185,829
— — — 1825	203,668

Das Militär mit seinen Frauen und Kindern ist in keiner dieser Angaben begriffen, da seine Zahl von anderen Verhältnissen, als den hier erwogenen, abhängt.

Anlage-Kapital kostet, als die Wunder der Mechanik, welche dem Menschen solchen Mißbrauch seiner Bildsamkeit erspa-ren sollten. Der Ire, aufgewachsen im Schmutze und in der Unwissenheit der bittersten Armuth, der kein höheres Erdenglück kennen lernte, als den Besitz einer elenden Lehmhütte am Rande des Torfmoors, das ihm Feuerung gewährt, und neben dem kleinen Gartenplatze, der seine einzige Nahrung, die Kartoffeln, erzeugt, schwebt lebens-lang in Gefahr, im Elende unterzugehen, sobald der kleinste Unfall sein kümmerliches Daseyn trifft.

Die Schweiz, zertrümmert in zwei und zwanzig kleine Staaten, die — wie eng auch verbunden — selten zu einigen sind, wo gemeinsame Wohlfahrt gemeinsames Wirken fordert, erwehrt sich mühsam einer Uebervölkerung durch strenges Abweisen neuer Ansiedler und Begünstigung des Auswan-derns. Aeußerst karg in Ertheilung neuer Bürgerrechte, sperrt sich jeder Kanton gegen den anderen; wer, im Wohl-stande lebend, als Fremder lange Jahre geduldet worden, wagt immer noch in seine Heimath zurückgewiesen zu wer-den, wenn die Gemeine auch nur entfernt durch seine Nach-kommenschaft belästigt zu werden fürchtet. Dagegen sind Schweizer durch ganz Europa verbreitet, ausgezeichnet in der Regel durch ihre Talente für Mechanik, ihre Betrieb-samkeit und die Sorgfalt, womit sie überall ihre Lands-leute unterstützen *).

	Einwohner
*) Der Kanton Neuschatel enthielt zu Ende d. J. 1813	49,773
In den zwölf Jahren 1814 bis 1825, beide einschließend, wurden geboren 17,013 starben dagegen 13,659	
Der Ueberschuß der Geborenen betrug also	3,354

Unverkennbar hat das Leben eine falsche Richtung genommen, und die Bildung kränkelt in ihren Grundlagen, wo solche Mißverhältnisse sich aus ihr entwickeln. Der Gewerbfleiß verstrickt sich in Widersprüche, wenn dem Elende des verzogenen Arbeiters eine Wohlfeilheit abgedrungen werden will, die nachhaltig nur die späte Frucht mit Kenntniß und Geist benutzter Kapitale von Wissenschaft und Geldern werden kann. Die geistige Bildung überwältigt endlich alle mechanische Fertigkeit. Wie vergeblich auch eine europäische Hand versuchen möchte, den zarten Faden nachzuahmen, den der Hindu zu ziehen versteht: die Spinn-Maschine hat ihn erreicht und übertroffen; vergebens begnügt sich der indische Weber mit Reiß und Wasser; die Maschine spinnt und webt nicht nur besser, sondern auch wohlfeiler, als er. Nachdem so lange, als Geschichte und Mythen in das Alterthum hinaufreichen, Indien köstliche Gewebe ins Ausland sandte, beginnt Europa die Nabobs zu kleiden; und alle Herrlichkeit des Morgenlandes wird überboten durch die Feine, Zierlichkeit und Pracht der Erzeugnisse des brittischen, gallischen und

---

	Einwohner
und es würden also, ohne Rücksicht auf Ein- und Auswanderungen, zu Ende d. J. 1825 vorhanden gewesen seyn	53,127
Die Zählung ergab aber damals nur	52,223
Der Ueberschuß der Auswanderungen über die Einwanderungen betrug also während dieser zwölf Jahre	944
Die Volkszahl wechselte nach der Strenge oder Duldung der Einwanderer: sie war zu Ende des Jahres 1816 heraufgekommen bis	53,600
wahrscheinlich durch starke Einwanderung im eben genannten Jahre, und wurde durch Ausweisung und Auswanderung zu Ende des Jahres 1818 zurückgebracht auf	51,108
Zu Ende d. J. 1822 war sie sogar heruntergekommen bis auf	50,874

deutschen Kunstfleißes. Hätte niemals der Fabrik-Unternehmer die unselige Leichtigkeit gefunden, Menschenkinder bei Kartoffeln und Salz zur Maschinenarbeit abzurichten: so würde früher haben geschehen müssen, was nun doch geschehen muß. Es würde früher erkannt worden seyn, daß in den Schätzen der Mechanik, Naturlehre und Chemie die einzig unversiegliche Quelle einer gränzenlos scheinenden Vervollkommnung der Gewerbe liegt; daß eine geistreiche Verwendung dieser Schätze sehr wohl gestattet, im Arbeiter den Menschen zu ehren, ohne der Wohlfeilheit des Fabrikats etwas zu vergeben; und die Gewerbsamkeit würde nicht mit Luddisten und Armentaxen, nicht mit der Furcht vor ihrer eigenen Vervollkommnung durch weiter getriebne Maschinerie zu kämpfen haben.

Macht, zu walten und zu wirken, frei von aller Sorge um Erwerb, ist das Höchste, was des Menschen Herz begehrt; der unbefangnen Hoheit des Geistes, welche hieraus hervorgeht, verdankt das Leben seinen Schmuck und seine Würde. Der Besitz von Renten aus Grundeigenthum, die Grundherrlichkeit, welche solche Macht verleiht, würde nicht entartet seyn in ein Pfründenwesen, das Tausende zur ewigen Armuth verurtheilt, um mit den Früchten ihrer Arbeit Einzelne zu überschütten, wenn nie verkannt worden wäre: daß Rechte nicht ohne Pflichten bestehen; daß, wer viel empfing, auch viel zu leisten hat; und daß Jedermann nur ein Haushalter Gottes ist mit den Gaben, die, reichlich oder spärlich, er empfangen hat. Die fortschreitende Bildung muß und wird auf rechtlichem Wege von der Vergeudung zurückführen, welche diese Verirrung erzeugt; und dann würde auch der arme Ire, seiner Un-

wissenheit und seinem Schmutze entnommen, seinen anständigen Unterhalt durch Vernunft und Fleiß gewinnen lernen.

Was den Menschen zur Sittlichkeit, zur verständigen Thätigkeit, zum dankbaren Gebrauche seiner geistigen und körperlichen Kräfte und seiner Glücksgüter führt, fördert auch nachhaltig die Vermehrung seines Geschlechts. In dieser wächst langsam, aber sicher, eine Macht empor, welche, kaum erkannt, alles unmerklich verwandelt. Wer nur dreißig oder vierzig, besser noch, wer mit ungeschwächten Seelenkräften funfzig Jahre lebhaft zurückdenken kann, stelle doch neben die Gegenwart unbefangen das treue Bild der Vergangenheit. Wie verwandelt ist er selbst mit der Zeit! Wie so ganz unmöglich ist es, die Ansichten, die Bedürfnisse, die Genüsse derselben wieder zurück zu führen! Und wozu auch, was, so es erreichbar wäre, denen am wenigsten gefallen dürfte, die am meisten die Gegenwart tadeln? Das Rechte und das Wahre ist weder das Voreilen noch das Zurückbleiben, sondern die verständige Anwendung des ewigen Sittengesetzes auf die vorübergehenden Erscheinungen der Zeit. Ein Land, das viertausend Menschen auf der Quadrat-Meile nährt, muß ganz anders benutzt werden, als ein Land, das nur zweitausend Menschen auf der Quadrat-Meile zu nähren hat. Die Namen, die Formen bleiben vielleicht die alten; aber das Wesen, der Geist der öffentlichen und Privat-Anstalten, wird nothwendig ganz anders. Jedes Zeitalter mißt die Möglichkeiten mit seinem Maßstabe; wir können nicht einmal wahrscheinlich finden, daß die Bevölkerung dereinst auf der Stufe stehen bleiben werde, die uns jetzt die höchst erreichbare dünkt. Weit entfernt von Veränderungen, wo-

für uns selbst der Maßstab fehlt, für irgend eine Ansicht des Lebens etwas Bestimmtes hoffen, oder etwas Bestimmtes fürchten zu wollen, dürften die vorstehenden Betrachtungen schließlich nur auf folgende Sätze führen.

Es sind ganz unvereinbare Forderungen, daß die große Masse des Volks in der Sittlichkeit fortschreiten, und die jetzigen Verhältnisse des Lebens dennoch wesentlich unverändert bleiben sollten. Denn die höhere Sittlichkeit verändert und entfernt nothwendig die Trägheit, den Unverstand und diejenigen Leidenschaften, die dem Menschen es erschweren, durch verständigen Fleiß sein häusliches Glück zu gründen, und das natürliche Lebensziel in einem spät entkräfteten Alter zu erreichen. Nothwendig muß daher mit der Sittlichkeit sich die Volkszahl mehren, welches anhaltend nicht geschehen kann, ohne wesentliche Veränderungen in den Verhältnissen des Lebens herbei zu führen, die nur um so unvermeidlicher, je unmerklicher ihre einzelnen Fortschritte von Jahr zu Jahre sind, und je natürlicher sie sich ohne menschliche Absicht und Leitung aus der allmähligen Verdichtung der Bevölkerung selbst entwickeln.

Wenn es nur die Zunahme der öffentlichen Sittlichkeit ist, was die nachhaltige Zunahme der Bevölkerung schafft und erhält: so darf nicht befürchtet werden, daß die Veränderungen, welche nothwendig daraus hervorgehen, jemals einen unsittlichen Zustand herbeiführen, und das Menschengeschlecht herabwürdigen könnten.

In der sittlichen Natur des Menschen selbst liegt die Macht, auch die natürlichen Wirkungen des Geschlechtstriebes den höheren Forderungen des Geistes und Herzens unterthan zu machen. Je entfernter die Gränze der Be-

völkerung liegt, welche der menschliche Verstand, als endlich nothwendig anzuerkennen sich genöthigt sieht, um desto sicherer darf darauf gerechnet werden, daß die Beschränkung der Vermehrung auf einen Beharrungsstand, als eine freiwillige Befolgung des Sittengesetzes selbst, ohne schmerzliche Opfer, und ohne Störung der häuslichen Glückseligkeit der Einzelnen zur rechten Zeit eintreten werde.

Berlin den 13. Januar 1827.

Hoffmann.

Auch die Staatswirthschaftslehre hat im neunzehnten Jahrhunderte ihre Altgläubigen.

Zu Paris ist im Laufe des abgewichenen Jahres ein Werk erschienen, das den Titel führt: Bases fondamentales de l'économie politique, d'après la nature des choses, par L. S. C. de Casaux; und dieses Werk ist so auffallenden Inhalts, daß es wohl die Mühe belohnt, ein Paar Seiten (wie wir sie gerade übrig haben) auf die Charakteristik desselben zu verwenden.

Wenn in der Staatswirthschaftslehre irgend Etwas als vollständig erwiesen betrachtet werden kann, so ist es die Abgeschmacktheit der sogenannten Handels-Bilanz. Diese veraltete Meinung, deren vorübergehende Nützlichkeit man vergeblich nachweisen würde, drückt für den Zeitraum, in welchem sie Vertheidiger fand, nichts weiter aus, als den Zustand der Feindseligkeit, worin die Völker während der Kindheit der Staatswirthschaftslehre lebten, und war, wie wir an einem anderen Orte nachgewiesen zu haben glauben, die nothwendige Begleiterin einer so unvollkommenen Idee, wie die des Gleichgewichts der politischen Macht.

Herr von Casaux hat davon aber eine ganz andere Ansicht. Er geht so weit, daß er diese Chimäre zur Fundamental-Basis des einzigen wahren Systems macht, nach welchem der Gesetzgeber, der Betriebsame (welcher Klasse er auch angehören möge), kurz, jeder aufrichtige Freund seines Vaterlandes sich kein höheres Ziel setzen soll, als soviel Metall-Geld, wie immer möglich ins Land zu ziehen. Was Adam Smith und J. B. Say über diesen Gegenstand

gesagt haben, gilt ihm nichts; sie, so wie alle übrigen Staatswirthschaftslehrer neuerer Zeit, haben, seiner Behauptung zufolge, durch ihre bänderreichen Werke eine höchst einfache Sache nur verwirrt, und Herr von Casaux, indem er ihnen abschwört, „will nur mit dem einfachen Menschenverstande zu thun haben, der durch die Straßen läuft."

Auf eine höchst naive Weise hat er also die Quelle angegeben, aus welcher er geschöpft hat; und folgende Stelle beweiset, wie es uns scheint, zur Genüge, daß er würdig war, aus dieser Quelle zu schöpfen. Er sagt nämlich:

„Alles, was den Luxus nährt, ist ein verderbliches Gift für die Völker, welche davon Gebrauch machen. Wozu sollte ein Volk dergleichen aus dem Auslande beziehen, wenn sein wahrer Vortheil es nicht mit sich bringt, die Fabrikation solcher Gegenstände im Lande selbst zu hemmen, es sei denn, daß sie zur Ausfuhr bestimmt sind?"

„Ist ein Ueberschuß von Gegenständen erster Nothwendigkeit vorhanden, und sind die nöthigen Vorräthe, von welchen wir geredet haben, gemacht: so kann die Ausfuhr nicht bloß ohne allen Schaden, sondern sogar mit Vortheil gestattet werden; denn, indem man dadurch das Geld anderer Völker erwirbt, gewinnt man über sie ein um so größeres Uebergewicht, als man für die gelieferten Gegenstände recht viel Gold und Silber einführt. Kann man es aber so einrichten, daß edle Metalle für Gegenstände des Luxus gewonnen werden können, so muß man dies Mittel nicht unbenutzt lassen: denn der Gebrauch derselben macht die Völker, denen man verkauft, weichlich und weibisch; er entnervt sie, und indem sie uns ihr Geld für immer überliefern, schwächen sie sich auf eine doppelte Weise. Denn um ihr Geld wieder zu kriegen, willigen sie in Alles, dergestalt, daß man sich ihnen zum Gebieter geben kann; und da sie einmal durch Gegenstände des Luxus verderbt sind, so wird man um so leichter über sie

triumphiren, wenn sie noch einige Schätze übrig haben sollten."

So steht es um die Maximen, denen Herr von Casaux die Benennung des gesunden Menschenverstandes zu ertheilen für gut befindet: Maximen, nach welchen bei dem auswärtigen Handel nichts weiter beabsichtigt werden darf, als — gegenseitiges Verderben.

Dies nun ist das Einzige, was er den menschenfreundlichen Lehren entgegen setzt, die keinen anderen Zweck haben, als eine allgemeine Vergesellschaftung sämmtlicher Arbeiter zu Stande zu bringen, worin jeder das Maß von Wohlseyn genießt, das er durch seine Anstrengungen verdient hat.

Smith und J. B. Say haben das Merkantil-System von allen Seiten geprüft; und Ricardo hat ihm den Gnadenstoß dadurch gegeben, daß er bewiesen hat, daß das Geld in seiner vollkommensten Gestalt auftreten würde, wenn es von Papier wäre. Wir verweisen demnach bei diesem Gegenstande nicht länger, etwa um einzudringen in den gemeinen Dunstkreis, womit Herr von Casaux sich umgeben hat. Welche Gedanken können aus einer Gesinnung hervorgehen, wie die seinige ist?

Bei genauerer Untersuchung würde sich finden, daß alles, was er über Luxus und über die Nützlichkeit der Aufwandsgesetze sagt, vollkommen eben so hohl ist, als seine Vorstellung vom Gelde. Um zu erfahren, was Luxus ist, muß man vor allen Dingen fragen, worin das Nothwendige besteht; denn Luxus wird definirt durch Gebrauch des Ueberflüssigen. Wie aber wäre es möglich, diese Gränze zu halten in einer Gesellschaft, die im Fortschreiten ist? Die Masse der Nothwendigkeiten verändert sich von einem Zeitabschnitte zum andern, und entspricht direkt dem Zustande der Betriebsamkeit, der Wissenschaften und der schönen Künste; und nach Maßgabe der allgemeinen Fortschritte gelangen alle Klassen, nach und nach, zu einer

vollständigeren Befriedigung ihrer physischen und sittlichen Bedürfnisse. Den auffallendsten Beweis hiervon findet man in den Hauptstädten. Man findet ihn aber, bei einigem Scharfblick, auch in den Dörfern, und gerade in den letzteren zeigt sich am auffallendsten, daß die Wirkung des Luxus nicht Immoralität ist, wie kurzsichtige Moralisten uns glauben machen möchten; denn gerade die Dörfer, wo die meiste Wohlhabenheit angetroffen wird, zeichnen sich am meisten durch den sittlichen und ordnungsliebenden Geist ihrer Bewohner aus. Jenes Streben der niedrigsten Klassen, den höheren im Aufwande gleich zu kommen, kündigt zuletzt nichts weiter an, als die Abwesenheit einer Sittenlehre, wodurch anschaulich wird, daß man immer nur nach Maßgabe geleisteter Arbeit genießen soll; und alles, was an diesem Streben tadelhaft ist, gleicht sich durch die nothwendige Rückkehr zur Arbeit aus, so, daß es keinen anderen gefahrvollen Luxus giebt, als den der müssigen Klassen, welche nicht die geringste gesellschaftliche Wichtigkeit zu haben verdienen.

Die Grundlagen also, welche Herr von Casaux seiner Staatswirthschaftslehre gegeben hat, sind so weit entfernt fundamental zu seyn, daß sie diese Wissenschaft nur in den Konjektural-Zustand zurückstürzen, aus welchem sie durch Adam Smith's Bemühungen zuerst gezogen worden ist.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Acht und dreißigstes Kapitel.

Ueber eine verhängnißvolle Erwerbung Frankreichs während der Periode, worin die erste Theilung Polens entschieden wurde.

Die Flauheit, welche Frankreich bei den Ereignissen bewies, von denen im vorhergehenden Kapitel die Rede gewesen ist, war allerdings in der Schwäche gegründet, die diesem Reiche, unmittelbar nach dem pariser Frieden von 1763, eigen war; allein sie beruhete noch besonders auf den Verwickelungen, welche die Eroberung Korsika's mit sich führte: eine Eroberung, die erst im Jahre 1769 vollendet wurde. Je verhängnißvoller nun in der Folge das Verhältniß wurde, worin Frankreich, von dem eben genannten Jahre an, zu Korsika und dessen Bewohnern trat: desto mehr verdient dieser Gegenstand ins Auge gefaßt zu werden, wozu freilich vor allen Dingen gehört, daß man in die Vergangenheit der Korsen zurück zu treten keinen Anstand nehme.

Korsika, nächst Sizilien und Sardinien, die größte und schönste Insel des mittelländischen Meeres, zählt auf hundert und acht und siebzig Geviertmeilen, etwa zweimalhunderttausend Einwohner, die, so weit ihre Geschichte reicht, zu keiner Zeit soviel gesellschaftliche Ordnung unter sich einzuführen verstanden, daß sie hätten unabhängig bleiben können. Der Hauptgrund dieser politischen Schwäche ist vielleicht in der physischen Beschaffenheit ihrer Insel zu suchen, welche, obgleich im Ganzen fruchtbar und reich an südlichen Erzeugnissen, von hohen, mit ewigem Schnee belegten Bergen bedeckt ist. Ein rauher Rücken durchzieht die ganze Länge von Nord nach Süd; und ein zweiter Rücken theilt den Raum von Nordwest nach Südost in zwei ungleiche Theile, zwischen welchen zwar einige Verbindungen offen sind, doch so, daß tiefe Schluchten und dichte Wälder den Zugang verwehren. Bei dieser Beschaffenheit des Erdreichs ist nicht unwahrscheinlich, daß in früheren Zeiten sich hier verschiedene Völkerstämme niedergelassen haben, welche Jahrhunderte gebrauchten, ehe sie durch das Band einer gemeinschaftlichen Sprache vereinigt werden konnten. Kriegerischer Geist war diesen unter einer gemeinschaftlichen Benennung vom Auslande zusammengefaßten Völkerschaften in allen Perioden eigen; nur daß sie, weil bei ihnen alles vereinzelt war, deßhalb nicht aufhörten, schwach und eines folgerechten Widerstandes durchaus unfähig zu seyn. Nach Aussage schriftlicher Denkmäler waren die Römer ihre ersten Gebieter. Die Schriftsteller dieses eroberungssüchtigen Volks schildern die Korsen als wild, hartnäckig, gewaltthätig und grausam auf der einen, und als tapfer, enthaltsam, mäßig und gastfrei auf der

andern Seite; und in dieser Schilderung ist nichts, was einen Widerspruch in sich schlösse, da wir noch jetzt denselben Verein von scheinbar entgegengesetzten Eigenschaften bei Völkern wiederfinden, die auf einer niedrigen Zivilisations-Stufe stehen. Wenn die römischen Geschichtschreiber die Korsen zugleich als die schlechtesten Sklaven beschreiben: so vergessen sie in dem treuherzigen Dünkel angeblich geborner Weltbeherrscher, welche Lobrede sie durch diesen Tadel den herrlichen Anlagen der Verachteten hielten; denn die besten Anlagen sind diejenigen, die sich am wenigsten mit Willenlosigkeit, d. h. mit der Geschicklichkeit zu Sklavendiensten vertragen.

Von den Schicksalen der Korsen unter der Herrschaft der Römer, läßt sich wenig sagen; nur ist zu glauben, daß ihr Loos erträglich war, besonders von jener Epoche an, wo die Gränzen des römischen Reichs nicht erweitert werden konnten, und sich alles auf eine Vertheidigung derselben beschränkte, zu welcher die Inselbewohner am wenigsten in Anspruch genommen wurden.

Der Untergang des weströmischen Reichs war noch nicht vollendet, als Korsika unter die Herrschaft der Vandalen gerieth. Es bildete, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, nebst Sardinien, einem Theile von Sizilien und den balearischen Inseln, einen Bestandtheil des von Genserich gestifteten Reichs, das sich von Kadix bis nach Cyrenaikum erstreckte. Da die Herrschaft der Vandalen in Afrika nur Ein Jahrhundert dauerte, so kamen die Korsen, nebst den übrigen Bestandtheilen des Vandalen-Reichs, unter die Botmäßigkeit der morgenländischen Kaiser, unter welchen Justinian, dessen Feldherr

Belisar den letzten Vandalen-König Gelimer zu Konstantinopel im Triumph führte, der erste für sie war. Diese neue Herrschaft, von welcher Art sie auch seyn mochte — denn es fehlt darüber ganz an schriftlichen Denkmälern — dauerte bis ins neunte Jahrhundert, wo es den Arabern, oder vielmehr den Mauren, welche sich seit dem Jahre 711 in Spanien niedergelassen hatten, gelang, Korsika zu erobern. Diese Muhamedaner ließen sich förmlich auch auf dieser Insel nieder, zum größten Verdruß der römischen Päpste, die, nachdem sie von Frankreichs Königen in die Territorial-Herrschaft waren verflochten worden, Sardinien und Korsika mit zu ihren Kirchengütern rechneten, und zwar Kraft angeblicher Schenkungen von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, welche diesen Kaisern nie in den Sinn gekommen waren. Die Herrschaft der Mauren über Korsika dauerte beinahe zwei Jahrhunderte, und während derselben nahmen — so scheint es — die Korsen die afrikanische Sitte der Blutrache an, wodurch sie noch mehr verwilderten; denn es wurde bei ihnen hergebracht, diese Blutrache bis ins siebente Glied zu üben: eine Entartung, wobei sie sich in tödtlichen Feindschaften unter einander erschlugen, so oft nicht überwiegender Haß gegen auswärtige Unterdrücker sie in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe vereinigte.

Die Päpste hörten inzwischen nicht auf, die Befreiung ihrer angeblichen Domänen zu betreiben; und da in diesen Zeiten die königliche Macht in ihrer Abhängigkeit von der Geistlichkeit und dem Adel nichts zu leisten vermochte: so wendeten sich die Nachfolger Gregors des Siebenten an die Republiken, die sich vom zehnten Jahrhundert an in

Italien gebildet hatten, und durch den Handel täglich an Kraft gewannen. Wie es scheint, wurden die Pisaner und Genueser gleichzeitig aufgefordert, die Araber aus Korsika zu vertreiben. Zwar schrieben sich die Genueser, als das Werk vollbracht war, die Ehre desselben allein zu; allein, daß die Pisaner das Hauptsächlichste dabei gethan hatten, geht aus dem besonderen Umstande hervor, daß Urban der Zweite, als er im Jahre 1092 Pisa zu einem Erzbisthum erhob, alle korsikanische Bischöfe zu Suffraganen des neuen Erzbischofs machte. Diese Anordnung, welche eine Belohnung in sich schloß, wurde noch im Jahre 1126 von Honorius dem Zweiten bestätigt. Doch bald darauf kam es zu tödtlichen Feindseligkeiten zwischen den Genuesern und Pisanern — zu Feindseligkeiten, welche aus gegenseitiger Mißgunst und Handelsnebenbulerei hervorgingen; und nachdem die Genueser bedeutende Vortheile über ihre Feinde davon getragen hatten, ließ sich der Erzbischof Hubert von Pisa um das Jahr 1132 geneigt finden, drei Bisthümer in Korsika abzutreten, und nur die von Alleria, Ajaccio und Sagona für sich zu behalten. Papst Innozenz der Zweite übertrug seitdem den Genuesern die Hälfte der Insel; und zwar gegen einen jährlichen Lehnzins von Einem Pfund Golde. Unmittelbar darauf (im Jahre 1133) wurde auch Genua von demselben Papste zu einem Erzbisthume erhoben; und damit es nicht hinter Pisa zurückstehen möchte, erhielt es die Bisthümer Mariana, Acci und Nebis in Korsika zu Suffraganen, wogegen der Erzbischof von Pisa von demselben Papste die Bisthümer Gartelli und Civita in Sardinien zum Ersatz erhielt. Die Eifersucht der beiden Republiken wurde hierdurch nur noch mehr

entzündet; und der gegenseitige Haß, der sich hieraus entwickelte, endigte sich, nach anhaltenden Kriegen, in welchen um die Herrschaft über das mittelländische Meer gestritten wurde, nur in dem Untergange der Republik Pisa, den die Genueser im Jahre 1290 durch die Eroberung der Insel Elba, und durch die Zerstörung des Hafens von Pisa bewirkten.

Von jetzt an in dem ausschließenden Besitze der Insel Korsika, übten die Genueser an den Bewohnern derselben die volle Härte gefühlloser Kaufleute, welche da, wo sie sich zu Gebietern gemacht haben, nicht wohlfeil genug einkaufen zu können glauben, um desto theuerer wieder zu verkaufen. Die sogenannte republikanische Regierungsform, welche ihnen eigen war, mochte zu dieser Härte nicht wenig beitragen; zum wenigsten begünstigte sie dieselbe darin, daß sie eine Strenge ins Leben rief, gegen welche kein mitleidiges Gefühl aufkommen konnte. Wir finden dasselbe Verfahren angewendet in dem Verhältniß der Venetianer zu den Bewohnern der ionischen Inseln; und wenn wir in Paul Sarpi's Schriften lesen: „daß man die Griechen wie wilde Bestien behandeln, und auf Brot und Stockschläge beschränken solle, weil dies das Einzige sei, was ihnen gebühre, und weil die Menschlichkeit für andere Gegenstände aufgespart werden müsse:" so wissen wir ziemlich genau, was wir von den Gesinnungen und der Politik der Genueser gegen die Korsen zu halten haben. Je unsicherer das ganze Verhältniß durch räumliche Sonderung war, desto mehr Strenge glaubten die Genueser entwickeln zu müssen; und je weniger die Gesetze der gesellschaftlichen Erscheinungen in diesen Zeiten bekannt waren,

desto ungehinderter folgten jene den Eingebungen ihrer feindseligen Gesinnung. Man ist demnach durchaus nicht berechtigt, in die Zuverlässigkeit der Klagen, welche die Korsen in einer spätern Periode führten, den allergeringsten Zweifel zu setzen. Sie wurden von den Genuesern wirklich als die verworfensten Sklaven behandelt. Dem gebietenden Herrn der Republik gegenüber galt kein Ansehn der Person, d. h. der vornehmste Korse wurde wie der allergemeinste behandelt, wenn einmal Kränkungen und Demüthigungen beabsichtigt waren. Der Landmann blieb nur in so fern Herr seiner Erzeugnisse, als es in seiner Wahl stand, das, was er davon nicht für sich gebrauchte, entweder verderben zu lassen, oder es dem genuesischen Kaufmanne um den niedrigsten Preis zuzuschlagen. Die Insel zu verlassen, um im Auslande Wissenschaft und Aufklärung zu suchen, war durchaus nicht vergönnt; und demselben Grundsatze zufolge, durften auf der Insel selbst keine Schulen errichtet werden, damit der Geist so wenig als möglich geweckt würde. In dem eigenen Lande durfte kein Korse irgend ein obrigkeitliches Amt bekleiden, wovon die natürliche Folge war, daß die genuesischen Beamten, gleich den römischen Prokonsuln, mit rücksichtsloser Willkür schalteten und selbst zum Tode verurtheilten, ohne irgend eine Rechenschaft von ihrem Verfahren zu geben. Nichts war, bei der Abwesenheit aller Gerechtigkeitspflege, natürlicher und sogar nothwendiger, als die Selbsthülfe; und diese trat so furchtbar ein, daß in manchen Jahren die Zahl der Ermordungen über tausend hinaus ging. Anstatt nun diesem Unwesen zu steuern, verwandelten die Genueser das Verbrechen in eine Geldquelle; denn zu Genua

wurden Gnadenbriefe ausgefertigt, welche dem Meuchelmörder Ungestraftheit sicherten, oft schon zum Voraus, wenn er die festistehende Summe dafür erlegte. Um Alles mit Einem Worte zu sagen: es ist unmöglich, sich eine angemessene Vorstellung von dem unsittlichen Geiste der Genueser in ihrem Verhältniß zu den Korsen zu machen. Diese sollten zugleich arm, abergläubig und schlecht bleiben, damit ihre Beherrschung erleichtert werde. Die einzige Belehrung, welche die Genueser gestatteten, war die des katholischen Kirchenthums, das, in seiner höchsten Ausbildung, bekanntlich nur dahin wirkt, die Kraft politischer Fesseln durch Zeremonien-Dienst, und alles, was ihm sonst noch eigenthümlich ist, zu verstärken.

Bei dem geringen Grade von Oeffentlichkeit, den wir bis zum achtzehnten Jahrhundert in der europäischen Welt antreffen, dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß es keine schriftlichen Denkmäler von den Begebenheiten giebt, welche die Tyrannei der Genueser in dem Laufe von etwa sechs Jahrhunderten hervorrief; daß es aber an solchen Begebenheiten gefehlt habe, läßt sich auf keine Weise voraussetzen, da der Mensch, selbst auf der niedrigsten Stufe der Zivilisation, eine Ahnung, ein Gefühl von den natürlichen Rechten hat, welche sein Organismus in sich schließt, und jeder Druck, jede zu weit getriebene Beschränkung, nothwendig zu einem Gegendruck, zu einer Gegenbeschränkung führt. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts waren die Genueser nahe daran, Korsika für immer zu verlieren. Nachdem Don Jakob der Zweite, Sohn und Nachfolger des aragonesischen Königs Don Pedro des Dritten, so glücklich gewesen war, sich mit dem römischen

Hofe zu versöhnen, erhielt er von dem Papste Johann dem Zwei und Zwanzigsten die Belehnung über Sardinien und über Korsika. Die Schwäche der Pisaner, in deren Gewalt sich Sardinien befand, brachte es mit sich, daß sie sich nicht gegen den König von Aragon vertheidigen konnten. Die Genueser dagegen trugen kein Bedenken, mit Don Jakob dem Zweiten um den Besitz von Korsika zu ringen, nachdem sich dieser König schon in den Besitz von Sardinien gesetzt hatte; und ihr gutes Glück wollte, daß sie in diesem Kampfe den Sieg davon trugen, weniger — so scheint es — durch die Gewalt der Waffen, als durch die des Geldes, dessen die Könige dieser Zeiten allzu sehr bedurften, um nicht nachgiebig zu seyn, so oft es ihnen angeboten wurde.

Was auch bis zum achtzehnten Jahrhunderte auf Korsika vorgehen mochte: die Bewohner dieser Insel hörten in keinem Zeitraum auf — schlechte Sklaven zu seyn, und mehr bedurfte es im Grunde nicht, um im Jahre 1729 eine Empörung in Gang zu bringen, welche nichts Geringeres bezweckte, als gänzliche Abschüttelung des genuesischen Joches. An der Spitze dieser Empörung standen Andrea Ceccaldi, der zum vornehmsten Adel der Insel gehörte, und Luigi Giafferi, ein tapferer, für die Freiheit seines Vaterlandes tief begeisterter Mann. Die Fortschritte der Empörer waren bald so groß, daß die Genueser sich auf den Besitz von Bastia, Ajaccio und einigen andern Küstenpunkten beschränkt sahen, während das Innere des Landes sich in seiner Unabhängigkeit behauptete. Alle Versuche, diese Empörung durch Friedensvorschläge beizulegen, scheiterten an der Ueberzeugung, welche die Korsen von

der Treulosigkeit der Genueser hatten: einer Treulosigkeit, die, indem sie sich auf Erinnerungen unbedingter Herrschaftsrechte stützte, allerdings nichts so sicher mit sich brachte, als eigensüchtige Benutzung jedes zu Stande gebrachten Vertrags zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses von gebietenden Herren zu gehorchenden Sklaven. Es kam noch hinzu, daß die Empörung der Korsen von Spanien und Frankreich unterstützt wurde — ganz im Geiste dieser Zeiten, wo selbst die größten Staaten von jeder Unruhe im Auslande Vortheil zu ziehen suchten, indem es, seit dem zunehmenden Verfall des Papstthums, an einer Autorität fehlte, welche die Leitung der Völkerverhältnisse hätte übernehmen können. Zu schwach nun, ein tapferes Inselvolk durch die eigene Kriegsmacht in die Schranken des leidenden Gehorsams zurück zu führen, wendeten sich die Genueser, sobald fremde Hülfe ihnen nothwendig geworden war, an den Kaiser Karl den Sechsten, der, von dem spanischen Sukzessions-Kriege her, ihnen größere Summen schuldig war.

Der Kaiser benutzte die sich ihm darbietende Gelegenheit, sich von seinen Schulden zu befreien, indem er einen nicht unbedeutenden Theil seiner im Mailändischen aufgestellten Truppen nach Genua vorrücken ließ, von wo sie nach Korsika versetzt wurden. Hier kämpften sie unter der Anführung des Generals Wachtendonk mit so wechselndem Erfolge, daß, wenn die Unterwerfung der Rebellen je erfolgen sollte, Verstärkungen nothwendig wurden. Diese erschienen unter der Leitung des Prinzen Friedrich Ludwig von Würtemberg, dessen Auftrag dahin lautete, daß er es nicht sowohl auf eine unbedingte Unterwerfung der Korsen

unter die Willkür der rachsüchtigen Genueser anlegen sollte, als vielmehr auf eine angemessene Beilegung des Krieges durch eine billige Uebereinkunft, worin die beiderseitigen Rechte festgestellt und gewährleistet würden. Dem Kaiser entging, daß eine solche Uebereinkunft zwischen den Genuesern und den Korsen deßhalb unmöglich war, weil das, was den Rechten der letzteren zugelegt wurde, nur in so fern eine Gewährleistung erhalten konnte, als man ihnen erlaubte eine Macht zu bilden, die sich gegen neue Eingriffe vertheidigen durfte durch Mittel, welche den Erfolg sicherten. Nun that der Prinz von Würtemberg zwar, was in seinen Kräften stand, einen den Wünschen des Kaisers entsprechenden Gesellschaftszustand auf Korsika ins Leben zu rufen; allein ehe er damit zu Rande kommen konnte, brach der Krieg über die polnische Erbfolge aus, der den Kaiser nöthigte, seine Truppen von Korsika abzurufen, um sie, in Verbindung mit denen der russischen Kaiserin Anna Iwanowna, zum Vortheil des sächsischen Hauses zu verwenden.

Die Korsen, welche von dem Prinzen Friedrich Ludwig gedrängt, bereits die Waffen niedergelegt hatten, traten nach der Entfernung der österreichischen Truppen, im Jahre 1734, in die Empörung zurück; und mehr als jemals entschlossen, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, begannen sie diesmal damit, daß sie auf einer allgemeinen Versammlung ihr Vaterland für frei und unabhängig erklärten. Giafferi, aufs Neue zu ihrem Generale gewählt, erhielt an Hyacinth Paoli, dem Vater des berühmten Generals gleichen Namens, einen Gehülfen, und beide trieben die Genueser so sehr in die Enge, daß diese zu den außer-

ordentlichsten Mitteln schreiten mußten, um sich in dem Besitze der streitig gewordenen Insel zu behaupten; denn nicht genug, daß sie Schweizer und Graubündner in ihren Sold nahmen, um die wenigen Punkte, die ihnen auf Korsika geblieben waren, zu vertheidigen, bewaffneten sie auch Verbannte und Landstreicher, um den Korsen furchtbar zu bleiben.

Dies nun ist die Periode, in welche die Rolle eines Mannes fällt, der, unter den Abenteurern aller Jahrhunderte, viel zu ausgezeichnet ist, als daß wir umhin könnten, mit einiger Ausführlichkeit bei ihm zu verweilen. Diese Ausführlichkeit scheint uns sogar um so nothwendiger, weil der, von welchem im Nachfolgenden die Rede ist, gewissermaßen der Vorläufer eines weit größeren Abenteurers war, welcher die ganze europäische Welt in Unruhe und Gefahr brachte, indem er von Korsika ausging, und den gewaltthätigen Charakter seiner Nation in jeder Beziehung geltend machte. Das Beispiel ist zu allen Zeiten so ansteckend gewesen, daß man behaupten darf, ohne einen Theodor von Neuhof würde es nie einen Napoleon Bonaparte gegeben haben.

Dieser Theodor Freiherr von Neuhof war der Sohn eines westphälischen Edelmanns, der, nachdem er früher, als Hauptmann der Leibwache, in dem Dienste des Bischofs von Münster gestanden hatte, vermöge einer Mißheirath mit seiner Familie zerfallen war, und durch die Fürsprache der Herzogin von Orleans, einer pfälzischen Prinzessin, zuletzt die Kommandanten-Stelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz erhalten hatte. Hier starb Theodors Vater im Jahre 1695 zu einer Zeit, wo seine beiden

Kinder, ein Sohn und eine Tochter, noch unmündig waren. Ihre beste Ausstattung war ihre ausgezeichnete Schönheit: ein Umstand, der die Herzogin von Orleans bewog, sich ihrer anzunehmen, und sie an ihrem Hofe erziehen zu lassen. Die Tochter, Elisabeth genannt, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin, und vermählte sich, als solche, mit dem Grafen von Trevoux, einem reichen Edelmanne, der von ihren liebenswürdigen Eigenschaften wie bezaubert war. Der junge Theodor war Anfangs Page der Herzogin, und genoß in dieser Eigenschaft die Vortheile eines Unterrichts, der ihn für die höheren Kreise der Gesellschaft ausbildete. Als junger Mann zeichnete er sich aus durch eine einnehmende Gestalt, durch Fertigkeit in allen ritterlichen Uebungen, vorzüglich aber durch einen Geistesschwung, dem kein Verhältniß genügte, weil er in einer Welt lebte, die nicht zurück zu führen war, nämlich in der Welt der plutarchischen Helden, die ihm allein einer unbedingteren Achtung würdig schienen. Da er mit sich selbst in Verlegenheit war, so wurde er eine Zeitlang Spieler; sobald ihm aber das Glück verlassen hatte, wendete er sich einer ernsteren Bestimmung zu, indem er den Vorstellungen des Markis von Courcillon Gehör gab, der ihn beredete, eine Rittmeisterstelle in seinem Regimente anzunehmen. Wäre es dem phantasiereichen jungen Mann nur möglich gewesen, in der neuen Lage auszuhalten!

Karl der Zwölfte erfüllte um diese Zeit die europäische Welt mit dem seltsamen Schicksal, das ihn, nach der Schlacht bei Pultava, erst nach der Türkei, und von da, nach den merkwürdigsten Abenteuern, nach Stralsund zurückgeführt hatte. Je verzweiflungsvoller die Lage dieses

Königs am Schlusse des Jahres 1714 war, desto mehr fühlten sich alle großmüthige Seelen in der Nähe und in der Ferne gereizt, ihm mit Rath und That beizuspringen. Auch Theodor von Neuhof fühlte bald keinen anderen Beruf; und des langweiligen Garnison-Dienstes längst überdrüssig, zerriß er alle Bande, die ihn an den Markis von Courcillon fesselten, um sich nach Schweden zu begeben, wo er eine seiner würdigere Rolle zu spielen hoffte. Stralsund war bereits gefallen, und Schwedisch-Pommern gänzlich für Karl dem Zwölften verloren. In bedeutender Entfernung von der Hauptstadt seines Reichs hatte der nordische Held seinen Wohnsitz zu Karlskrona aufgeschlagen, wo er den Krieg vorbereitete, welcher Norwegen mit Schweden vereinigen sollte. Hier war es, wo der Baron von Neuhof, voll guten Willens, an der Seite des tapfersten Fürsten seiner Zeit zu kämpfen, diesem vorgestellt wurde. Die Annahme seiner Dienste war unbedenklich; doch scheint es nicht, daß er einen von den Feldzügen mitgemacht habe, welche Karls Laufbahn beendigten. Leicht entdeckte der Scharfblick des Freiherrn von Görz, daß Neuhof größere Dienste leisten könnte; und da dieser Freiherr den Gedanken gefaßt hatte, daß Karl der Zwölfte mit Erfolg nur dann gerettet werden könnte, wenn es ihm gelänge, die ganze europäische Welt in eine große Verwirrung zu stürzen: so ersah er sich den jungen Neuhof als Einen von denen, die ihm dies große Werk vollenden helfen sollten.

Einer von Görzens Lieblingsgedanken war, den König von England, Georg den Ersten, vom Throne zu stürzen,

weil er die unglückliche Lage des Schwedenkönigs benutzt hatte, sich in den Besitz von Bremen und Werden zu bringen. Da nun der König von England nur durch den Prinzen Eduard, als Erben der Stuarts, gestürzt werden konnte, hierzu aber, bei dem, durch den nachmaligen Kardinal Dubois zwischen dem französischen und dem englischen Hofe gestifteten Verhältniß, die Hülfe des spanischen Hofes vor allen Dingen nöthig war: so fand Görz für nöthig, das Talent des ritterlichen Neuhof zu einer geheimen Sendung nach Madrid in Anspruch zu nehmen, welche keinen anderen Zweck hatte, als den Premier-Minister Alberoni für seinen Plan zu gewinnen. Dem gemäß erhielt Theodor, der nach Schweden gekommen war, um sich in den skandinavischen Gefilden als Krieger zu tummeln, Aufträge und Beglaubigungen, die ihn nach Spanien führten; und hier legte er sein erstes diplomatisches Kunstwerk dadurch an den Tag, daß er sich der Gunst Alberoni's aufs Vollständigste bemächtigte, was freilich dadurch nicht wenig erleichtert wurde, daß dieser Premier-Minister durch die Politik des Regenten von Frankreich verführt war, auf Alles einzugehen, was seine sehr mißliche Lage nach den ersten Fehlgriffen seiner Verwaltung verbessern konnte. Abgesehen von diesem Umstande, war in Theodor selbst nichts, was die Zuneigung Anderer vermindert oder beschränkt hätte; und so geschah es, daß er nicht bloß mit den bestimmtesten Verheißungen des madrider Hofes, sondern auch mit mannichfachen Beweisen von der persönlichen Huld Philipps des Fünften, nach Schweden zurückkam, wo Görz seiner mit der größten Ungeduld harrete.

In England war durch den schwedischen Gesandten, Grafen von Gyllenborg, alles zu einer Verschwörung der zahlreichen Jakobiten vorbereitet. Um der Entwickelung dieses Drama's näher zu seyn, und um zugleich eine Anleihe mit holländischen Bankiers zum Vortheil seines Königs abzuschließen, begab sich der Freiherr von Görz nach dem Haag. Ihn begleitete Theodor, als völlig eingeweiht in die verwegenen Unternehmungen, von welchen die Wiederhebung Karls des Zwölften das letzte Ergebniß seyn sollte. Sobald es nun die That selbst galt, war Theodor die Mittelsperson zwischen Görz und Gyllenborg. Als solche machte er mehrere geheime Reisen zwischen dem Haag und London, wo er häufige Besprechungen mit den Häuptern der jakobitischen Parthei hatte. Sein gutes Glück brachte es mit sich, daß er dabei unentdeckt blieb, selbst nachdem die brittische Regierung über alles belehrt, und der Graf Gyllenborg verhaftet war. Er entwischte aus London; und als er nach dem Haag zurückgekommen war, wendete er jeden Unfall dadurch von sich ab, daß er den Schutz des spanischen Gesandten ansprach, der ihn vor einer Verhaftung bewahrte, während der Freiherr von Görz sich gefallen lassen mußte, von den General-Staaten, welche in dieser Zeit ganz von der englischen Regierung abhingen, verhaftet zu werden.

Den Freiherrn führte Peters des Großen Forderung nach Stockholm zurück, wo Theodor sich bald wieder an ihn anschloß. Unmittelbar nach des russischen Czars Zurückkunft aus Frankreich, sollten die Friedensbesprechungen auf den Alandsinseln ihren Anfang nehmen; ehe es aber dazu kam, endigte Karls des Zwölften mühselige Laufbahn mit

mit einem gewaltsamen Tode, während der von ihm so eifrig betriebenen Belagerung von Friedrichshall in Norwegen. Dies geschah den 11. Dez. 1718. Ehe nun die sterblichen Ueberreste des großen Schwedenkönigs in Stockholm angelangt waren, um in einer von den Hauptkirchen beigesetzt zu werden, wurde der Freiherr von Görz als Hochverräther, auf den Ausspruch der kurzsichtigen oder eigensüchtigen Senatoren Schwedens, unter dem Stadtgalgen enthauptet, ohne irgend eines anderen Verbrechens schuldig zu seyn, als daß er, während der vier letzten Jahre, die Unternehmungen seines Königs mit allen Kräften seines Verstandes geleitet, oder unterstützt hatte. Theodor, den kein besseres Schicksal erwartete, rettete sich auch hier durch eine schleunige Flucht, die ihn nach Madrid zurückführte, wo er des Beistandes seines Gönners Alberoni gewiß seyn konnte.

Wirklich that dieser Minister alles, was in seinen Kräften stand, um ihn an Spanien zu fesseln: er verschaffte ihm eine Oberstenstelle im spanischen Kriegsdienst, und wußte ihm außerdem solche Vortheile zuzuwenden, daß, wenn Theodor's Seele in einem abgemessenen Wirkungskreise hätte Freude finden können, sein Wohlsein begründet gewesen seyn würde. Alberoni's Ausscheiden und gewaltsame Zurückversetzung nach Italien, von England und Frankreich mit gleicher Strenge als einzig wirksam für die Erhaltung des Friedens gefordert, brachte keine Veränderung in Theodor's Lage zu Wege; denn Alberoni's Nachfolger, der Freiherr und nachherige Herzog von Ripperda, übertraf Alberoni'n noch an Vorliebe für Theodor, in welchem er nicht bloß den Mann von Kopf, sondern auch

den Geistes- und Schicksalsverwandten achtete. Er war es, der den schönen Abenteurer zu einer Vermählung mit Lady Sarsfield, der Tochter des Lords Kilmarnock und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond bewog: eine Verbindung, deren überwiegende Nützlichkeit auf dem Umstande beruhete, daß Lady Sarsfield, als Hofdame der Königin, in großer Gunst stand, und folglich ihren Gemahl zu den höchsten Aemtern, es sei im Zivil oder im Militär, leicht befördern konnte. Doch Theodor's Neigungen waren nicht durch gewöhnliche Bande zu fesseln, und selbst sein Ehrgeiz verschwand aus ihm, sobald er sich die Bahn, auf der allein Befriedigung zu hoffen war, als lang und weitaussehend zu denken hatte. Die Häßlichkeit seiner jungen Gemahlin verstärkte diese Ungeduld. Zu einer Zeit also, wo der Hof sich nach dem Eskurial begab, und seine Gemahlin, troß ihrer Schwangerschaft, dahin folgen mußte, packte er, ohne irgend Jemand zum Vertrauten seines Entschlusses zu machen, seine Kostbarkeiten zusammen, und in der nächsten Nacht Madrid verlassend, begab er sich nach Kartagena, wo er sich, ohne Zeitverlust, nach Frankreich einschiffte, ganz unbekümmert um alles, was er zurückließ, am meisten unbekümmert um seine Gemahlin, welche nicht lange nach seiner Abreise einen Sohn gebar, mit dem sie in der Folge nach Frankreich ging.

Die europäische Welt war in dieser Zeit mit Abenteurern so angefüllt, daß es in ihr vielleicht nicht einen einzigen Staat gab, wo man nicht auf den einen oder den anderen ausgezeichneten Mann dieser Menschenklasse gestoßen wäre. In Frankreich spielte der Schottländer Law seine Rolle; und Theodor langte zu Paris gerade in

den Zeitpunkt an, wo Law mit seinen Entwürfen bis zur Schöpfung jener indischen Gesellschaft vorgerückt war, welche die Bestimmung hatte, das Maximum des Kredits zu erschöpfen. Theodor und Law waren bald vertraute Freunde. Die Freigebigkeit Law's setzte jenen in den Stand, mit dem aus Spanien mitgebrachten Gelde vortheilhaft Ankäufe in Aktien zu machen, und einige Monate hindurch mit soviel Aufwand zu leben, daß es nur von ihm abhing, mit wem er sich in Berührung bringen wollte. Doch dieser täuschende Zustand war von kurzer Dauer. Aktien, welche in den drei letzten Monaten des Jahres 1719 allmälig auf 10,000 und zuletzt auf 20,000 Livres gestiegen waren, fingen am Schlusse des eben genannten Jahres an zu weichen, und ihr Fall ward bald so reißend, daß, als im Anfange des nächsten Märzes, der Tauschwerth der Aktie auf 9000 Livres gesetzt werden mußte, wenn Law's Schöpfung fortdauern sollte, plötzlich ein Zusammensturz derselben erfolgte, der die indische Gesellschaft um 1470 Millionen Livres brachte. Alle Täuschung hatte jetzt ihr Ende gefunden; und während Law sich zu einer Entweichung nach Venedig genöthigt sah, war Theodor in einem so hohen Grade verarmt, daß er, um seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs verlängern zu können, den Beistand seiner Schwester ansprechen mußte, die durch ihre Verwendungen bei dem Parlement von Paris ihm Ruhe gegen seine vielen Gläubiger verschaffte.

Nichts desto weniger kürzte ein Liebeshandel mit der Gemahlin des schwedischen Gesandten, Grafen von la Mark, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs dadurch ab, daß die Eifersucht dieses Grafen, um sich

selbst genug zu thun, die zahlreichen Gläubiger Theodor's mit einem geheimen Verhaftsbefehl versah, gegen welchen der Beschluß des Parlements ohne Wirkung blieb. Sofern es nur darauf ankam, den liebenswürdigen Abenteurer ins Ausland zu sprengen, wurde dieser Zweck auf's Vollständigste erreicht. Versehen mit Mitteln, welche auf geheime Aufträge schließen lassen, begab sich Theodor erst nach England, dann nach Holland, und nicht lange darauf nach der Türkei. Undurchdringliches Dunkel ruhet auf diesen Reisen, welche dadurch noch auffallender werden, daß der Abenteurer überall mit einem Glanze auftrat, der die Augen verblendete. Freilich hatte Niemand es in der Kunst, Schulden zu machen, jemals weiter gebracht, als er. Seine Unwiderstehlichkeit bewährte sich besonders in diesem Punkte; sie bewährte sich aber um so sicherer, je weniger er von den Antipathien und Sympathien bewegt war, die für Andere im freien Verkehr mit Menschen so überwiegende Gewalt üben. Ihm galt der Muselman so viel wie der Christ, und dieser wiederum so viel wie der Jude, wenn es darauf ankam, sein Geldbedürfniß zu befriedigen. So trieb er sich zehn volle Jahre in der europäischen Welt umher, im Ganzen genommen mit nichts so sehr beschäftigt, als alten Gläubigern, wenn sie das Vertrauen zu ihm verloren hatten, auszuweichen, und nebenher neue Gläubiger zu finden, was ihm in der Regel um so leichter wurde, weil er sich ein geheimnißvolles Ansehn zu geben wußte, das durch den Zauber seiner angenehmen Persönlichkeit nur um so verführerischer war. Wie er in die Dienste Karls des Sechsten kam, ist bisher nicht ausgemittelt worden; genug er befand sich im Jahre 1732 in

der Eigenschaft eines kaiserlichen Residenten zu Florenz, wo er mit den Verhältnissen der Korsen genauer bekannt zu werden kaum vermeiden konnte.

Das Geschlecht der Medici war in dieser Zeit dem Aussterben nahe: Johann Gaston, der letzte Großherzog dieses Geschlechts, verließ nur selten das Krankenlager; und voll von Ergebung hinsichtlich des künftigen Schicksals seines Großherzogthums, war er mehr darauf bedacht, wie er das zum Theil tyrannische Verfahren seiner Vorgänger durch Wohlthaten vergüten, als wie er die öffentliche Macht verstärken wollte. Die Korsen, wenig belehrt über die besonderen Verhältnisse dieses Großherzogs, sahen in ihm nur einen Nachbarn, der ihnen, wenn er den guten Willen dazu hätte, leicht nützlich werden könnte; und um ihm diesen guten Willen zu geben, fanden sich ihre Häupter in der Periode, wo ihre Landsleute mit Schweizern und Graubündnern zu kämpfen hatten, häufig bald in Florenz, bald in Livorno ein. An beiden Oertern hatte Theodor Gelegenheit mit ihnen bekannt zu werden, ihnen größere oder kleinere Gefälligkeiten zu erweisen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und ihnen eine Achtung einzuflößen, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochten. So wie nun alle Kräfte seines Geistes immer auf eine Veränderung seiner Lage, d. h. auf Abenteuer gerichtet waren, so faßte er auch leicht den Gedanken, sich den Korsen zum Könige zu geben.

Da ihre Verlegenheit fortdauerte und immer mehr den Charakter der Unendlichkeit gewann: so benutzte er diesen Umstand, ihren Häuptern zu sagen, was sie vermöge einer jahrhundertlangen Erfahrung nur allzu wahr finden

mußten: „daß jeder mit den Genuesern eingegangene Friede eine bloße Täuschung sei, weil diese Republikaner ihre Gesinnungen gegen die Korsen nicht verändern könnten, und folglich jede Gelegenheit, einen ihnen aufgedrungenen Zwang abzustreifen, begierig ergreifen müßten; daß selbst die kaiserliche Gewährleistung, wenn eine solche erfolgen sollte, ohne alle Kraft bleiben werde, weil es nie an Vorwänden, dieselbe zu umgehen, fehlen könne; daß, wenn sie der alten Unterdrückung für immer zu entgehen den Muth hätten, sie ihre Angelegenheiten ernstlich erwägen und die Zukunft mit der Vergangenheit verbinden müßten; daß ihr schön gelegenes und fruchtbares Land sie zu jedem Anspruch auf Wohlseyn und auf diejenige Unabhängigkeit berechtigte, ohne welche an kein Wohlseyn zu denken sei; daß sie ihr Heil aber nur von einer gänzlichen Umschmelzung ihrer Verhältnisse — also nur von einer entschlossenen Lossagung von Genua, demnächst aber von der Annahme einer bestimmten Staatsform zu erwarten hätten; und daß ihnen in der letzteren Beziehung nur zwei Wege offen ständen, nämlich entweder die Errichtung eines Freistaats, oder die Wahl eines Königs."

Von der Wahrheit dieser Sätze durchdrungen, und zugleich von ihrem Wohlwollen gegen den Mann, der also zu ihnen sprach, fortgezogen, erklärten die Korsen: „ihr Nachdenken hätte sie zu demselben Ergebniß geführt; aber für einen Freistaat nicht geeignet, weil sie nur Ackerbauer wären, müßten sie bedauern, daß es ihnen an einem Oberhaupte fehle, dessen persönliches Ansehn die Korsen zur Ehrfurcht und zum Gehorsam vereinigte, und dessen kriegerische Tüchtigkeit die Genueser aus ihrer Insel ver-

triebe.“ Sie fügten bittend hinzu: „nur Er schiene ihnen der rechte Manne zu seyn, dessen sie bedürften; und wenn er ihr Retter und Befreier zu werden geneigen wolle, so möchte er, zum Lohne für so viel Großmuth, ihre Krone auf sein Haupt nehmen.“

Theodor stellte sich Anfangs, als ob er von diesem Antrage betroffen und überrascht sei; als aber die Korsen nicht aufhörten, ihn mit ihren Bitten zu bestürmen, bat er sich zwei Tage Bedenkzeit aus. Nach Ablauf dieser Frist ergab er sich in ihren Antrag; und von jetzt an war nur die Rede von den Mitteln, welche angewendet werden müßten, um das angefangene Werk zu vollenden. Darin kamen beide Partheien leicht überein, daß der Beistand einer auswärtigen Macht unentbehrlich sei, nicht allein um der Feinde willen, die man zu bekämpfen hatte, sondern auch um das Vertrauen der Korsen zu dem neuen Oberhaupte zu verstärken, dessen Ansehn unsicher und erbettelt schien, so lange es keine andere Grundlage hätte, als den unbeständigen Willen eines nur allzu sehr zersplitterten Volks. Grade diesen auswärtigen Beistand versprach Theodor mit der größten Zuversicht, indem er darauf rechnete, daß es, in den Verwickelungen der europäischen Händel, seinem Scharfblicke und seiner Gewandtheit nicht an Mitteln fehlen werde, den Eifer irgend eines Hofes erster Größe für die korsischen Angelegenheiten zu entflammen.

In Dingen dieser Art sind die ersten Schritte bei weitem die schwierigsten: ohne Geld ließ sich nichts unternehmen, Geld aber hatte Theodor eben so wenig, als die Korsen. Ein livornesischer Bankier half aus dieser Noth,

obgleich nicht auf eine so freigebige Weise, daß er mehr als einige tausend Lire vorgeschossen hätte, für welche die Häupter der Korsen sich verbürgen mußten. Mit diesem geringen Schatz wendete sich Theodor zunächst nach Rom, wo er mit den angesehensten Personen in Verbindung stand. Seine Voraussetzung war, daß der römische Hof, der seiner Oberherrlichkeit über Korsika eben so wenig entsagt hatte, als der Oberherrlichkeit über irgend ein christliches Land, sich leicht bereden lassen werde, für die Unabhängigkeit der Korsen einen entscheidenden Schritt zu thun. Doch dieser Hof beurtheilte sein Verhältniß zu dem antitheokratischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts viel zu richtig, um sich in eine Angelegenheit verflechten zu lassen, die, von welcher Seite sie auch betrachtet werden mochte, dem römischen Stuhle keinen Gewinn bringen konnte. Der Kaltsinn dieses Hofes war um so niederschlagender, da gegen weltliche Fürsten ein noch weit höherer Grad von Vorsichtigkeit und Behutsamkeit nöthig war, wenn sie nicht erschreckt werden sollten von dem Entwurfe eines Mannes, dessen letztes Ziel kein anderes war, als in die Reihe der gekrönten Häupter einzutreten.

Um kurz zu seyn: welche Schritte Theodor auch thun mochte, um eine von den größeren Mächten Europa's für seinen Entwurf zu gewinnen; alle waren gleich vergeblich, und mußten es schon aus dem Grunde seyn, weil, um eben diese Zeit, eine unendlich wichtigere Angelegenheit die Kabinete beschäftigte, nämlich die Besetzung des polnischen Thrones, der durch den Hintritt Augusts des Ersten erledigt war, und den der König von Frankreich durch seinen Schwiegervater Stanislaus Lesczinsky, Rußland und Oester-

reich hingegen mit dem Sohn und Erben des Verstorbenen auszufüllen wünschten.

Wie nachtheilig aber die Umstände auch seyn oder scheinen mögen: ein gewandter Kopf weiß sie zu irgend etwas zu benutzen, und Theodor, von welchem man annehmen kann, daß er Tag und Nacht seinen ehrgeizigen Entwurf verfolgt habe, war bald mit sich darüber im Reinen, daß er nur auf ungebahnten Wegen an sein Ziel gelangen könnte. Daß Bemühungen, welche in Rom ihren Anfang genommen hatten, in Konstantinopel endigen sollten, widersprach weder seiner Weltansicht, noch seinem Sittlichkeitsgefühl: ihm kam es nur darauf an, die wirksamsten Mittel für seinen Zweck zu finden; und so verschlug es ihm wenig, in welche Verwirrung er die westeuropäische Welt stürzte, wenn er darin nur die Aussicht auf die ihm verheißene Krone festhielt. Mit diesem Vorsatze schiffte er sich nach der Levante ein, und gelangte glücklich nach Rodosto, einem Hafen am Meere von Marmora.

Aus seinem früheren Leben hatte er den Vortheil, mit vielen Personen bekannt zu seyn, deren unerfüllte Bestrebungen auf solche Gesinnungen schließen ließen, die ihm allein vortheilhaft werden konnten. In der Türkei gehörten zu diesen zwei ausgezeichnete Abenteurer. Der eine war der Fürst von Siebenbürgen, Franz Ragoczy, der, nachdem er sich dem österreichischen Hause unter Leopold dem Ersten furchtbar gemacht hatte, nach vielen vergeblichen Versuchen, eine neue Empörung zu Stande zu bringen, seinen Wohnsitz in einer von den Städten Natoliens aufgeschlagen hatte, wo er unablässig über Entwürfen zur

Befriedigung seines unversöhnlichen Hasses brütete. Der andere war der Graf von Bonneval, jener berühmte Franzose, der, nachdem er aus französischem Dienste entwichen war und eine Zeit lang im österreichischen Heere sein Glück zu machen versucht hatte, zu Konstantinopel Muselmann geworden war, und als Renegat, den der Großherr mit hohen Würden bekleidet hatte, nach Gelegenheit zur Auszeichnung durstete. Beide wetteiferten in leidenschaftlichen Hasse gegen Oesterreich; beide waren gleich ungeduldig, den Tag erscheinen zu sehen, wo es ihnen vergönnt seyn würde, ihren Durst nach Rache zu befriedigen.

Theodor, der sich zunächst an den Fürsten von Siebenbürgen wendete, fand den leichten Eingang, den ihm seine einnehmende Art des Umgangs, vorzüglich aber die Leichtigkeit sicherte, womit er fremde Vorstellungen und Neigungen mit seinen Absichten in Einklang zu setzen verstand. Durch Ragoczy bei Achmet Pascha — dies war der Titel und die Würde, welche Bonneval in der Türkei erhalten hatte — eingeführt, fand er keine Mühe, seine neuen Gönner durch einen Entwurf zu bezaubern, der diese Wirkung um so sicherer hervorbrachte, je ausschweifender er war. Es kam nämlich auf nichts Geringeres an, als auf eine gänzliche Vernichtung der österreichischen Macht. Nichts, meinte er, sei unter den vorwaltenden Umständen, leichter für die Türken, als die Eroberung Italiens. Auf Korsika, dessen Besitz ihm durch türkische Hülfe zunächst zu sichern wäre, versammelt, könnten die Truppen von Algier und Tunis, ohne Gefahr und Beschwerde, auf den Küsten von Genua und Toskana landen, während andere Truppen von Tripolis nach Calabrien übergesetzt würden,

und die Türken selbst aus Albanien in die Mark Ankona einfielen. Unfähig, diesem dreifachen Angriffe zu widerstehen, würde Italien sich in sein Schicksal ergeben. Von hier aus nun sei nichts leichter, als sich durch Friaul und die Steiermark den Weg in das Herz der österreichischen Länder zu bahnen; und wenn, gleichzeitig, ein zweites türkisches Heer, unter Ragoczy's Anführung, durch Ungarn vordringe, und sich mit jenem unter den Mauern von Wien vereinigte — wer würde alsdann den Großherrn verhindern, dem deutschen Kaiser das Gesetz vorzuschreiben? So lautete der Entwurf, wodurch Theodor die Einbildungskraft Bonnevals und Ragoczy's entflammte, und beider Herzen für sich gewann. In den Erfahrungen dieser Männer lag nichts, was ihn einer Uebertreibung beschuldigte; und die Verwickelungen, worin Karl der Sechste durch den polnischen Erbfolgekrieg mit Frankreich gerathen war, rechtfertigten, gewissermaßen jeden noch so abenteuerlichen Plan durch die Schwäche der österreichischen Widerstandsmittel in dieser bedenklichen Periode.

Die Pforte ging also nicht ungern auf Theodor's Vorschlag ein. Dem verwegenen Abenteurer wurden Geldsummen und Truppen zugesichert; nur daß die orientalische Langsamkeit die Erfüllung ihrer Verheißungen von einem Monat zum andern hinausschob. Theodor, der wie auf glühenden Kohlen stand, weil er keine Zeit zu verlieren hatte, ließ sich durch seine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis ausfertigen, nach welchem das auf Korsika gerichtete Unternehmen mit allen Hülfsmitteln gefördert werden sollte. Man könnte es auffallend finden, daß er sich dafür verbindlich machte,

als König von Korsika die türkische Hoheit anzuerkennen; allein er ließ diese Bedingung um so unbefangener zu, da ihre Erfüllung nicht wohl eher zur Sprache kommen konnte, als bis sein Ziel erreicht war. Froh über den bisherigen Erfolg seines Unternehmens schiffte er sich nach Tunis ein, wohin ihn, außer nicht unbedeutenden Geldsummen, das Versprechen begleitete, daß von Albanien aus einige tausend Mann Truppen für ihn in Bewegung gesetzt werden sollten, sobald in Tunis alles gehörig vorbereitet seyn würde. Zu Tunis wohl empfangen, und von dem Bei, den er schnell für sich einzunehmen wußte, in Ehren gehalten, meldete er seinen Freunden auf Korsika seine nahe Ueberkunft, indem er sie bat, in ihrem Widerstande gegen die Genueser und deren Unterdrückungswerkzeuge nicht nachzulassen, und alles zu seinem Empfange vorzubereiten. Nicht weniger, als zwei Jahre waren verflossen, seitdem diese Freunde nichts von ihm gehört hatten. Um so größer war ihre Freude über das Versprechen, das er ihnen gab, sehr bald in ihrer Mitte zu seyn. Seine Ankunft verzögerte sich indeß durch den Mangel an Truppen und Schiffen, deren es bedurfte, wenn Theodor als König auftreten sollte; und anders auftreten, lag weder in seiner Weise, noch in seinen Wünschen. Der englische Konsul in Tunis half endlich dem Hauptmangel dadurch ab, daß er dem angehenden Könige der Korsen einen Kauffahrer verschaffte, der zehn Kanonen, und, als Kriegsschiff, die brittische Flagge führte.

Auf diesem Kauffahrer erschien Theodor den 12ten März des Jahres 1736 vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostküste von Korsika; und kaum war seine Ankunft

bekannt geworden, als die vornehmsten Bewohner von Alleria und den umliegenden Ortschaften sich zu ihm an Bord begaben, und ihm mit den Titeln Excellenz und Vize-König bewillkommten. Er selbst stieg am folgenden Morgen ans Land, und der Anzug, in welchem er sich darstellte, kündigte den Zauberer an. Halb türkisch, halb europäisch gekleidet, trug er ein langes scharlachrothes Gewand, das, nach morgenländischer Art, mit Pelz gefüttert war; aber, statt des Turbans, war sein Haupt mit einer wohlfrisirten Perücke und mit einem dreieckigen Hute bedeckt. An seiner Seite schwebte ein spanischer Degen; in seiner rechten Hand hielt er einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe; seine Fußbekleidung stellte den französischen Hofmann dar, der vor allem durch Zierlichkeit des Ganges gefallen will. In seinem Gefolge befanden sich sechzehn Personen, welche aus den verschiedensten Gegenden zusammengeflossen waren: ein französischer Oberstlieutenant, ein Sekretär aus Elba, ein Haushofmeister aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus Mailand, aus der Schweiz und aus Deutschland, und drei Mohren aus Tunis. So zeigte sich Theodor zuerst denen, die er als seine künftige Unterthanen begrüßte.

Sehr richtig hatte er empfunden, daß man auf Korsika nicht mit leeren Händen erscheinen dürfe. Als es zum Ausschiffen der mitgebrachten Sachen kam, bemerkte man vor allen Dingen sechs zwölfpfündige Kanonen (zu welchen freilich die Artilleristen fehlten), 7000 Flinten, worunter viele noch ungeschäftet waren, eine nicht geringe Zahl von Pistolen, Bajonetten und anderen Waffen, und einen

nicht unbedeutenden Vorrath von Pulver und Kugeln. Dies alles deutete auf die nahe Vertreibung der Genueser. Es kamen aber daneben nach einander noch zum Vorschein: 7000 Säcke Getreide, 3000 Röcke, und die gleiche Anzahl von Schuhen zu einer vorläufigen Ausstattung des dürftigen Theils der Einwohner, welcher in des Königs Dienste zu treten verlangen würde. Immer blieb es Dankes werth, daß ein Privatmann, den die Abenteuerlichkeit zu seltsamen Unternehmungen trieb, mehr Reichthümer, als man je auf Einem Punkte der Insel vereint gesehen hatte, zusammenbrachte, um sich in höhere Achtung zu setzen; denn, als alles ausgeschifft war, mochte sich der Werth des Ganzen, das mitgebrachte Geld dazu gerechnet, leicht auf Eine Million Thaler belaufen. Auch erschien Theodor den Korsen, die zu allen Zeiten an den nothwendigsten Dingen Mangel gelitten hatten, nur in dem Lichte eines übermenschlichen Wesens, das vom Himmel selbst zu ihrer Befreiung gesandt worden.

Um nicht allzu ausführlich zu seyn: Theodor zog, von dem Jubel der Menge begleitet, nach Campoloro, wo er in dem bischöflichen Palaste seinen Wohnsitz aufschlug, sich mit Wachen umgab, und zwei Kanonen vor seine Wohnung stellte. Eine seiner ersten Maßregeln war, daß er Minister ernannte: den Advokaten Kosta zum Kanzler, Giacinto Paoli zum Schatzmeister, Giafferi zum Oberbefehlshaber der Truppen. Demnächst ernannte er drei Obersten und vier und zwanzig Hauptleute für eben soviel Kompanien, jede zu 200 Mann. Da diese binnen zwei Tagen aus den nächsten Bezirken vollzählig waren, denn Jeder wollte eine Zechine, eine Flinte und ein Paar

Schuhe gewinnen: so rückte er ungesäumt ins Feld, griff den nächsten genuesischen Posten an, und schlug ihn in die Flucht. Lobpreisend wurde diese unbedeutende Begebenheit durch die ganze Insel verbreitet; und da das Volk von allen Seiten herbeiströmte, seinen Retter und Befreier kennen zu lernen: so lag hierin die natürlichste Aufforderung zu einer feierlicheren Thronbesteigung in Folge einer förmlichen Wahl-Kapitulation. Für den Abschluß derselben bedurfte es bevollmächtigter Vermittler zwischen Theodor und den Korsen. Giafferi und Giacinto Paoli, für diesen Zweck gewählt, stellten folgende Bedingungen fest: „Theodors Würde sollte erblich seyn, nach dem Erlöschen seines Geschlechts aber an das Volk zurückfallen, damit es nach bester Einsicht über die Staatsform verfügen könne. In allen großen Angelegenheiten sollte ein Rath von 24 Gliedern befragt werden, und ein beständiger Ausschuß von drei Gliedern stets am Hofe gegenwärtig bleiben. Dem Könige wurde zur Pflicht gemacht, katholischer Religion zu seyn, nur Eingeborne zu den Staatsämtern und Würden zu ernennen, und in Friedenszeiten, außer seiner Leibwache, keine Truppen zu halten. Die jährlichen Steuern wurden auf ein billiges Maß beschränkt. Nach einem besonderen Artikel war der König verbunden eine Universität zu stiften, und aus den geeigneten Geschlechtern einen Adelstand zur Ehre und zum Ruhme des Reichs zu errichten." Nachdem nun Theodor diesen Wahlvertrag unterzeichnet und beschworen hatte, wurde er unter freiem Himmel mit einer Krone von Laub geschmückt, feierlich als Theodor der Erste, König von Korsika und Kapraja, ausgerufen, und auf den Schultern der Vor-

nehmsten im Triumphe durch die ganze Gegend umhergetragen.

Theodor hatte sich seine Bestimmung viel leichter gedacht, als sie wirklich war. Die größte, von einem Einzelnen nicht zu überwindende Schwierigkeit lag in den alten Gewohnheiten, oder vielmehr Unarten der Korsen. Sie waren tapfere Männer; allein sie verschmäheten die Mannszucht, gleich den Wilden. Auf gleiche Weise hatten sie viele gesellige Tugenden; allein der Blutrache zu entsagen, ging wider ihr Ehrgefühl. Dies waren denn die beiden Klippen, an welchen Theodor über kurz oder lang scheitern mußte.

Nur für den nächsten Augenblick war ihm alles günstig. Ohne Mühe brachte er ein Heer von 25,000 Mann zusammen, das er, acht Tage nach seiner Krönung, ins Feld führte, und an dessen Spitze er die Genueser aus Portovecchio und Sartene verjagte oder gefangen nahm. Er rückte hierauf vor Bastia und forderte den genuesischen General-Kommissar auf, diesen Platz binnen zehn Tagen mit seinen Truppen zu räumen, widrigenfalls er, nach gewaltsamer Einnahme des Platzes, keine Schonung zu erwarten habe. Der genuesische General-Kommissar lachte dieser Aufforderung, weil er die Sitten der Korsen kannte, und genau wußte, was er von Theodors Angriffsmitteln zu fürchten hatte. Wirklich kam es nie zu einem Sturm; und obwohl sich die Korsen tapfer genug schlugen, so oft die genuesischen Truppen einen Ausfall wagten, so entschied über den Nichterfolg der Belagerung, die immer nur eine Berennung blieb, doch nichts so sehr, als die alte Gewohnheit dieser Inselbewohner, nur acht Tage im

Felde zu dienen und dann, von Andern abgelöst, in ihre Heimath zurück zu kehren.

Je länger Theodor auf Korsika verweilte, desto mehr wurde er des Unterschiedes inne, der die Bewohner dieser Insel von den übrigen Italiänern sonderte. Ihr höchst unvollkommner Gesellschaftszustand vertrug sich nicht mit anhaltenden Anstrengungen. Allerdings konnte dieser Gesellschaftszustand verbessert werden; dazu aber bedurfte es nicht bloß der Zeit, sondern auch eines anhaltenden Friedens, d. h. einer Wohlthat, die zu genießen Theodor nun einmal nicht vom Schicksal erkoren war. Er gerieth auf den heilsamen Gedanken, Handwerker und Künstler durch angebotene Vergünstigungen vom Festlande zu berufen, eine Kolonie von deutschen Protestanten und eine zweite Kolonie von holländischen Juden anzulegen. Doch ehe einer von diesen Entwürfen ins Werk gerichtet werden konnte, entschied der Drang der Umstände über seine Entschlüsse. Von allen Mächten, denen er seine Erhebung bekannt gemacht hatte, beeilte sich keine, ihn anzuerkennen; jene 2000 Albaneser, die Ragoczy und Achmet-Pascha ihm verheißen hatten, blieben aus; die ihm unentbehrliche Zufuhr von Tunis her stockte; sein Geldvorrath war der Erschöpfung nahe. Unter diesen Umständen gewannen die Bekanntmachungen der Genueser, seine Person betreffend, einen Glauben, den die Korsen ihnen früher versagt hatten: der Halbgott, den man vor wenigen Monaten angebetet hatte, sank auf die Dimensionen eines Marktschreiers in der Meinung derjenigen zurück, die mit dem neuen Zustande der Dinge unzufrieden zu seyn Ursache hatten, oder zu haben glaubten. Am meisten

beleidigte Theodor durch die Mühe, die er sich gab, seine Unterthanen von der Blutrache zu entwöhnen. Die Unerbittlichkeit, womit er diese vorgebliche Tugend in ein Verbrechen verwandelt, und als solches mit dem Galgen bestraft hatte, machte ihn zu einem Gegenstande des Hasses, der Verschwörung sogar. Noch wagte man sich nicht gegen ihn hervor, weil man seinen Anhang fürchtete; als aber die Berennung von Bastia, Ajaccio und S. Fiorenzo aufgegeben war, und als die Genueser, um ihren Anstrengungen größeren Nachdruck zu geben, auf seinen Kopf einen Preis gesetzt, und ihren korsischen Unterthanen jede Gemeinschaft mit ihm bei harten Strafen verboten hatten, da fing seine Lage an, von Tag zu Tage immer mißlicher zu werden. Eigensinnig bis zur Verblendung, hoffte Theodor seinen Königstitel dadurch zu retten, daß er Münzen mit seinem Stempel schlagen ließ, und einen Ritterorden unter der Benennung „Orden der Erlösung" stiftete; doch dies alles verhinderte nicht, daß der Kaltsinn der Korsen wuchs. Es fehlte wenig daran, daß sie ihm Vorwürfe machten wegen der Opfer, die er ihnen dargebracht hatte. Auf einer, nach Casacconi von ihm zusammenberufenen Consulta, sprach er am 2. Sept. mit Beredsamkeit von seinen Erfolgen, seinen Hoffnungen, und ermahnte die Versammlung zu standhafter Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, und im Vertrauen zu dem selbstgewählten Oberhaupte; wobei er nicht unterließ, seine Verheißungen von naher Hülfe des Auslandes zu wiederholen. Allein seinen Worten gebrach die Kraft der Ueberzeugung: man erhob Zweifel gegen seine Versicherungen, man nannte sich getäuscht, und drohete mit Versagung des Gehorsams, wenn

es unmöglich wäre den Dingen eine vortheilhaftere Wendung zu geben. Nach so unangenehmen Erörterungen endigte die Versammlung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, der Königswürde entsagen zu wollen, wenn gegen das Ende des Oktobers die versprochene Hülfe nicht einträfe.

Worauf er mit so viel Bestimmtheit rechnete, ist nicht ganz entschieden; nicht unwahrscheinlich aber ist, daß es ihm gelungen war, zweitausend Albaneser durch große Verheißungen zu dem Versprechen zu bringen, daß sie unter ihm dienen wollten. Anführer derselben war der Parteigänger Kurafa: ein Mann, dem es, wie allen Seinesgleichen, nur um Gewinn zu thun war. Da nun auch der König von Neapel sich um seine Dienste bewarb: so zog Kurafa das Sichere dem Unsichern, den rechtmäßigen König dem Abenteurer vor. Dies geschah gerade in der Periode, wo Theodor's Angelegenheiten sehr mißlich geworden waren. Er selbst verzweifelte von jetzt an eben so sehr an seiner Sache, als an der Sache der Korsen. Um auf eine würdigere Art auszuscheiden, berief er eine neue Versammlung nach Sartene. Hier erklärte er, daß er beschlossen habe, sich auf einige Zeit zu entfernen, um die Ankunft der ausbleibenden Hülfstruppen zu beschleunigen. Was er sonst noch sagte, bezog sich auf die Verwaltung des Königreichs während seiner Abwesenheit. Er selbst setzte, wenige Tage darauf, die Zwischenregierung ein, von welcher er glaubte, daß sie seine Rechte am gewissenhaftesten bewahren würde; sie bestand aus acht und zwanzig der angesehensten Vaterlandsfreunde, an deren Spitze Giafferi, Giacinto Paoli und Ornano standen. Begleitet

von seinen Freunden begab er sich den 11. Nov. nach Aleria, von wo er auf einer provenzalischen Tartane mit seinem Kanzler Costa, einem Kammerherrn, einem Sekretär, zwei Pagen und dem jungen Grafen Ceccaldi nach Livorno unter Segel ging.

Gleich vergeblich waren seine Bemühungen in Florenz, zu Rom und zu Paris. An dem letzteren Orte, trotz seiner Verkleidung, leicht erkannt, erhielt er von der Regierung den guten Rath, sich schleunigst zu entfernen, wenn er der Verhaftung entgehen wolle. Er begab sich also über Rouen nach Amsterdam, wo seine Ueberredungsgabe in der Begehrlichkeit spekulirender Kaufleute bald einen angemessenen Wirkungskreis fand. Es waren vorzüglich portugiesische Juden, welche, durch die Aussicht auf einen einträglichen Handel mit Korsika verführt, sich zu jedem Vorschuß, den Theodor von ihnen fordern konnte, bereit finden ließen. Von ihnen, oder vielmehr durch sie, mit Artillerie, Munition und anderen Kriegsbedürfnissen, vorzüglich aber auch reichlich mit Geld versehen, kehrte jener im Herbste des Jahres 1737 nach Korsika zurück, wo er, bei seiner ersten Ankunft, mit dem vollen Ausdrucke der Freude empfangen wurde.

In dem Verhältniß der Genueser zu den Korsen war, während seiner Abwesenheit, alles wenigstens in so weit beim Alten geblieben, als die korsikanische Zwischenregierung keinen errungenen Vortheil aufgeopfert, und alle Anträge zu einer Versöhnung standhaft abgelehnt hatte. Nach seiner Rückkehr schloß die genuesische Regierung aus der Fülle des Kriegsmaterials, das er mitgebracht hatte, daß die Suveränetät über Korsika für sie unwie-

derbrinlich verloren gehen würde, wenn sie nicht außerordentliche Mittel ins Spiel zöge. In der That war dies Kriegsmaterial so bedeutend, daß es kaum von bloßen Privatpersonen herrühren konnte; denn es bestand aus 12 vier und zwanzigpfündigen, aus 12 zwölfpfündigen Kanonen, aus 6 Feldschlangen, 6000 Flinten, 1300 großen Musketen, 2000 Bajonneten, 2000 Paar Pistolen und 180,000 Pfund Pulver, Blei, Eisen und Kriegsgeräth aller Art, wozu noch eine Menge Uniformen, Schuhe und andere Bekleidungsstücke kamen. Der Beistand einer großen Macht schien unzweifelhaft; und das Einzige, was die letztere Voraussetzung entkräftete, war der Umstand, daß Theodors Gefolge nur aus 20 Personen bestand, von welchen jedoch einige Kriegsleute waren, deren Bestimmung auf den Artillerie-Dienst zu gehen schien.

Die Republik Genua war von ihren Agenten im Auslande allzu gut bedient, als daß der neue Sturm, der wider sie im Anzuge war, sie hätte überraschen können. Schon hatte sie zur Ableitung desselben entfernte Vorkehrungen getroffen, die sie, um volle Sicherheit für die nächste Zukunft zu gewinnen, nur zu verstärken brauchte. Der Kampf mit dem Gelde, worin alle europäische Regierungen dieser Zeit, die brittische allein etwa ausgenommen, befangen waren, hatte auch Frankreich zum Schuldner der Republik Genua gemacht. Da nun dies Königreich um die Zeit, von welcher hier die Rede ist, von dem haushälterischen Kardinal Fleuri verwaltet wurde, dem nichts so sehr am Herzen lag, als die Verminderung der französischen Staatsschuld: so wurde es der Regierung Genua's nicht schwer, den Hof von Versailles zu einer

solchen Absendung von Truppen zu bereden, wodurch die Souveränetät Genua's über Korsika vollkommen gesichert würde. Freilich schien es nicht sehr ehrenvoll, eine alte Schuld mit französischem Blute abzutragen: allein dies war eine Betrachtung, über welche man leicht hinweg kam; und nachdem der Wiener Hof seine Einwilligung in das Unternehmen gegeben hatte, verschleierte man den nicht ganz rühmlichen Vertrag mit den Genuesern dadurch, daß man ihm die Benennung eines Pazifikations-Planes gab, der zum Vortheil beider Partheien vollstreckt werden sollte.

Ehe diese Vollstreckung anheben konnte, verflossen, unter den nöthigen Zurüstungen, noch einige Monate. Theodor war mit der Belagerung von Ajaccio beschäftigt, das er zu Lande und zu Wasser eingeschlossen hatte, als, im Februar des Jahres 1738, der Graf Boissieux mit einer starken Flotte auf der Höhe von Korsika erschien, und unmittelbar darauf landete. Unfähig, den Kampf mit so zahlreichen und so geübten Hülfstruppen zu bestehen, begriff Theodor auf der Stelle, daß er seine Entwürfe aufgeben müsse, wenn er nicht vor der Zeit zu Grunde gehen wollte. Er schiffte sich demnach ohne Zeitverlust mit allem, was er mitgebracht hatte, wieder ein, und nahm seinen Lauf zunächst nach Neapel. Hier verhaftet, nach wenigen Tagen aber wieder in Freiheit gesetzt, begab er sich schleunig nach Holland, um sich wegen des Fehlschlags seiner Unternehmungen bei seinen Freunden und Gönnern zu rechtfertigen, und ging darauf nach London, das er von nun an nicht wieder verließ.

Entblößt von allen andern Mitteln, mit Anstand zu leben, nahm er seine Zuflucht von neuem zum Schuldenmachen;

kaum aber war er damit auf 15,000 Pf. Sterling gekommen, als die gerechten Forderungen seiner Gläubiger ihm einen bleibenden Aufenthalt in Kings-Bench bereiteten. Auch hier entsagte er dem Stolze nicht, womit die korsische Königskrone ihn erfüllt hatte; und vielleicht trug dieser Stolz das Meiste dazu bei, daß er sein widriges Schicksal mit stoischer Gelassenheit ertrug, während die milden Gaben stolzer Lords seine Lage erleichterten. Eine, im Jahre 1755 erschienene Parliaments-Akte, wodurch die Freilassung solcher Schuldner verfügt wurde, deren Zahlungsunfähigkeit erwiesen seyn würde, setzte ihn endlich wieder auf freien Fuß. Mit abgezehrtem Körper, der durch den Verlust eines Auges noch mehr entstellt war, trat er in die Gesellschaft zurück. Horatio Walpole empfahl ihn dem öffentlichen Mitleid in einem beredten Aufsatze, worin von ihm ausgesagt wurde: „daß sein Anspruch auf den Königstitel eben so unbestreitbar sei, als der irgend eines Monarchen, selbst der ältesten Fürstengeschlechter." Es machte den Engländern Vergnügen, einem Könige Almosen zu reichen, den die Franzosen entsetzt hatten. Nicht unbedeutend war also die Summe, die für Theodor zusammengebracht wurde. Der Charakter dieses merkwürdigen Abenteurers verleugnete sich jedoch selbst in dem Augenblicke nicht, wo die abgeordneten Ueberbringer, unter welchen sich, außer Lord Littleton, mehrere vornehme Herren befanden, sich bei ihm melden ließen. Er ließ sie ersuchen, einige Augenblicke bei seinem Wirthe einzutreten, ehe sie in das vierte Stockwerk zu ihm hinauf stiegen. Diese Zwischenzeit benutzte er zu einer solchen Anordnung seines Zimmers, daß zum Wenigsten ein Schatten seiner

eingebildeten Größe sichtbar werden konnte. Unter dem Himmel seines weggeräumten Bettes fanden ihn die Abgeordneten bei ihrem Eintritt in sein Zimmer auf einem Lehnstuhl sitzend; und ohne aufzustehen, empfing er die ihm angebotene Wohlthat mit so viel Würde, daß die Abgeordneten nicht wenig über sein Benehmen erstaunt waren. Er lebte seitdem mit einiger Gemächlichkeit noch ein halbes Jahr, und starb den 11. Dez. 1755, nachdem er seinen Gläubigern sein Königreich Korsika zum Zahlungsunterpfande überwiesen hatte.

Das Ende eines so merkwürdigen Mannes, wie Theodor von Neuhof, mit Stillschweigen zu übergehen, würde uns in dieser Auseinandersetzung zum Vorwurfe gereicht haben *). Jetzt kehren wir zu dem Schicksale Korsika's zurück.

Graf Boissieux ging, als Vollstrecker des sogenannten Pazifikations-Planes, mit so wenig Ueberlegung und zugleich mit so viel Härte gegen die Korsen zu Werke, daß er in seinen Bemühungen, sie zur Unterwerfung zu bringen, aufs Vollkommenste scheiterte. Glücklicherweise starb dieser General im nächsten Winter zu Ajaccio. Sein Nachfolger im Oberbefehl über die französischen Truppen auf Korsika, war der Marquis von Maillebois; und dieser

---

*) In England wurde folgende sinnreiche Grabschrift für ihn abgefaßt:

The grave, great teacher, to a level brings
Heroes and beggars, galley-slaves and Kings.
But Theodor this moral learn'd ere dead.
Fate pour'd its lesson on his living head:
Bestow'd a kingdom and deny'd him bread.

wußte so kraftvolle Maßregeln zu nehmen, und dabei so viel Vertrauen einzuflößen, daß die Insulaner sich im Jahre 1739 zur Niederlegung der Waffen entschlossen, während ihre vornehmsten Anführer, Giafferi und Hiacinth Paoli, sich nach Neapel begaben.

Es trat ein Friedenszustand ein, der etwa anderthalb Jahre dauerte. Der Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges befreiete die Korsen von der Gegenwart der französischen Truppen, welche von 1741 nach Deutschland versetzt wurden, wo, wie bereits erzählt worden ist, Mailleboix in Verbindung mit dem Kurfürsten von Baiern, eine Aufgabe zu lösen fand, die größere Schwierigkeiten mit sich führte, als die Unterwerfung der Korsen. Diese traten, gleich nach Mailleboix Entfernung, in die Rebellion zurück, der sie wider ihren Willen entsagt hatten. Ihre Hauptanführer waren Giafforio und Matra; und beide fanden einen Gehülfen in dem Grafen Rivarola, einem Korsen, der, von einigen englischen Schiffen unterstützt, sich im Jahre 1745 das Verdienst erwarb, die Genueser aus den Festungen Bastia und San-Fiorenzo zu vertreiben. Leicht hätten die Korsen in dieser Periode, wo die Republik Genua sich durch Frankreich und Spanien in dem österreichischen Erbfolgekrieg verflochten sah, noch größere Vortheile davon tragen können; allein ihre inneren Zwistigkeiten hemmten ihre Fortschritte, und machten es sogar ihren Feinden leicht, die verlorenen Festungen wieder zu erobern. Dieser Zwistigkeiten müde, schieden Matra und Rivarola aus, und neue Aussichten auf glückliche Erfolge boten sich dar, als der Oberbefehl auf Gafforio, einen Mann von erprobter Tapferkeit, übergegangen war.

Gafforio traf solche Einrichtungen, daß die korsische Regierung einige Festigkeit erhielt. Er war mit Entwürfen zur Befreiung seines Vaterlandes beschäftigt, als er im Jahre 1755 durch genuesische Emissarien, wie man behauptet, ermordet wurde.

Sein Tod stürzte Korsika in die alte Unordnung zurück, bis, durch seinen Vater von Neapel abgesendet, Paskal Paoli erschien, den Muth seiner niedergebeugten Mitbürger wieder aufzurichten. Zum Oberhaupt und General von ihnen gewählt, arbeitete Paskal Paoli nur dahin, die alten Mißbräuche abzustellen, und mit dem Ackerbau zugleich die Künste und Wissenschaften zu beleben. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; nur daß, auf die geringste Veränderung, alles in das alte gesellschaftliche Chaos zurückkehren mußte, so lange die Freiheit und Unabhängigkeit Korsika's nicht auf feste Grundlagen gestellt war. Die Genueser befanden sich noch immer in dem Besitze von Bastia, San-Fiorenzo, Calvi, Algagliola und Ajaccio. Sie von diesen Punkten zu vertreiben, war die Aufgabe, welche Paskal Paoli zu lösen hatte. Nicht ungünstig waren die Umstände während jenes siebenjährigen Krieges, welcher Frankreich verhinderte, den Genuesern auch nur den kleinsten Theil seiner Staatskraft zuzuwenden. Daß Paskal Paoli diese Umstände nicht benutzte, mochte mehr von seiner Lage, als von seinem guten Willen herrühren. Genug, der Friede von Fontainebleau kam zu Stande, ehe und bevor die Genueser einen wesentlichen Abbruch auf Korsika gelitten hatten; und nach dem Verluste so wichtiger Kolonieen, wie Frankreich durch diesen

Frieden einbüßte, konnte Korsika — ein Gegenstand seiner Begehrlichkeit werden.

Die Verträge mit den Genuesern waren von Seiten des französischen Hofes (dessen Geldbedürfniß unendlich war) von einer Zeit zur andern erneuert worden, als er im Jahre 1764 die Vertheidigung der Häfen und Festungen von Korsika übernahm; nur daß die Absicht der französischen Regierung nicht sowohl auf eine gewaltsame Unterwerfung der Korsen, als vielmehr auf eine Abtragung der neuen Schulden ging, die sie in Genua gemacht hatte.

In Verhältnissen dieser Art ändert sich die Ansicht nur allzu leicht durch die Entgegengesetztheit der Bestrebungen. Die Genueser drangen auf die Zurückführung der Korsen unter ihr Joch; und da die Franzosen sich mit einem so widerwärtigen Geschäfte nicht befassen wollten, und den Korsen sogar Zeit zur Vertreibung der Genueser aus der Insel Capraja gaben, ja sogar Ajaccio räumten: so mußte der genuesischen Regierung endlich einleuchten, daß eine Suveränetät, um welche sie seit vierzig Jahren gekämpft hatte, ihren Werth verloren habe — in einem so hohen Grade sogar, daß Korsika zu einem Krebsschaden geworden wäre, der die ganze Republik zu verzehren drohe.

In dieser Ueberzeugung entschloß sich der genuesische Senat, gegen die Zeit, wo die Franzosen Korsika verlassen sollten, seine Rechte auf diese Insel an die französische Krone abzutreten. Ludwig der Funfzehnte aber weigerte sich nicht, einen Antrag anzunehmen, den die Klugheit seines Ministers Choiseul gewissermaßen erzwungen hatte.

Den 15. Mai 1768 wurde zu Versailles ein Vertrag geschlossen, wodurch Korsika an Frankreich unter folgenden Bedingungen abgetreten wurde: der König von Frankreich garantirte der Republik Genua ihre Besitzungen auf dem festen Lande für ewige Zeiten, und machte sich anheischig, ihr nicht nur die Insel Capraja wieder zu verschaffen, sondern ihr auch, zehn Jahre hindurch, jährlich 200,000 Livres zu bezahlen; die Republik dagegen behielt sich das Recht vor, die Oberherrschaft über Korsika wieder zu erlangen, wenn sie dem Könige die Kosten des Feldzuges und die Unterhaltung der Truppen erstattete.

So war denn das Loos über die Korsen geworfen. Wären sie ein aufgeklärtes Volk gewesen, so würden sie begriffen haben, daß all ihr Elend und Unglück einzig von dem Verhältnisse herrührte, worin sie zu einer schwachen Regierung standen, die sich nur durch Unterdrückung der edelsten Kräfte ihrer Unterthanen in einem gewissen Seyn erhalten konnte; daß also die gänzliche Aufhebung dieses Verhältnisses durch die Vereinigung Korsika's mit Frankreich die größte Wohlthat war, die das Schicksal ihnen zuwenden konnte. Doch sie protestirten gegen die Abtretung, und leiteten einen Widerstand ein, der im Jahre 1768 den Franzosen mehrere tausend Menschen, und nicht weniger als 30 Millionen Livres kostete. Erst als im folgenden Jahre das französische Heer verstärkt, und an die Stelle des Marquis von Chauvelin der Graf von Vaux getreten war, unterwarf sich ein Distrikt nach dem andern, während die Hauptanführer sich in die benachbarten Staaten zerstreuten, und Paskal Paoli sich nach England begab, auf dessen Beistand er bloß deßhalb vergeblich ge-

rechnet hatte, weil dies Reich in Ostindien größere Zwecke verfolgte.

Als Bestandtheil des französischen Reichs war Korsika vom Schicksal zu einer Berühmtheit erkoren, die es in keiner früheren Periode hatte gewinnen können. Denn dreißig Jahre nach der ersten Einverleibung saß auf dem französischen Thron der Sohn eines korsischen Advokaten; und nachdem dieser merkwürdige Mann, als Kaiser der Franzosen, die ganze europäische Welt in Unruhe und Verwirrung gebracht hatte, fügte es sich, daß der jüngste seiner Brüder den Titel eines Königs von Westphalen, sechs Jahre hindurch, mit eben dem Erfolge führte, womit ein westphälischer Edelmann den eines Königs von Korsika geführt hatte. Am Tage liegt, daß dies nie hätte der Fall werden können, wenn Korsika unter der Herrschaft der Genueser geblieben wäre, oder einen besonderen Staat gebildet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Sendschreiben des Grafen von St. Simon an die Philanthropen Frankreichs *).

Meine Herren!

Die Leidenschaft, von welcher Sie beseelt werden, ist göttlichen Ursprungs; sie stellt Sie oben an unter den

*) Wir ersuchen unsere Leser, dieses Sendschreiben als eine Episode zu betrachten, welche den vierten Artikel der Abhandlung, deren Gegenstand der Graf von St. Simon ist, von dem fünften sondert. Das Einzige, was wir bei dieser Episode beabsichtigen, ist, den Charakter dieses ausgezeichneten Mannes in den möglich-engsten Rahmen zu fassen; und zwar auf eine solche Weise, daß hinsichtlich dessen, was wir bisher von ihm ausgesagt haben, kein Zweifel übrig bleiben kann. Das Sendschreiben selbst befindet sich am Schlusse des Système industriel: eines Werks, das im Jahre 1821 erschien. Da die Beziehungen, unter welchen es geschrieben wurde, in dem Laufe der letzten sechs Jahre meistens verwischt sind: so kann das Sendschreiben als eine Antiquität betrachtet werden, deren Mittheilung eben so wenig gefährlich ist, als die einer Abhandlung Seneka's oder Plutarch's. Freilich ist der Hauptgedanke — die nahe Bildung einer besseren, d. h. einer den gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechenden Lehre — von so großer Wichtigkeit, daß man ihn nicht eifrig genug auffassen, nicht vielseitig genug verarbeiten kann: allein wer wagt es, dem Grafen von St. Simon Vorwürfe darüber zu machen, daß er diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, und dem vagen Treiben seiner Zeitgenossen dadurch eine andere, und zwar eine sehr ernsthafte, Richtung gegeben hat? Das achtzehnte Jahrhundert hatte seinen St. Simon in dem Grafen von Zinzendorf; und dieser Graf hat bis auf unsere Zeiten nichts von

Christen; sie giebt Ihnen das Recht, sie legt Ihnen die Pflicht auf, alle bösartigen Leidenschaften zu bekämpfen, und Mann gegen Mann mit Denjenigen zu ringen, die sich von diesen Leidenschaften beherrschen lassen.

Ihre Vorgänger haben die gesellschaftliche Organisation des menschlichen Geschlechts begonnen; Ihre Bestimmung ist, dies heilige Werk zu vollenden. Die ersten Christen haben die allgemeine Sittenlehre dadurch gegründet, daß sie in den Hütten, wie in den Palästen, das göttliche Prinzip verkündigten: **Alle Menschen sollen sich als Brüder betrachten, sich unter einander lieben und sich gegenseitig unterstützen.** Sie haben nach diesem Prinzip eine Lehre gebildet; allein diese Lehre hat von ihnen nur den Charakter der Spekulation erhalten, und die Ehre, die weltliche Macht diesem göttlichen Axiom gemäß zu organisiren, ist Ihnen, meine Herren, aufbewahrt worden. Von Ewigkeit her sind Sie bestimmt gewesen, den Fürsten zu beweisen, daß ihr Vortheil und ihre Pflicht im gleichen Maße fordern, ihren

---

seiner Achtungswürdigkeit verloren, die sich auf nichts so sehr gründet, als auf die tugendliche Gesinnung dieses Sektenstifters. Indem St. Simon der Zinzendorf des neunzehnten Jahrhunderts ist, wird er besonders achtungswürdig durch den Umfang von Einsicht, worin er ausgemittelt hat, welcher Art die Lehre seyn muß, welche sich, mitten unter den Fortschritten der physischen Wissenschaften, und in dem täglich wachsenden Gebiet der Beobachtung und Erfahrung, behaupten will. Irren wir nicht sehr, so werden die gesellschaftlichen Erscheinungen der nächsten Zukunft in allen katholischen Ländern, hauptsächlich aber in Spanien, in Italien und selbst in Frankreich, den Beweis für die Richtigkeit der St. Simonischen Anschauung von der Nothwendigkeit einer haltbaren Lehre liefern. Doch genug zur Rechtfertigung der Mittheilung des nachfolgenden Sendschreibens!

Unterthanen die Verfassung zu geben, welche direkt auf die Verbesserung des gesellschaftlichen Daseyns der zahlreichsten Klasse abzweckt; Sie haben den Beruf, die Häupter der Nation dahin zu vermögen, daß sie ihre Politik dem Fundamental-Prinzip der christlichen Sittenlehre unterordnen.

Nur Philanthropen haben das menschliche Geschlecht beim Zusammensturz der römischen Macht vor gänzlicher Herabwürdigung bewahrt. So weit der Unterschied des Zivilisations-Grades es gestatten kann, sind die gegenwärtigen Umstände, wie damals; und gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen hervorgebracht. Sie müssen, meine Herren, dem Beispiele Ihrer Vorgänger folgen; Sie müssen eine der ihrigen gleiche Thatkraft entwickeln. Haben jene die christliche Religion gegründet, so müssen Sie dieselbe regeneriren. Sie müssen die Organisation des Moral-Systems vervollständigen; Sie müssen die weltliche Macht demselben unterwerfen.

Lassen Sie uns, meine Herren, uns selbst Rechenschaft geben von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft; und indem wir unsere Blicke zunächst auf Frankreich heften, wollen wir damit beginnen, daß wir die Lage erforschen, worin es sich hinsichtlich seiner vornehmsten Institutionen befindet, d. h. hinsichtlich der Geistlichkeit, des Königthums und der richterlichen Gewalt.

Die französische Geistlichkeit ist ein Bruchtheil der christlichen Geistlichkeit. Sie hat also von ihrem göttlichen Stifter den Auftrag erhalten, ohne Unterlaß die Sache der Armen zu vertreten, und ohne Unterbrechung an der moralischen und physischen Verbesserung des Schicksals die-

dieser Klasse zu arbeiten. Nun aber ist es Thatsache, daß sie diesen himmlischen Auftrag so sehr aus dem Auge verloren hat, daß heut zu Tage ihre einzige Beschäftigung darin besteht, dem Volke den aller unbedingtesten Gehorsam gegen die Mächtigen der Erde zu predigen; und daher kommt es, daß sie auch nicht das Mindeste thut, die Fürsten, so wie ihre Umgebung, an die Pflichten zurück zu erinnern, welche die Religion ihnen in Beziehung auf das Volk auflegt.

In Frankreich, wie im ganzen Europa, war das Königthum ursprünglich eine barbarische Institution, d. h. diese Institution wurde in Frankreich von den barbarischen Völkern gestiftet, welche die Römer aus diesem Lande verjagten. Allein diese Institution hat durch die Könige Frankreichs ihr Wesen verändert, Anfangs, als sie die christliche Religion zur ihrigen gemacht, und noch ganz besonders, als sie den Titel „König von Gottes Gnaden" angenommen hatten; denn durch die Annahme dieses christlichen Titels hatten sie handgreiflich die Verbindlichkeit übernommen, rastlos an der Verbesserung des Schicksals der zahlreichsten Klasse ihrer Unterthanen zu arbeiten. Nun aber ist es über allen Streit hinaus, daß das Königthum diese Verbindlichkeit aus den Augen verliert, so oft es sich von einer Geistlichkeit und von einem Adel beherrschen läßt, aus denen bloße Blutigel des Volks geworden sind.

Betrachten wir endlich die richterliche Gewalt, so werden wir erkennen, einerseits, daß die christlichen Verrichtungen der Richter darin bestehen, die zwischen Privatpersonen vorkommenden Streitigkeiten auszugleichen, vorzüglich aber, sie gegen jede Willkür der Regierung zu ver-

theidigen; andererseits, daß sie in dem gegenwärtigen Augenblick, nur darauf ausgeht, die unbedingteste Willkür einzuführen.

Keineswegs möcht' ich hieraus den Schluß ziehen, daß alle Geistlichen, alle Minister und alle Richter böse Absichten haben; ich bin im Gegentheil davon überzeugt, daß sie es recht gut meinen. Sie thun freilich Böses; aber sie haben die Absicht Gutes zu stiften, und ich bin sogar der Meinung, daß die Meisten ihr Betragen verändern werden, wenn die bessere Bahn für sie gefunden seyn wird.

Sie sehen, meine Herren, daß die politische Lage, worin sich Frankreich gegenwärtig befindet, sehr schlimm ist, weil die großen Gewalten, deren christliche Bestimmung keine andere ist, als in ihren verschiedenen Wirkungskreisen rastlos an der Verbesserung des Schicksals der zahlreichsten Klassen zu arbeiten, die ihnen anvertraute Stärke im Gegentheil nur dazu anwenden, eine Ordnung der Dinge geltend zu machen, die zum Vortheil der Regierer und zum Nachtheil der Regierten ist.

Eine zweite sehr wichtige Bemerkung, die wir zu machen haben, besteht darin, daß das Uebel, das die Franzosen von der falschen Richtung ihrer Regierer und von dem schlechten Gebrauch, den diese von der öffentlichen Stärke machen, zu leiden haben, nicht das einzige ist, das sie danieder drückt: sie empfinden noch ein anderes Uebel, welches die Folge der Leidenschaft für Eroberungen ist, wozu sie sich von Bonaparte haben hinreißen lassen.

Jedes Volk, das Eroberungen machen will, ist genöthigt, übelthätige Leidenschaften in sich anzuregen, ist

gezwungen, Männern, welche heftigen Charakters sind, so wie Denen, die sich als die Listigsten bewährt haben, den höchsten Grad von Achtung zu bewilligen. So lange nun Männer dieses Schlages ihre Thätigkeit im Auslande zeigen, bewahren die friedlichen Bürger, welche daheim bleiben, einen National-Charakter, dem es nicht gänzlich an Würde und Erhebung fehlt. Doch von dem Augenblicke an, wo der auswärtige Widerstand den Ausschlag giebt über die Expansivkraft, offenbaren sich die Wirkungen der Gewaltthättigkeit und Verschlagenheit im Innern. Die Begehrlichkeit war ein National-Gefühl gewesen, und von den Bürgern nur auf eine kollektive Weise empfunden worden; die Habsucht wird ein, in allen Einzelnen vorherrschendes Gefühl; die Selbstsucht, die der sittliche Krebsschaden des menschlichen Geschlechts ist, geht auf den Staatskörper über, und wird eine, allen Klassen der Gesellschaft gemeine Krankheit.

Zu Anfang ihrer Umwälzung übernahmen die, von der europäischen Feudalität angegriffenen Franzosen, aufs Feierlichste die Verbindlichkeit, nur für die Beschützung ihres Gebiets zu kämpfen, die anderen Völker nur als ihre Brüder zu betrachten, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen veraltete Einrichtungen zu machen, denen Europa, trotz den Fortschritten der Aufklärung, unterworfen geblieben war.

Diese Politik der Franzosen war rechtlich, weise und zugleich die allernützlichste, die sie annehmen konnten: sie war, im eigentlichsten Sinne des Worts, christlich. Sie hätten ihr getreu bleiben sollen; allein zu ihrem Unglück gaben sie dieselbe auf. Sie ließen sich von den Listigen

bereden, daß sie zu Entschädigungen berechtigt wären, und sahen nicht ein, daß sie diese Entschädigung nicht anders erhalten konnten, als auf Kosten der Völker, weil diese alle Reichthümer hervorbringen müssen.

Mit dem einfachen Vorsatze, sich zu vertheidigen, waren die Franzosen ins Feld gerückt. Doch nur allzu bald machten sie aus dem Kriege einen Gegenstand der Spekulation; und dieses gegenchristliche Verfahren ihrerseits, brachte sehr schnell ein Bündniß der Völker und der Könige wider sie zu Stande. Zweimal haben sie ihr Gebiet verheert, ihre Hauptstadt besetzt gesehen. Endlich, in den letzten sechs Jahren, wo sie streng in ihren alten Gränzen eingeschlossen geblieben sind, haben sie auf eigene Kosten das Ansehn und die Bedeutsamkeit ertragen müssen, die sie während ihrer Eroberungen ihren Haudegen *) und jenen Zivil-Beamten zugestanden hatten, welche Bonaparte gebrauchte, um sich Kanonenfutter **) zu verschaffen.

Meine Herren, Frankreich wird von einer dritten politischen Wunde belästigt; und seine dritte Krankheit hat keine andere Ursache, als den Vorzug, den es den Metaphysikern gewährt.

Die Metaphysik hat den Franzosen große Dienste geleistet: sie hat, von der Befreiung der Gemeinen an, bis zum Jahre 1789 sehr viel zu den Fortschritten der Zivilisation beigetragen. Allein seit dem Beginn der gesellschaftlichen Krisis, worin die Franzosen und ganz Europa befangen sind, ist sie standhaft das allerstärkste Hinderniß

*) Sabreurs.

**) Chair à canon.

für die Rückkehr des öffentlichen Friedens, vermöge einer festen, d. h. dem Zustande der Aufklärung entsprechenden Ordnung der Dinge, gewesen.

Von der Befreiung der Gemeinen bis zum Anfange der Umwälzung, hat die Metaphysik die Gedanken verwirrt. Sie hat den gesunden Verstand verhindert, sich Gehör zu verschaffen. Sie hat eine Art von unächter politischer Doktrin in Gang gebracht, welche die Augen der Geistlichkeit, so wie die des Adels, geblendet hat, was denn freilich nicht verfehlen konnte, den Betriebsamen, so wie den wissenschaftlich gebildeten Männern, einen sehr wichtigen Dienst zu leisten.

Die unächte und schwülstige Doktrin, deren Urheber die Metaphysiker sind, hat gegen den Adel und die Geistlichkeit einen Wall gebildet, hinter welchem die Betriebsamen, so wie die mit dem Studium der Beobachtungswissenschaften beschäftigten Gelehrten, in voller Sicherheit arbeiten konnten. Im Schutze dieses Walls, haben die Betriebsamkeit und die positiven Wissenschaften alle die Stärke gewonnen, die sie gebrauchen, um mit Vortheil gegen die Geistlichkeit und den Adel zu kämpfen. Es leidet keinen Zweifel, daß die Theologen und die Häupter des Lehnsadels, auf folgende Weise raisonnirt haben würden, wenn die Metaphysiker ihre Aufmerksamkeit nicht abgewendet, ihren Blicken nicht die Bahn entzogen hätten, der sie hätten folgen sollen.

Der Adel würde gesagt haben: „Wenn die Betriebsamkeit Fortschritte macht, so wird die Welt sich zivilisiren; die Kriege werden seltener werden, die Wichtigkeit der Krieger-Kaste wird abnehmen, und die Häupter fried-

licher Arbeiten werden zuletzt die erste Klasse der Gesellschaft bilden."

Und diesem Raisonnement zufolge würden die Häupter der Feudalität die Betriebsamkeit an jedem Aufluge verhindert haben, wozu sie in jener Zeit alle Macht und alle Mittel hatten.

Die Theologen ihrerseits würden zu sich selbst gesagt haben: „Gestatten wir, daß sich eine Korporation von Gelehrten bilde, deren Arbeiten keinen anderen Zweck haben, als unsere sämmtlichen Kenntnisse auf Beobachtungen zu gründen: so wird nothwendig eine Zeit kommen, wo die Theologie nichts mehr gilt, wo die Menschen zur reinen Religion zurückkehren, und alle öffentliche Beamten zwingen werden, nach dem Prinzip zu handeln: Alle Menschen sollen sich wie Brüder betrachten; sie sollen sich lieben und sich unter einander helfen."

Und nach diesem Raisonnement würde die Geistlichkeit, welche damals die Macht und die Mittel dazu hatte, die Fortschritte der Astronomie, der Physik, der Chemie und der Physiologie unmöglich gemacht haben.

Glücklicherweise für uns, haben, Dank sei den Metaphysikern dafür gesagt! auf der einen Seite, die dem Studium der Beobachtungswissenschaften hingegebenen Gelehrten Kenntnisse erworben, welche positiver sind, als die der Geistlichkeit, und mit diesen Kenntnissen zugleich die Fähigkeit, dem göttlichen Moral-Prinzip Anwendung zu geben; und auf der anderen Seite haben die Betriebsamen durch ihre Arbeiten eine größere Masse von Reichthümern, und durch dieselbe einen stärkeren Einfluß auf

das Volk gewonnen, als der Adel; dergestalt, daß die politischen Kräfte in andere Hände gerathen sind, und daß es durchaus unmöglich geworden ist, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der Geistlichkeit und des Adels zu lassen.

Eine Umwälzung war demnach unvermeidlich geworden. Allein diese Umwälzung würde sehr schnell zum Ziele gelangt seyn, wenn die Metaphysiker sich nicht damit hätten befassen wollen. Diese Metaphysiker haben der Gesellschaft eine große Wohlthat dadurch erwiesen, daß sie die Krisis vorbereitet haben; allein sie haben viel Böses dadurch gestiftet, daß sie diese Krisis leiten wollten. Wie Geistlichkeit und Adel, haben sie ihre Bemühungen über die Gränze hinaus geführt, welche die Bedürfnisse der Gesellschaft stellten.

Angenommen für einen Augenblick, die Kammer der Abgeordneten wäre nur aus zwei Klassen zusammengesetzt, namentlich, einerseits aus Adeligen und öffentlichen, mit der Verwaltung beschäftigten Beamten, andererseits aus Betriebsamen und aus Personen, deren Arbeiten direkt zu den Fortschritten der Betriebsamkeit beitragen; angenommen also, alle Richter, Advokaten und andere Legisten wären ausgeschlossen. In diesem Falle würde sich nothwendig eine offene und positive Erörterung zwischen den beiden Partheien einstellen. Der Gegenstand dieser Erörterung nun würde kein anderer seyn, als festzustellen, ob die Nation zum Vortheil der Kriegsleute, der reichen Müssigen und der öffentlichen Beamten, oder ob sie zum Vortheil der Produzenten organisirt werden müsse; das Ergebniß dieser Erörterung aber würde weder lange aus-

bleiben, noch hinsichtlich des Erfolges ungewiß seyn; denn die bei weitem größere Mehrheit der Nation, welche von dem Ertrage ihrer produktiven Arbeiten lebt, würde sich für die Produzenten erklären, und es würde ganz offenbar der Vortheil des Königs seyn, diese Meinung anzunehmen und das Verfahren seiner Minister derselben zu unterwerfen.

In diesem Falle würde die Politik einfach werden; sie würde den positiven Charakter annehmen. Man könnte die Einführung einer neuen, dem Zustande der Aufklärung entsprechenden Ordnung der Dinge beginnen; man könnte den ersten Artikel der einzigen Konstitution, welche Festigkeit gewinnen kann, abfassen. Dieser Artikel würde also lauten:

Der Zweck der politischen Vergesellschaftung der Franzosen ist, durch friedliche Arbeiten positiver Nützlichkeit zu gedeihen.

Die unmittelbare Folge dieses ersten Artikels würde seyn, daß die, welche die wichtigsten friedlichen Arbeiten leiten, einen entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ausüben müssen.

Die Annahme dieses einzigen Artikels würde demnach den Streit beendigen, welcher seit dreißig Jahren zwischen der Geistlichkeit und dem Adel einerseits, und den Betriebsamen und den Gelehrten andererseits Statt findet.

Es bleibt mir noch übrig, Ihnen, meine Herren, zu beweisen, daß die Legisten die Beendigung dieses Kampfes verhindern, indem sie standhaft die Annahme jenes Fundamental-Artikels der Konstitution, und die praktischen Folgen derselben hintertreiben.

Meine Herren, dieser Beweis geht hervor aus nachfolgender Thatsache, welche ganz allgemein bekannt ist.

Die Legisten bilden die Mehrheit im Ministerium, wie im Staatsrath; sie sind es, die den drei jetzt vorhandenen Partheien Häupter gegeben haben; sie leiten die Ultra's, sie kombiniren die Plane der Liberalen, sie dienen den Ministeriellen, und sind auf diese Weise die Einzigen, welche allen vorhandenen politischen Handlungen ihre Richtung geben.

Nicht ohne Grund habe ich behauptet, daß das Uebergewicht der Legisten (welche immer Metaphysiker in der Politik sind) eine von den gesellschaftlichen Krankheiten sei, an welche Frankreich in diesem Augenblick leidet.

Wenn wir, meine Herren, diese Prüfung des gesellschaftlichen Zustandes der Franzosen zusammenfassen: so werden wir finden, daß sie von drei sehr verschiedenen politischen Krankheiten zugleich angegriffen sind.

1) Die drei Elementar-Gewalten, welche der gesellschaftlichen Organisation dieses Volks zur Grundlage dienen, haben zu Führern nur solche Lehren, welche verderblich geworden sind, weil sie nicht die Verbesserung des Schicksals der letzten und zahlreichsten Klasse bezwecken, und weil diejenigen, welche diese Gewalten ausüben, das große Moral-Prinzip, dem alle politischen Kombinationen untergeordnet werden müssen, aus den Augen verloren haben.

2) Die Nation in ihrer Gesammtheit hat sich der Leidenschaft für Eroberung hingegeben, und die Regierten

werden in diesem Augenblick, gerade wie die Regierer, von der Selbstsucht beherrscht, welche die nothwendige Folge der Anstrengungen ist, die gemacht worden sind, um eine ungerechte Herrschaft über andere Völker auszuüben, so wie der sittlichen Gewöhnungen, welche im Laufe ihrer glücklichen Militär-Erfolge angenommen sind.

Und aus dem gegenwärtigen Zustande des Egoismus der Regierten entspringt für sie die Unmöglichkeit, eine öffentliche Meinung zu bilden, welche stark genug wäre, die Regierer zum Rücktritt in die sittliche Richtung zu zwingen, welche die christliche Religion giebt.

3) Die Regierten werden, gerade wie die Regierer aller Klassen und aller Meinungen, beherrscht und geleitet von den politischen Metaphysikern, welche gebildet sind in Schulen, wo man unterweiset in Gesetzbüchern, die in den Zeiten der Barbarei, der Unwissenheit und des Aberglaubens entstanden sind. Und daraus entspringt, daß keine offene Erörterung entstehen kann, die sich auf positive Fragen bezieht, dergestalt, daß in diesem Zustande der Dinge keine Möglichkeit vorhanden ist, daß sich in dem Kopfe des Königs, oder in dem Geiste der Nation eine klare Meinung über die, zur Beendignng der Umwälzung nöthigen Maßregeln bilde.

Stellen wir uns jetzt, meine Herren, in einen höheren Gesichtspunkt, um die Lage Europa's zu erforschen.

Mehrere Jahrhunderte hindurch, d. h. von der Einführung des Feudal-Wesens an, bis zur Kirchenverbesserung durch Luther, waren die Europäer des Mittelpunkts

und des Abendlandes, unter nachfolgenden zwei Beziehungen organisirt.

1) Sie waren alle der Feudal-Herrschaft unterworfen.

2) Sie hatten dieselbe Religion, und die ihnen gemeinschaftliche Geistlichkeit war einem Chef und einem Generalstabe unterworfen, die sich in einer solchen Lage befanden, daß sie unabhängig waren von der Regierung der einzelnen Völker.

Die Europäer des Mittelpunktes und des Abendlandes gehorchten demnach einer und derselben geistlichen Gewalt, und solchen weltlichen Gewalten, die sich sehr ähnlich sahen.

Die Auflösung der europäischen Gesellschaft hat sich seit Luthers Kirchenverbesserung unter folgenden zwei Beziehungen nach und nach vollzogen.

1) Das Feudal-Regiment hat aufgehört rein zu seyn, zuerst in England, und dann, nacheinander, in Frankreich, in Belgien, in Spanien, in Portugal, in Neapel und in mehreren Staaten Deutschlands.

2) Die christliche Religion hat sich in vier große Sekten getheilt: in Katholizismus, Lutheranismus, Calvinismus und anglikanisches Kirchenthum.

Zuletzt ist die Auflösung der alten europäischen Gesellschaft vollendet worden durch die Bildung der heiligen Allianz; denn die heilige Allianz, welche einzig und ausschließend aus den weltlichen Oberhäuptern der vornehmsten Nationen zusammengesetzt ist, hat sich über die Häupter der verschiedenen Sekten der christlichen Religion gestellt. Die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt ist dem-

nach gänzlich vernichtet, und es giebt fortan nicht länger eine Scheidungslinie, welche die weltliche Macht von der geistlichen sondert, und die letztere wirkt nur auf eine subalterne Weise hinsichtlich der ersteren, deren Agent zu seyn sie eingewilligt hat.

Diese kurze Auseinandersetzung der Lage Europa's wird, glaube ich, hinreichen, um Ihnen, meine Herren, zu beweisen, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge monströs ist, und nicht fortdauern kann. Diese Auseinandersetzung wird zugleich hinreichen, Ihnen zu beweisen: daß die gegenwärtige Krisis nicht Frankreich allein trifft, daß sie vielmehr dem ganzen Europa gemein ist; daß die französische Nation nicht abgesondert behandelt und geheilt werden kann; daß die Heilmittel, wodurch sie genesen soll, auf ganz Europa angewendet werden müssen, weil Frankreich sich in einer Lage befindet, die es bis auf einen gewissen Punkt abhängig macht von seinen Nachbarn, und eine Art von politischer Solidarität zwischen den Franzosen und den übrigen Völkern des Kontinents feststellt.

Wie, meine Herren, muß man es anfangen, um den politischen Körper Europa's zu heilen, die Ruhe in das Kontinent zurück zu führen, und eine feste Ordnung der Dinge zu konstituiren? Dies ist die wichtige Frage, die ich mit Ihnen zu erörtern unternommen habe. Freilich umfaßt sie allzu viel, als daß sie in einer ersten Prüfung erschöpft werden könnte. Doch die Uebersicht, die ich Ihnen zu geben gedenke, wird, hoffe ich, die wichtigsten Gedanken in sich schließen; sie wird hinreichen, um die

Richtung anzugeben, worin wir uns bewegen müssen; und je weiter wir vorrücken, desto deutlicher wird das Ziel uns entgegen treten.

Meine Herren, die Italiener, die Franzosen, die Engländer und die Spanier haben, so wie alle von den römischen Legionen unterjochten Völker, bereits eine gesellschaftliche Krisis überstanden, welche derjenigen, die Europa in dem gegenwärtigen Augenblick erfährt, sehr ähnlich war. Diese erste Krisis ist sogar viel heftiger und gefährlicher gewesen, weil sie in einem Zeitraume erfolgte, wo die Zivilisation nur wenig vorgeschritten war — in einem Zeitraum, wo es für die verschiedenen Nationen, welche darin befangen waren, noch kein gemeinschaftliches Prinzip gab. Sie trat nämlich mit dem Verfall der römischen Herrschaft ein.

Alle, dieser Herrschaft unterworfenen Völker waren von den drei politischen Krankheiten angegriffen, die ich am Eingange dieser Zuschrift geschildert habe.

Ihre Institutionen waren veraltet: sie standen nicht mehr in Verhältniß mit dem Zustande der Aufklärung; sie wirkten in einer Richtung, welche dem Vortheil der Völker entgegen war. Cicero konnte nicht begreifen, wie zwei Auguren sich begegnen könnten, ohne zu lachen; der Senat war herabgewürdigt; die römischen Ritter spielten die erste Rolle; nur sie leiteten alle öffentlichen Angelegenheiten, und indem sie sich auf Kosten der Nation bereicherten, waren sie die Agenten des Fiskus.

Die Selbstsucht hatte sich aller Klassen der Gesellschaft bemächtigt: die Gefühle der Ehre und des Patriotismus wurden ersetzt durch das Gefühl einer unstillbaren

Habsucht; die gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren gänzlich den Augen entrückt, und die Leidenschaft für Feste und Schauspiele vertrat beim Volke die Liebe zum Vaterlande.

Man befaßte sich nicht mehr mit Beantwortung von Fragen, die sich auf die allgemeine Wohlfahrt bezogen: die Metaphysiker hatten sich zu Professoren der Politik aufgeworfen; sie richteten die Aufmerksamkeit auf vage Betrachtungen, die von sehr untergeordneter Wichtigkeit waren.

Mit Einem Worte: das menschliche Geschlecht war auf dem geradesten Wege der Herabwürdigung seiner selbst durch den schlechten Gebrauch, den es von den erworbenen Kenntnissen machte. Das Elend des erleuchtetsten Theiles dieses Geschlechts wurde aber nicht wenig vermehrt durch die unaufhörlichen Angriffe barbarischer Völker, die ihren blutdurstigen Charakter mit den verderbten Sitten der Römer verschmelzen wollten.

Auf welche Weise nun hat sich die Zivilisation von diesem Falle erholt? Wie ist die Ordnung der Dinge, der wir alle Fortschritte, welche jene seitdem gemacht hat, verdanken, zu Stande gebracht worden? Dies, meine Herren, sind die historischen Thatsachen, welche ihre ganze Aufmerksamkeit in diesem Augenblick beschäftigen müssen; denn das Studium dieser Thatsachen ist das Einzige, was zur Auffindung der Mittel führen kann, die wir anwenden müssen, um die gegenwärtige politische Krisis auf eine rühmliche Weise zu beendigen.

Meine Herren, um die Zeit, wo das Römerreich seiner Auflösung mit starken Schritten entgegen ging, offen-

barte Gott den Bewohnern Judäa's das Moral-Prinzip, das allen gesellschaftlichen Verhältnissen zur Grundlage dienen, und das Betragen aller Christen leiten sollte. Er sagte: Alle Menschen sollen sich als Brüder betrachten: sie sollen sich lieben und sich unter einander helfen und unterstützen.

Das Wort Gottes, meine Herren, elektrisirte Ihre Vorgänger; es regte diese in einem so hohen Grade an, daß Jeder von ihnen, sobald der göttliche Wille zu seiner Kenntniß gekommen war, seine persönlichen Angelegenheiten vergaß, auf jede anderweitige Unternehmung Verzicht leistete, und allen übrigen Entwürfen entsagte, um zu bekämpfen: 1) den Glauben an mehrere Götter, indem er bewies, daß dieser Glaube abgeschmackt sei; 2) die Selbstsucht, indem er bewies, daß diese Leidenschaft kein anderes Endergebniß haben könne, als die Auflösung der Gesellschaft; 3) das Streben nach metaphysischen Ideen, indem er bewies, daß sie statt der Dinge immer nur Worte gäben, und daß sie die Menschen verhinderten, ihre Aufmerksamkeit auf das Ziel zu richten, auf welches sie lossteuern sollen.

Das Verfahren dieser ersten Christen war bewundernswerth in jeder Beziehung; sie haben die größten Schwierigkeiten überwunden, die jemals von Menschen bekämpft worden sind; sie haben das schwierigste Unternehmen durchgeführt, das jemals auf die Bahn gebracht ist; sie haben an Muth, an Beharrlichkeit, so wie an Scharfsinn, alle Helden des Alterthums übertroffen; sie haben den Katechismus hervorgebracht, gewiß das schätzbarste Buch, das jemals bekannt geworden ist. Ich rede hier

nicht von dem Katechismus, den die Jesuiten unserer Zeit lehren; ich rede von dem ursprünglichen Katechismus, der eine vernünftige Analyse menschlicher Handlungen war, und die Leidenschaften in zwei große Klassen theilte, nämlich in die, welche dem Nächsten nützlich, und in die, welche ihm schädlich sind.

Meine Herren, das Verfahren dieser ersten Christen muß ihnen zum Vorbilde dienen. Was wir zu thun haben, beschränkt sich darauf, daß wir das von ihnen angefangene Werk vollenden. Die von uns zu lösende Aufgabe besteht darin, daß wir eine Lehre, die sie, in politischer Hinsicht, nur auf eine spekulative Weise feststellen konnten, praktisch machen. Unser Auftrag bringt nichts so sehr mit sich, als die geistliche Gewalt in die Hände derjenigen zu bringen, welche die meiste Fähigkeit haben, ihre Nächsten das zu lehren, was zu wissen wahrhaft nützlich ist, und die zeitliche Macht den Mächtigen anzuvertrauen, welche für die Erhaltung des Friedens und für die Verbesserung des Zustandes der Nation am meisten betheiligt sind.

Der wesentlichste Punkt für den Erfolg unseres heiligen Unternehmens, der Gegenstand, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen, ist, daß das Mittel der Ueberredung das Einzige ist, das wir zur Erreichung unseres Endziels anzuwenden haben. Sollten wir auch, gleich den ersten Christen, verfolgt werden: die Anwendung physischer Kraft ist uns schlechterdings verboten.

Meine Herren, seit der Gründung des Christenthums haben die Arbeiten unserer Vorgänger immer denselben

Zweck

Zweck (die gesellschaftliche Organisation des menschlichen Geschlechts) und denselben Charakter (die Uneigennützigkeit) gehabt; allein sie sind nicht immer derselben Art gewesen. Vergegenwärtigen wir uns also den Gang, den sie genommen haben, und werfen wir zugleich einen allgemeinen Blick auf die Fortschritte der christlichen Gesellschaft!

Beim Ursprunge des Christenthums, und während der ganzen Dauer seiner ersten Epoche, war in den Ländern, wo es sich niedergelassen hatte, die unermeßliche Mehrheit der Bevölkerung in einem solchen Zustande von Unwissenheit versunken, daß es nicht möglich war, an die Zerstörung der Sklaverei zu denken. Und die natürliche Folge davon war, daß die politischen Arbeiten der Philanthropen dieser Epoche ungemein dadurch beschränkt wurden, daß die weltlichen Gewalten unter diesen Umständen nothwendig einen sehr willkürlichen Charakter beibehalten mußten.

Das erste Tagewerk Ihrer Vorgänger war beendigt, als sie den Imperator Constantin zur Anerkennung des Daseyns einer christlich-geistlichen Gewalt bestimmt hatten, welche beauftragt war mit der Unterweisung in der göttlichen Sittenlehre, der alle Menschen, welchen Rang sie auch einnehmen möchten, sich unterwerfen und anbequemen müßten.

Als dieser glückliche Erfolg errungen war, da mußte der Eifer der Philanthropen für Arbeiten, die sich direkt auf die Organisation der Gesellschaft bezogen, merklich nachlassen; denn, um von der großmüthigsten Leidenschaft beseelt zu bleiben, sind Philanthropen nicht minder den Gesetzen unterworfen, welche leidenschaftliche Menschen be-

stimmen: Gesetzen, nach welchen Menschen dieser Art ihre ganze Energie nur für die Erreichung eines klar gedachten Zweckes zu entwickeln fähig sind. Gefahren verstärken ihren Eifer, ihre Glut; aber man darf nicht länger auf sie rechnen, wenn es darauf ankommt, die Bedürfnisse der Gesellschaft in Bezug auf vorbereitende Arbeiten zu befriedigen.

Die zweite Epoche der christlichen Gesellschaft hat also ihren Anfang genommen mit dem fünften Jahrhundert nach Konstantins Bekehrung; und diese zweite Epoche hat vorgehalten bis zum dreizehnten Jahrhundert nach dem letzten Kreuzzug.

Während dieser zweiten Epoche waren die Christen mit zwei Arten von Arbeiten beschäftigt: die eine hatte die Erhaltung ihrer Gesellschaft, die andere die Organisation derselben zum Zweck.

Die christliche Gesellschaft war angegriffen von den Sachsen, von den Sarazenen und von den Normännern. Das Christenthum würde, zum wenigsten für viele Jahrhunderte, vernichtet worden seyn, wenn jene, wesentlich erobernden Völker hätten an das Ziel ihrer Entwürfe gelangen können. Die Philanthropen dieser Epoche mußten sich den kriegerischen Arbeiten hingeben. Das haben sie denn auch redlich gethan; und da man sich nicht zugleich mit zwei Dingen beschäftigen kann, so überließen sie die Sorge für die Unterweisung in der Sittenlehre und für die Organisation der Gesellschaft einem geistlichen Stande, d. h. besoldeten Männern, welche dies Geschäft von Standes wegen verrichteten. Daraus mußte hervorgehen, und

ging wirklich hervor, daß der Krieg mit Erfolg geführt wurde, und daß die, der christlichen Gesellschaft ertheilte Organisation nicht eine liberale war.

Die Arbeiten dieser Epoche sind bisher sehr schlecht beurtheilt worden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts haben viel über die Kreuzzüge geschrieen; aber sie haben Unrecht daran gethan. Als die Römer sich von den Karthaginensern befreien wollten, gingen sie nach Afrika, um ihre Feinde auf dem eigenen Grund und Boden anzugreifen. Die Sarazenen würden ihre Einfälle in Europa unaufhörlich erneuert haben, wenn die Kreuzfahrer ihnen nicht in dem eigenen Lande auf den Leib gerückt wären, und den Krieg so lange unterhalten hätten. Mahomed hatte dies Volk fanatisirt, und es für viele Jahrhunderte unbekehrbar gemacht für das christliche Sittengesetz.

Unstreitig ist es ein Gegenstand des Bedauerns, daß die Philanthropen nicht selbst die christliche Gesellschaft organisirt haben; denn diese Organisation würde das Siegel ihrer Uneigennützigkeit geführt haben. Doch noch einmal, dies war unmöglich, weil sie während dieser Zeit mit den für die Erhaltung der Gesellschaft unumgänglich nothwendigen Arbeiten beschäftigt waren.

Noch mehr: die Organisation der Gesellschaft, obgleich tief unter dem, was sie hätte seyn können, obgleich stark geschwängert mit dem Charakter der Habsucht, den die Geistlichkeit entwickelt hatte, war bei dem allen im dreizehnten Jahrhundert bei weitem vollkommner, als jede, die bis auf diese Epoche im menschlichen Geschlecht wirksam gewesen war; denn die politische Korporation der

Christen war unendlich stärker verbunden, als jemals die römische Republik oder das Römerreich es gewesen war.

Ich bin vorgedrungen bis zur Prüfung der dritten Epoche, welche im dreizehnten Jahrhundert anhob, und bis zum Jahre 1789 dauerte, wo sie beendigt wurde.

Während dieser dritten Epoche sind allgemeine Begebenheiten von drei durchaus verschiedenen Klassen eingetreten: Begebenheiten, welche Ihre Aufmerksamkeit gleich sehr in Anspruch nehmen.

Nachdem die Christen die langen Kriege gegen die Sachsen, die Sarazenen und die Normänner beendigt hatten, und als durch die, über alle diese Völker (die einzigen, die sie zu fürchten hatten) errungenen Erfolge ihre Lage gesichert war: da war die gesellschaftliche Organisation, welche sie ihrer weltlichen Macht gegeben, nicht mehr die, welche ihnen zusagte; denn sie war wesentlich militärisch, die Christen aber bedurften friedlicher Institutionen, weil die friedlichen Arbeiten die einzigen waren, denen sie sich hätten hingeben sollen.

Nachdem die sämmtlichen Bewohner Europa's durch die, von dem Klerus eingeführten allgemeinen Predigten waren bekehrt worden, und nachdem sie den Grundsatz angenommen hatten, daß alle Nationen und alle Menschen zu dem allgemeinen Wohl des menschlichen Geschlechts beitragen sollen, hätte die geistliche Gewalt die Zahl ihrer Mitglieder vermindern sollen, um den Völkern weniger zur Last zu fallen; sie hätte sich hauptsächlich mit dem Studium und mit der Vervollkommnung der positiven Wissen-

schaften, und mit der Unterweisung in solchen Kenntnissen beschäftigen sollen, welche den Menschen zur Vollbringung friedlicher Arbeiten nützlich sind.

Diese Wahrheiten wurden von den Philanthropen dieser Epoche tief gefühlt, und vom Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts an, befaßten sie sich einerseits mit dem Studium der Gesetze, welche die Erscheinungen leiten, andererseits mit den Betriebsamkeitsarbeiten, wodurch die Erzeugnisse der Natur so verändert werden, daß die Bedürfnisse der Menschen Befriedigung finden.

Gerade dies war die nützlichste Reihe unter den Arbeiten, welche die Christen während der dritten Epoche des Christenthums umfaßten.

Während dieser ganzen Epoche haben sich Klerus und Adel beinahe ausschließend damit beschäftigt, die von ihnen errungenen Gewalten, deren Ausübung, bei ganz veränderten Umständen, für die Gesellschaft mehr schädlich als nützlich geworden war, gegen das Volk zu vertheidigen.

Hierin bestand die zweite Reihe von Arbeiten, auf welche ich Ihre Aufmerksamkeit richten zu müssen geglaubt habe.

Der allmälige Verfall der geistlichen und weltlichen Gewalten während dieser ganzen Epoche, trotz den Bemühungen, welche zu ihrer Aufrechthaltung geschahen, und trotz den unermeßlichen Mitteln, die sich in ihren Händen befanden, ist ein neuer Beweis, daß Gott diejenigen Einrichtung zum Untergange verurtheilt, welche dem menschlichen Geschlechte schädlich sind.

Die dritte merkwürdige Begebenheit dieser Epoche ist die Bildung einer dritten politischen Gewalt — die Ein-

führung der richterlichen Gewalt. Die dritte Reihe von Arbeiten, welche Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln verdient, ist die der Legisten gewesen.

Die Legisten haben sich damit beschäftigt, die Rechte eines Jeden zu konstituiren. Dem gemäß haben sie in Gang gebracht: ein kanonisches Recht, ein Völkerrecht, ein Lehnsrecht, das Kriminal-Recht, das bürgerliche Recht u. s. w. Ihre Arbeiten haben unstreitig Dienste geleistet; doch darf man sich nicht verhehlen, daß ihnen ein radikaler Fehler anklebt, und dieser Fehler ist daraus hervorgegangen, daß sie vollbracht worden sind in Zeiten, wo die vornehmsten Institutionen veraltet und nicht mehr in Harmonie mit den Bedürfnissen der Gesellschaft waren, wo folglich diejenigen, welche die geistliche wie die weltliche Regierung bestritten, Rechte genossen, die ihnen nicht gesetzmäßig zukamen.

Ich glaube mich nicht weiter über diese dritte Epoche auslassen zu dürfen; ich eile also von der vierten mit Ihnen zu reden.

Doch ehe ich in die Sache selbst eingehe, bitte ich Sie, zu bemerken, daß diese vierte Epoche einen Charakter hat, welcher ihr eigenthümlich ist, und ihr für uns eine weit größere Wichtigkeit giebt, als alle übrigen zusammengenommen jemals erhalten können; und zwar weil sie diejenige ist, die uns am meisten angeht — die einzige die uns unmittelbar berührt.

Meine Herren, was seit 1789 geschehen ist, hat zur Herbeiführung dieser vierten Epoche gedient, welche wirklich erst seit wenigen Augenblicken begonnen ist. Sie datirt sich nur von dem Augenblick, wo, vermöge der Ver-

änderungen, welche in Spanien, in Portugal, in Italien und in einem Theile Deutschlands vorgegangen sind, der größte Theil der europäischen Bevölkerung sich in Bewegung gesetzt hat, um an der Reorganisation der Gesellschaft zu arbeiten.

Frankreich konnte nicht abgesondert reorganisirt werden: es hat kein sittliches Leben, das ihm besonders eigen wäre; es ist nur Mitglied der europäischen Gesellschaft. Zwischen seinen politischen Prinzipen und denen seiner Nachbarn findet eine nothwendige Gemeinschaft Statt. Mit einem Worte: der größte sittliche Nutzen der französischen Revolution besteht darin, daß sie die Tendenz nach Vervollkommung angeregt hat, die sich heut zu Tage in ganz Europa offenbart.

(Fortsetzung folgt.)

Voltaire und Talma
in ihren zeitgemäßen Verhältnissen zur katholischen Kirche Frankreichs.

Die einfache Absicht dieses Artikels ist, zu zeigen, welche Fortschritte die öffentliche Meinung auf dem Gebiete der katholischen Geistlichkeit des französischen Reichs, in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts gemacht hat. Wir protestiren gegen jede andere Absicht, die man uns unterlegen möchte. Da, nach unserer Anschauung von den gesellschaftlichen Erscheinungen, der Antagonismus unumgänglich nothwendig ist, wenn ein Uebergang vom Schlechtern zum Besseren Statt finden soll: so sind wir von allem, was Tadel und Spott genannt werden kann, so weit entfernt, daß wir uns sogar der Warnung enthalten, die noch am leichtesten würde verziehen werden. Voltaire und Talma stehen hier bloß zur Bezeichnung der Endpunkte eines Zeitraums, der volle neun und vierzig Jahre in sich schließt: eines Zeitraums also, dessen sorgfältigere Beobachtung das Daseyn und die Wirksamkeit eines in dem menschlichen Geschlechte waltenden Entwickelungsgesetzes leicht konstatiren kann. Doch genug zur Einleitung. Jetzt zur Sache selbst!

Voltaire war vier und achtzig Jahre alt, als er sich bereden ließ, das stille Ferney zu verlassen und sich nach der Hauptstadt Frankreichs zu begeben, um daselbst des

großen Ruhmes zu genießen, den er auf seiner Lebensbahn als Schriftsteller erworben hatte. Die Reise wurde im strengsten Winter gemacht; und es war wohl nichts natürlicher, als daß dadurch die Gesundheit eines, in allen seinen Gewohnheiten unterbrochenen Greises erschüttert wurde. Drei Wochen nach seiner Ankunft in Paris stellte sich bei ihm ein Bluthusten ein: der erste, den er in seinem Leben gehabt hatte. Von diesem Augenblicke an verzweifelte er an seiner Rückkehr nach Ferney. Wie lieb ihm nun auch das Leben seyn mochte: so fürchtete er den Tod doch nur in Einer Beziehung. Diese war, daß die katholische Geistlichkeit in Kraft ihres Vorrechts, selbst die Gestorbenen mit ihrem Fluche zu verfolgen, seinen Tod benutzen könnte, um sich wegen der Spöttereien zu rächen, die er, während seines schriftstellerischen Wirkens, in so reichlichem Maße über sie ausgegossen hatte. Voltaire war nicht so sehr Philosoph, daß das Schicksal seines Leichnams ihm gleichgültig gewesen wäre; der Gedanke, daß er, wie Couvreur, auf den (Schind-) Anger geworfen werden könnte, beschäftigte ihn so ernsthaft, daß er, um diesem Geschick zu entgehen, lieber eine Versöhnung mit den Priestern der Hauptstadt versuchen wollte. Dalembert, den er hierüber zu Rathe zog, bestärkte ihn in diesem Vorsatze dadurch, daß er das Beispiel Fontenelle's und Montesquieu's geltend machte, von welchen er sagte, sie hätten den Gebrauch befolgt:

Et reçu ce que vous savez
Avec beaucoup de révérence.

Es wurde also beschlossen, einen Priester aufzusuchen, von dessen Gefälligkeit man sich Erleichterungen aller Art

versprechen konnte: Erleichterungen, sofern Voltaire das, was geschehen mußte, wenn eine Versöhnung eingeleitet werden sollte, in dem Lichte eines gefährlichen Sprunges (d'un saut perilleux) betrachtete. Diesen Priester fand man in dem Abbé Gaultier, der, je tiefer er in der Achtung seiner Mitbrüder stand, nur um so stolzer auf die Bekehrung war, die eine große Verlegenheit ihm zugewendet hatte. Ob Voltaire ihm förmlich beichtete, muß als ungewiß betrachtet werden, weil er ihn verhinderte, das, was die Katholiken Frankreichs le bon Dieu nennen, aus der Pfarrkirche abzuholen. Desto gewisser ist, daß Voltaire dem zuthätigen Geistlichen ein, von eigener Hand geschriebenes Glaubensbekenntniß übergab, worin er erklärte, „daß er in der katholischen Kirche, worin er geboren worden, zu sterben wünsche, von der göttlichen Barmherzigkeit erwartend, daß sie ihm alle begangenen Fehler verzeihen werde." Er fügte, auf Verlangen des Geistlichen, der dies für nöthig zur Bewahrung des Friedens hielt, sogar dem Glaubensbekenntnisse hinzu: „daß, wenn er der Kirche jemals ein Aergerniß gegeben haben sollte, er Gott und die Kirche deßhalb um Verzeihung bitte."

Dies Glaubensbekenntniß wurde dem Abbé Gaultier in Gegenwart von Verwandten und Freunden übergeben; und die nächste Wirkung desselben war, daß der Pfarrer von St. Sulpice, in dessen Sprengel sich Voltaire befand, noch an demselben Tage dem Kranken einen Besuch machte, bei welchem er nicht unterdrücken konnte, daß man sich lieber an ihn, als an den Winkelpriester, hätte wenden sollen, der ihm diese Bekehrung — so drückte er sich aus — vor der Nase weggeschnappt hätte. An dem

Glaubensbekenntniß fand der Pfarrer von St. Sulpize damals nichts zu tadeln; und um sich gefällig zu beweisen, bestätigte er die Echtheit desselben sogar durch seines Namens Unterschrift.

Alles würde nach Voltaire's Wunsch gegangen seyn, wenn er in diesen Tagen gestorben wäre. Allein die Wiederkehr seiner Gesundheit setzte ihn in den Stand einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften, und an demselben Tage auch noch der Aufführung seiner Irene — eines Trauerspiels, das er in den Siebzigern geschrieben hatte — beizuwohnen; und das, was ihn an dem einen und dem anderen Orte wiederfuhr, reizte die Galle einer Geistlichkeit, die nur durch eine strenge Bewahrung des ihr anvertrauten Amts einer Sittenrichterei ihr Ansehn vertheidigen zu können glaubte.

Voltaire galt unter seinen Zeitgenossen für einen **großen Mann**; und dagegen läßt sich nichts einwenden, weil jedes Zeitalter seinen besonderen Maßstab hat: man ist aber um so weniger berechtigt, Voltaire's Verdienste um sein Jahrhundert zu bekritteln, da die ausgezeichnetsten Menschen dieser Periode, dem Verfasser so vieler anziehenden Geisteswerke so freiwillig huldigten, und Friedrich der Zweite unter die Büste Voltaire's, die er fertigen ließ, die Worte: viro immortali zu setzen befahl.

Nichts war dabei natürlicher, als daß der Ruhm, den Voltaire durch ganz Europa genoß, auf seine Landsleute zurückwirkte, und der Nebenbulerei der Gelehrten und Schöngeister die feindselige Stärke nahm, die ihr eigen zu seyn pflegt. Vielleicht trug auch das hohe Alter des Greises nicht wenig dazu bei. Wie dem aber auch seyn

mochte: als Voltaire vor der Akademie anlangte, fand er im Hofe des Louvre mehr als zweitausend Menschen versammelt, welche Es lebe Voltaire! riefen. Die Akademie selbst ging ihm bis zum Eingange des Hofes entgegen, gab ihm den Ehrenplatz, bat ihn, den Vorsitz in der Versammlung zu führen, ernannte ihn einhällig zu ihrem Direktor, und vergaß nichts von Allem, was ihre Liebe und Verehrung auszudrücken vermochte. Von einem zahllosen Schwarm begleitet, begab sich Voltaire, an demselben Tage, in's Schauspielhaus. Hier wurde er auf eine Weise empfangen, die an Begeisterung und Freudetrunkenheit gränzte. Seine mit Lorbern bekränzte Büste ward auf die Bühne gestellt. Hiermit nicht zufrieden, kamen die Schauspieler in seine Loge und bekränzten sein greises Haupt mit Lorbern, unter den Beifallsbezeigungen des vollen Hauses, wo man nicht aufhörte Bravo zu rufen.

Dies Alles begegnete einem Manne, der — dies läßt sich nicht leugnen — sein ganzes Leben hindurch die katholische Kirche verunglimpft hatte, weil er in ihr nur eine Beförderin alles Unsittlichen zu sehen gewohnt war.

Hätte die katholische Geistlichkeit zugegeben, daß diese öffentliche Huldigungen verdient seien, so würde sie dadurch nur eingestanden haben, daß sie nicht länger würdig sei, die allgemeine Meinung hinsichtlich des Sittlichen und Unsittlichen zu leiten. Am schärfsten empfand dies ein Ex-Jesuit, der, während der Fasten, zu Versailles predigte. Er trug kein Bedenken, in Gegenwart des ganzen Hofes, von dem, was Voltaire'n in Paris widerfahren war, als von einem abscheulichen Aergerniß zu reden; und

kaum war dies Wort ausgesprochen, so war die hohe Geistlichkeit der Hauptstadt mit sich selbst darüber einig, wie sie, nach Voltaire's Tode, mit dessen Leichnam verfahren wollte.

Die Anstrengungen, denen sich dieser unterworfen hatte, warfen ihn auf das Krankenlager zurück; und nun war es nicht länger zweifelhaft, daß er sterben würde. Ihm eine kirchliche Beerdigung zu sichern, glaubten seine Verwandten und Freunde den Pfarrer von St. Sulpice bei guter Laune erhalten zu müssen; denn dies schien ihnen hinreichend für ihren Endzweck. Doch es zeigte sich nur allzu bald, daß dieser Pfarrer, für den vorliegenden Fall, von einer höheren Autorität abhing, und daß er nicht Willens war, derselben das Mindeste zu vergeben. Er, der die Echtheit des voltaireschen Glaubensbekenntnisses bestätigt hatte, erklärte jetzt, daß dies Glaubensbekenntniß nicht hinreichend sei, und daß, wenn Voltaire nicht auf eine öffentliche und feierliche Weise der Kirche Genugthuung gebe, er ihn nicht in geweiheter Erde begraben lassen dürfe.

Was der Pfarrer von St. Sulpice forderte, war unmöglich geworden, weil Voltaire nur von Einer Zeit zur andern aus der Betäubung erwachte, in welche er sich durch eine starke Dosis Opium versetzt hatte. Nicht ungewiß über das, was die Geistlichkeit der Hauptstadt beabsichtigte, zugleich aber entschlossen, jede Beschimpfung von dem Verstorbenen abzuwenden, geriethen seine Verwandte und Freunde zunächst auf den Einfall, eine kirchliche Beerdigung durch das Parlement zu erzwingen, das so vielen Jansenisten eine solche verschafft hatte. Doch sie gaben

diesen Gedanken wieder auf, sobald sie erwogen hatten, daß auch das Parlement Voltaire's Feind sei, wegen der vielen Epigramme, die er in seinen verschiedenen Schriften auf diese Körperschaft gemacht hatte. Es schien ihnen nichts Anderes übrig zu bleiben, als den hochberühmten Mann, wenn er nun wirklich gestorben seyn würde, außerhalb des Weichbildes der Hauptstadt begraben zu lassen.

Voltaire starb den 30sten März 1778 um 11 Uhr Abends. Er wurde 24 Stunden nach seinem Tode einbalsamirt. Mit obrigkeitlicher Genehmigung führte hierauf der Abbé Mignot, des Verstorbenen Neffe, den Leichnam nach der Abtei Scellieres, wo er Pfründner war. Der Prior dieses, dreißig Stunden von Paris entfernten Klosters, ein guter Benediktiner, der von dem, was in Paris vorgegangen war, nichts erfahren hatte, trug, auf die ihm vorgelegten Zeugnisse, kein Bedenken, eine kirchliche Beerdigung zu gestatten; und ob er gleich hinterher darüber zur Verantwortung gezogen wurde, so war doch die Furcht vor einem gewaltsam herbeigezogenen Aergerniß in der pariser Geistlichkeit stark genug, um sie zurück zu halten von Schritten, wie sie, zur Befriedigung der Rache, wohl in früheren Zeiten gethan waren.

So viel Mühe kostete es, den berühmtesten Schriftsteller seines Jahrhunderts, den vertrauten Freund der russischen Kaiserin und des Königs von Preußen, ein kirchliches Begräbniß zu verschaffen *).

*) Was hier erzählt worden ist, findet der Leser noch ausführlicher in Dalemberts Bericht über Voltaire's Tod und Begräbniß an Friedrich II. S. Oeuvres posthumes Tom. XV., welcher Dalemberts Brief enthält.

Von einem nicht-kirchlichen Begräbniß, im Angesicht der Geistlichkeit, scheint man, wenn der mitgetheilte Fall darüber entscheiden darf, vor der Umwälzung gar keine Ahnung gehabt zu haben. Das Ansehn worin die Priesterschaft stand, war noch allzu groß, als daß es nicht die Freigeisterei, wie sehr diese auch in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet seyn mochte, hinsichtlich der Hinwegsetzung über kirchliche Zeremonieen hätte in Zaum halten sollen.

Erst in unseren Tagen, also erst etwa ein halbes Jahrhundert nach Voltaire's Tode, ist ein solches nicht-kirchliches Begräbniß auf eine Weise erfolgt, die ein allgemeines Staunen erregt hat; wir erinnern hier an die vor wenigen Monaten erfolgte Beerdigung des Schauspielers Talma, welche vorzüglich dadurch wichtig geworden ist, daß sie den Grad von Autorität bezeichnet, den die katholische Geistlichkeit in der Hauptstadt Frankreichs ausübt.

Es ist gewiß der Mühe werth, ausführlicher darauf einzugehen; nur daß man, um die Erscheinung selbst unpartheiischer zu würdigen, auf die Vergangenheit zurückgehen muß, weil diese allein darüber Aufschluß geben kann, wie tief das priesterliche Ansehn im Laufe der Jahrhunderte gesunken ist.

Bekleidet mit der sittlichen Leitung der Gesellschaft, bestimmte die katholische Geistlichkeit, viele Jahrhunderte hindurch, die Gränzen der Tugend und des Lasters, der Ehre und der Schande; ihre Aussprüche gestalteten die öffentliche Meinung über die Lebenden sowohl als über die Todten, und in der Natur der Dinge lag, daß dies so lange dauerte, als der priesterliche Gedanke der Ausdruck

des gesellschaftlichen Gedankens war, d. h. so lange er mit den Einsichten und Bedürfnissen der Gesellschaft in Einklang stand. In diesen Tagen der Herrlichkeit und Stärke des katholischen Kirchenthums mußte jede Kunst, jedes Gewerbe, das die Kirche aus ihrem Schoße verbannte, nothwendig in dieselbe Lage versetzen, worin sich Indiens Parias befinden. Wer von den Sakramenten ausgeschlossen war, der war nicht minder ausgeschlossen von jeder öffentlichen Achtung; und er war es um so mehr, weil die sittliche Souveränetät des Priesters sich, diesseit und jenseit des Grabes, über alles erstreckte. Es kam jedoch unaufhaltbar die Zeit, wo diese ursprüngliche Uebereinstimmung des Priesterstandes mit den Gedanken und Bedürfnissen der Gesellschaft zu weichen begann; wo man folglich aufhörte, die Priester als die einzigen und ausschließenden Leiter der öffentlichen Meinung zu betrachten. Die Blößen, welche sie von einer Zeit zur andern zu geben nicht vermeiden konnten, führten zunächst auf den Verdacht, daß es auch für sie einen Eigennutz gebe, der sich am natürlichsten in der Verwerfung und Ausstoßung solcher Klassen offenbare, welche durch die Aehnlichkeit ihrer Verrichtungen ihnen den meisten Abbruch thäten. Die Folge dieses Verdachtes war, daß die ehemals verhaßten Klassen erst minder verbrecherisch, dann gleichgültig und zuletzt sogar nützlich oder angenehm zu seyn schienen. Am meisten war dies der Fall mit den sogenannten Wucherern, und mit den Schauspielern: mit jenen, sobald sich der Geldhandel zu einem Gewerbe ausgebildet hatte; mit diesen, sobald die Schauspielkunst so weit vorgeschritten war, daß sie außer den Sinnen die edelsten Empfindungen

des

des Herzens in Anspruch nahm. Beide Professionen stellten sich, trotz dem Widerstreben der katholischen Priesterschaft, in der Gesellschaft fest. Dabei aber konnte es nicht bleiben. Sobald im sechzehnten Jahrhunderte das große Schisma, das man die Kirchenverbesserung nennt, durchgesetzt war, war es nicht länger zweifelhaft, daß man ein rechtschaffener Mann seyn könne, ohne religiös zu seyn in dem Sinne der katholischen Kirche; alle gesellschaftlichen Verhältnisse brachten dies mit sich, und die katholische Geistlichkeit selbst bequemte sich zur Annahme dieses Axioms. Fortgezogen von den gesellschaftlichen Bedürfnissen, machte sie seitdem einen Unterschied zwischen religiösem und sittlichem Einfluß; und sie machte ihn nur, weil der letztere für sie verloren war. Es kam hierauf mit ihr zur Anerkennung von Tugenden, die sich nie um die priesterliche Sanktion beworben hatten; vorzüglich war dies der Fall mit den militärischen, die, wenn sie irgend ein Daseyn gewinnen wollten, nicht zugeben durften, daß der Kodex der Ehre in den Händen der Priester bleibe, so, daß dieser Klasse allein das Monopol mit Diplomen der Rechtschaffenheit zukomme.

Je gespannter hierdurch die Verhältnisse in den höheren Lebenskreisen wurden, desto mehr sah die priesterliche Anmaßung sich zum Nachgeben gezwungen; und wenn es deßhalb einer Entschuldigung bedurft hätte, so würde die gewichtigste darin bestanden haben, daß selbst der Papst, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, Verbindungen mit Suveränen unterhielt, welche das Unglück hatten, Ketzer oder Schismatiker zu seyn. Die französische Umwälzung befruchtete alle diese Keime einer von dem Hergebrachten

durchaus abweichenden Lehre dadurch, daß sie das katholische Kirchenthum in seiner Grundfeste, d. h. in seinem Besitzstande, erschütterte. Als es im Jahre 1801, wegen Mangels einer passenderen Lehre, zurückgeführt werden mußte: da war der religiöse Einfluß das Einzige, was ihm zurückgegeben werden konnte; denn der sittliche war und blieb verloren, weil sich durch die Umwälzung in der Gesellschaft so viel entwickelt hatte, was sich mit den alten Dogmen nicht beherrschen ließ. Jener religiöse Einfluß nun beschränkte sich beinahe gänzlich auf die Todten. Sein vornehmstes Element war und ist das Vorrecht, zu segnen und zu fluchen, sobald der Augenblick da ist, wo der Mensch sich dem priesterlichen Urtheil nicht länger entziehen kann. Dies Vorrecht mit Erfolg zu üben, mußte es in der Gesellschaft eine Klasse geben, welche, vermöge ihrer Verrichtungen, welches auch immer ihre Gesinnungen und ihre Grundsätze seyn mochten, von aller kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen blieb. Dies war die Klasse der Schauspieler, als kirchlicher Prototypus der unbedingt Verstoßenen, unbedingt Verworfenen. Die Sache selbst schloß eine handgreifliche Ungerechtigkeit in sich; allein die weltliche Macht hatte über diesen Punkt nachgegeben, und hierin gerade lag es, daß die katholische Geistlichkeit unerbittlich blieb, so oft man ihren Segen für verstorbene Schauspieler und Schauspielerinnen erzwingen wollte, wie dies der Fall war nach dem Tode des Schauspielers Philipp und der Schauspielerin Raucourt: Personen, welche sich die Achtung des Volks in einem hohen Grade erworben hatten.

Dies, zusammengenommen, wird, wie wir glauben,

hinreichen, um das, was bei Talma's Beerdigung vorging, in das gehörige Licht zu stellen, und aus der ganzen Erscheinung ein Resultat zu ziehen, das für den Frieden der Gesellschaft nur allzu wichtig ist.

Beginnen müssen wir damit, daß Talma ein ausgezeichneter Mann war. Bewundert als Künstler, war er allgemein geachtet, als Mensch und Bürger; er vereinigte also alles, was die Ansprüche eines vernünftigen Individuums umfassen dürfen. Mitten unter den heftigsten Stürmen der Umwälzung war sein Leben fleckenfrei geblieben. Ohne jemals einer politischen Parthei angehört zu haben, war er der Freund und Beistand aller Derer gewesen, die im Unglück seine Hülfe angesprochen hatten; und wer ihn genauer gekannt hatte, wußte rührende Züge von seiner Wohlthätigkeit, und von seiner bis zur Selbstverleugnung gehenden Großmuth zu erzählen. Ein Mann dieser Art kann nicht ein Menschenalter hindurch in einer Gesellschaft leben, ohne der Gegenstand der Verehrung für sehr Viele zu werden; und dies ist um so unausbleiblicher, je stärker der Gegensatz ist, oder scheint, worin seine Profession zu ihm stehet. Mit philosophischem Gleichmuth hatte Talma, sein ganzes Leben hindurch, die Exkommunikation ertragen, die auf ihn, als einen Schauspieler, drückte; zufrieden mit dem Beifall seiner Mitbürger, und unfähig, an seinem Geschick irgend etwas zu verbessern, hatte er die Strenge der Kirche wie jedes andere Uebel behandelt, das sich nicht abschütteln läßt. Sollte er dieser höchst richtigen Ansicht am Rande seines Lebens entsagen? Es spricht nur für die sittliche Größe Talma's, wenn er, um den ärgerlichen Auftritten, welche die Leichen des

Schauspielers Philipp und der Schauspielerin Raucourt herbeigeführt hatten, zu entgehen, seinen Angehörigen auf seinem Sterbebette nichts so dringend empfahl, als zu veranstalten, „daß seine Leiche geradesweges aus seinem Hause nach der Ruhestätte geführt würde.“ Nichts beabsichtigte er hierbei weniger, als eine Kränkung der Geistlichkeit; diese lag nur in den Umständen, und ganz vorzüglich in dem Uebergewicht des Sittlichen über das Kirchliche. Bei einem minder geachteten Manne, als Talma es war, würde eine Anordnung, wie die seinige, ohne jeden anderen Erfolg geblieben seyn, als der war, den seine Bescheidenheit beabsichtigt hatte. Nur seinen vielen Freunden und Verehrern schien es unverantwortlich, ihn unbedauert in die Gruft sinken zu lassen. Der Erzbischof von Paris, der dies vorher sah, und einem Aergerniß ganz neuer Art vorzubeugen wünschte, ließ sich herab, dreimal bei dem Schauspieler vorzufahren; da aber seine Absicht nicht wohl eine andere seyn konnte, als das Kirchliche aus dem harten Zusammenstoß zu retten, worein es mit dem Sittlichen gerathen mußte, wenn es bei Talma's Anordnung blieb: so wurde er — dreimal nicht angenommen. Nach Talma's Tode erfolgte ein Leichenbegängniß, wie es seit Mirabeau's Hintritt nicht erlebt worden war; alle Klassen nahmen daran Antheil, und die einzige, die davon ausgeschlossen blieb, war — die Geistlichkeit, was denn natürlich den Gedanken erzeugte, daß Talma die Geistlichkeit in den Bann gethan habe. Im Grunde war in diesem Hergange nichts weiter geschehen, als daß die, welche den guten Bürger und den großen Künstler, trotz der Exkommunikation, die auf ihm lastete, geachtet und bewun-

dert hatten, darüber zur Erkenntniß gekommen waren, daß man sein Andenken ehren könne, ohne daß die Geistlichkeit, die ihn exkommunizirt hatte, dabei gegenwärtig zu seyn brauche: ein Gedanke, der, wie einfach er auch in sich selbst seyn möge, bei Talma's Leichenbegängniß sich um so leichter einstellte, weil die allgemein anerkannte Sittlichkeit des Exkommunizirten ihn, man möge sagen, gewaltsam hervorrief.

Genug zur Erklärung dessen, was bei Talma's Leichenbegängniß geschah.

Zwei Beerdigungen bezeichnen also genau die Verminderung, welche die Autorität der katholischen Geistlichkeit Frankreichs, in dem Zeitraume von 1778 bis 1827, nach und nach erfahren hat: während Voltaire's Leiche dem (Schinds-) Anger nur dadurch entzogen werden konnte, daß man sie, mit Genehmigung der weltlichen Obrigkeit, dreißig französische Meilen von der Hauptstadt entfernte, um sie in der Abtei Scellieres beisetzen zu können, wird, im Jahre 1826, die Leiche eines exkommunizirten Schauspielers, der sich die Achtung seiner Mitbürger in großer Allgemeinheit erworben hat, im Angesicht der katholischen Geistlichkeit mit auffallendem Gepränge durch die vornehmsten Straßen der Hauptstadt nach der Ruhestätte geführt, ohne daß der priesterliche Beistand dabei im Mindesten in Anspruch genommen wird.

Was läßt sich daraus folgern, wenn man nicht bei der bloßen Thatsache stehen bleiben will?

Wir wollen, vor allen Dingen, anführen, wie sich das Memorial, eine dem Ultramontanismus gewidmete Zeitschrift, über diesen Gegenstand ausdrückt; seine Erklä-

rung wird wenigstens dazu dienen, daß unsere Behauptungen leichter Eingang finden werden.

„Wir haben es also erlebt, sagt das Memorial, daß ein von der Kirche exkommunizirter Komödiant die Kirche auch seinerseits in den Bann thut. Sein letzter Wille verschmäht die Religion Jesu Christi. Keck und kühn will er in das Grab steigen, das Gott über ihn versiegeln wird. Einem gläubigen Christen verursacht so viel Verwegenheit nur Schauder. Allein es giebt unter uns keine gläubige Christen mehr; denn kein Schrei des Entsetzens hat sich vernehmen lassen! Im Gegentheil, die Tageblätter, welche man Dolmetscher der öffentlichen Meinung nennt, haben das muthige Ende Talma's gepriesen: sie haben verkündigt, daß er mit der Ruhe eines vorwurfsfreien Gewissens, mit der Standhaftigkeit einer reinen Seele gestorben sei; sie haben von seinen Tugenden geredet, und sein Leben bewundert; sie haben das Volk um seine Bahre versammelt, und ein unermeßlicher Schwarm ist hingelaufen, diesem großen Manne zu huldigen. Man hat sein Leichengefolge die Hauptstadt mit allen Zeichen der Ehre durchziehen sehen, welche nur dem Bürger gebühren kann, der das Vaterland gerettet hat . . . . Und wahrlich! es waren nicht bloß Philosophen, Deisten und Atheisten, die sich um den Sarg des Mannes versammelten, der unter Abschwörung der Hoffnung einer Zukunft, und mit Verleugnung der Kirche Jesu Christi gestorben ist; es fanden sich auch Männer ein, welche hohen Staatsämtern vorstehen, und es ließ sich nicht verkennen, daß sie sich

der Leiche des gottlosen Schauspielers ohne Scheu mit den Kennzeichen ihrer Würden näherten."

Sagt man zu viel, wenn man, auf solche Eingeständnisse behauptet, daß die Autorität der Klasse, welche, in dem alten Gesellschafts-System, mit der Leitung des Intellektuellen und des Sittlichen beauftragt war, erschöpft ist, und daß (die Nothwendigkeit einer öffentlichen Lehre in jedem Zustande der Gesellschaft vorausgesetzt) eine neue Lehre eintreten müsse, welche den vorhandenen Ideen und Bedürfnissen entspricht?

Wie es scheint, giebt es nur zwei Mittel zur Wiederherstellung der Harmonie, welche in dieser Beziehung Statt finden muß, wenn nicht eine gänzliche Auflösung aller gesellschaftlichen Bande eintreten soll. Das eine würde darin bestehen, daß man die öffentliche Lehre dem wirklich vorhandenen Grade der Aufklärung und Zivilisation anpaßt; daß andere darin, daß man den letzteren der ersteren unterordnet, ohne diese im Mindesten zu verändern. Was von beiden vorzuziehen sei, darüber muß die Einsicht der Staatsmänner entscheiden. Zwar werden diese niemals die Lehre machen; denn diese ist, nach allen Erfahrungen, das Werk des menschlichen Geschlechts in demjenigen seiner Theile, den man seine Blüthe nennen könnte. Allein es ist schon genug, der Entstehung der bessern Lehre nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen.

Die Politik der gegenwärtigen Minister Frankreichs verfolgt eine entgegengesetzte Bahn, wenn hierüber der Vorschlag eines Preßgesetzes entscheiden darf, das den

Zweck zu haben scheint, durch eine übermäßige Vertheuerung der Geistes-Produkte die frühere Unwissenheit zurück zu führen. Nur läßt sich daran zweifeln, daß ein so verwegener Gedanke im 19ten Jahrhundert durchzuführen sei. Was uns betrifft, so gestehen wir frei und offen, daß wir an die Möglichkeit dieses Gelingens nicht glauben. Ist die Zivilisation bis zu einer gewissen Höhe vorgeschritten, so löscht man die Sonne der intellektuellen Welt (die Druckerpresse) eben so wenig aus, als die der physischen Welt. Alle Regressiv-Maßregeln schließen einen doppelten Fehler in sich, gegen welchen man sich nicht länger verblenden sollte. Der eine ist, daß, wie weit man auch zurückgehen möge, man bei irgend einem Punkte stehen bleiben muß, von welchem aus, vermöge des Entwickelungsgesetzes, das Vorwärtsgehen unaufhaltbar wieder anhebt. Der andere ist, daß, wenn das Regressiv-Mittel nicht mit großer Vorsicht, d. h. mit Berücksichtigung alles dessen, was seine Kraft vermindern kann, gewählt ist, dadurch nur ein Widerstand hervorgerufen wird, welcher das bekämpfte Uebel verstärkt, und folglich das Gegentheil von dem bewirkt, was geleistet werden soll. Kurz: das vorgeschlagene Preßgesetz des Herrn Grafen Peyronet scheint uns von einer solchen Beschaffenheit zu seyn, daß es nur unter der Bedingung ins Leben kommen kann, daß die Bevölkerung der Hauptstadt sich um mehr als die Hälfte vermindert, und daß von dem, was seit dem Jahre 1816 Frankreichs Verfassung ausgemacht hat, wenig übrig bleibt. Geht — wie es allerdings den Anschein hat — die Haupt-Tendenz dieses Gesetzes dahin, alle Gedanken und Bedürfnisse der Gesellschaft, der jetzt veralteten öffent-

lichen Lehre wieder eben so unterzuordnen, wie sie es in einer früheren Periode durch sich selbst, d. h. durch den herrschenden Zivilisations-Grad gewesen sind: so ist Tausend gegen eins zu wetten, daß der Zweck werde verfehlt werden; und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil über das, was die öffentliche Lehre in der Zeit ausmachen soll, sich durchaus nichts feststellen läßt, indem sie nicht wohl etwas anderes seyn kann, als was der Zustand der allgemeinen Wissenschaft aus ihr macht, dieser aber für alle zivilisirte Staaten im Grunde derselbe ist.

Ueber die Legitimität der Personen und über die Legitimität der Handlungen.

In dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen wurde im Laufe des abgewichenen Jahres die Frage aufgeworfen, was denn eigentlich unter Legitimität zu verstehen sei? Der Urheber dieser Frage gestand ganz unumwunden, daß es ihm nicht habe gelingen wollen, durch sich selbst über diesen höchst schwierigen Begriff ins Klare zu kommen, da öffentliche Urtheile ihn nöthigten, den widerspruchvollsten Handlungen und Erscheinungen denselben Charakter beizulegen.

Seit dem 8. Februar dieses Jahres nun ist in demselben Blatte ein rüstiger Schriftsteller, Namens König, seines Zeichens ein Doktor (wahrscheinlich der Rechte), aufgetreten, um die Geister und Gemüther der Deutschen wenigstens in so fern zu beruhigen, als er nachweiset, daß über den streitigen Begriff der Legitimität, nur mittels einer Voraussetzung ins Klare zu kommen sei. Sein Aufsatz ist überschrieben: Das Prinzip der Legitimität, als Antwort auf die Anfrage in Nr. 301 des Allg. Anz. der Deutschen.

Herr König beginnt damit, daß er dies Prinzip der

Legitimität „einen gordischen Knoten nennt, welcher nicht gelöset, sondern nur zerhauen werden könne."

Man ist berechtigt, dies einen unglücklichen Anfang zu nennen; denn eine Frage, welche nicht gelöset werden kann, sondern zerhauen werden muß, ist, streng genommen, gar keine Frage, mit welcher ein geregelter Geist sich befassen darf. Eine Frage ist zuletzt nur sinnig oder unsinnig. In keinem von beiden Fällen aber darf das geschehen, was der Herr Doktor König zerhauen nennt; denn dies würde nichts weiter seyn, als eine Vernichtung der Frage, die jede Beantwortung derselben vollkommen unnütz macht. Ist die Frage unsinnig, so muß der, der sie beantworten will, in einer gewissenhaften Auflösung derselben, ihre Sinnlosigkeit nachweisen. Ist dagegen die Frage sinnig, und der Sinn, den sie in sich schließt, bloß versteckt und dem gemeinen Auge verborgen: so muß, vermöge derselben Operation des Verstandes, ihr Sinn an den Tag gebracht werden — ungefähr eben so, wie der Metallurg das Metall von den dasselbe umgebenden Schlakken sondert. Ein drittes Verfahren giebt es deßwegen nicht, weil die Wissenschaft alles Bramarbasiren ausschließt, und in Beziehung auf sich nichts von Duellen weiß.

Vernehmen wir jedoch, wie Herr Dr. König, nachdem er sich, als Beantworter der aufgeworfenen Frage, selbst das Handwerk gelegt hat, fortfährt.

Er sagt:

„Das Verhältniß der Staaten gegen einander, zu einander, hat in den meisten Zeiten allein die Politik bestimmt. Religion und Recht sind untergeordnete Werkzeuge,

welche nur dann von der Politik benutzt werden, wenn sie sich ihr als zu allem willig bereite Diener zeigen. Politik ist von jeher der Ausfluß der äußeren Macht gewesen, und da, wo die Gewalt war, nützte auch wohl Klugheit, Verschlagenheit, Schlauheit; und der Kunst, welche diese erzeugten, hat man den Namen der Diplomatie beigelegt. Die Diplomatie ist es, die das fremde Wort „legitim" erfunden hat. Legitim ist alles, was die Politik für legitim hält, ohne weiter zu untersuchen, ob dies, seinem Begriffe nach, auch legitim ist. Legitim begreift demnach nicht nur das Rechte und Moralische, sondern auch das Religiöse in sich. Die Politik bestimmte die Trennung der ersten Ehe Napoleons und seine Wiederverheirathung. Also war die Ehescheidung und Wiederverheirathung legitim, d. h. moralisch und religiös; und wer dies nicht glauben will, der lese den Moniteur aus dem Monate Februar 1810. Die Politik bestimmte die Thronentsetzung Napoleons und die Trennung von seiner zweiten Gemalin; darum waren diese Thronentsetzung und diese Trennung legitime Handlungen. Eine Prinzessin aus dem Hause Savoyen, Gemalin des Königs Alphonso, lebte mit dessen Bruder Peter in ehebrecherischen Umgang, stieß ihren Gemal vom Throne, steckte ihn auf Lebenszeit ins Gefängniß, verheirathete sich, sieben Tage nach der Thronentsetzung des Königs, mit dem Ehebrecher, und ließ solchen, als Peter den Ersten, zum Könige ausrufen. Kein Regent trat auf, und erklärte dies für illegitim; die Gesandten wünschten vielmehr dem neuen Könige Glück. Das war also legitim; denn die Politik billigte es. Wir kennen den Tod Peters des Dritten u. s. w."

Ohne diese Litanei von mißverstandenen Thatsachen — wodurch Herr König zu beweisen sucht, daß nur die Politik über das Legitime entscheide, wie widersprechend ihre Entscheidungen auch seyn mögen — noch weiter fortzusetzen, wollen wir nur noch den Schluß seiner Abhandlung anführen, der von Wort zu Wort also lautet:

„Die Politiker bemühen sich, uns zu belehren, daß das, was sie unter legitim verstehen, dasselbe sei, was wir Alltagsmenschen unter Recht verstehen. Ich weiß nicht wozu das nützen soll, da Menschen, welche im Staate keine politischen Rechte genießen, auch gar nicht zu wissen brauchen, was politische Rechte sind, was unter Politik, Legitimität, Prinzip der Legitimität verstanden werden soll. Wir erkennen in der Ausübung der Gewalt, der Macht, nichts Anders, als die Vollstreckung des Rechts. Die Gewalt kann, nach unserem Begriffe, nur die Folge des Rechts, als Exekutions-Mittel seyn. Nach der Politik ist aber, wie wir durch die Geschichte bewiesen haben, die Legitimität nur die Folge der Macht, der Gewalt. Wer Macht und Gewalt hat, ist legitim. Wenn aber die Macht, die Gewalt aufhört, so hört auch die Legitimität auf; ja sie hört nicht bloß auf, sondern die Ohnmacht verwandelt die Legitimität sogar in Illegitimität. Napoleon, seine Brüder und tausend andere Thatsachen liefern die Beweise.“

Fragt man, nach Durchlesung dieses Aufsatzes, sich selbst: was denn der langen Rede kurzer Sinn sei? so geräth man in einige Verlegenheit. Hin und wieder gewinnt es den Anschein, als ob der Verfasser sich schlechtweg gegen den Begriff der Legitimität erkläre, und das

Legitime dem Illegitimen vollkommen gleichsetzen wolle. Doch dies ist im Ganzen nur eine Folge der geringen Geschicklichkeit, womit Herr König seine Waffen führt. Während er unstreitig ein eifriger Vertheidiger des Legitimen ist, und gerade in Folge dieser Eigenthümlichkeit, erhebt er eigentlich nur eine Anklage gegen die Politik, die er beschuldigt, eine Vernichterin des Legitimen, wenigstens in so fern zu seyn, als ihr eine Tendenz inwohne, das Legitime mit dem Illegitimen zu indifferenziren. Ist dies nicht der wahre Sinn seines Aufsatzes: so gestehen wir, nicht zu wissen, welchen anderen Sinn er haben könne.

So fern es sich nun um die Frage handelt: ob die Politik jene Tendenz haben könne? muß man, selbst bei dem offenen Eingeständniß ihrer Unvollkommenheit, als Wissenschaft, dafür streiten, daß dies ganz unmöglich sei. Denn, wenn der Politik diese Tendenz beiwohnte, so könnte sie, da die Gesellschaft nur durch die Achtung für das Wahre, das Rechte, das Sittliche, mit Einem Worte, für das Legitime besteht, immer nur die Zerstörerin und Auflöserin aller gesellschaftlichen Bande seyn, was sie ganz offenbar nicht ist, da die Gesellschaft mit ihr fortbesteht. Beschränkt man sich also darauf, zu sagen, die Politik ist eine sehr unvollkommene Wissenschaft, und ihre Träger (die Diplomaten) gerathen leicht in Verlegenheit, wenn es darauf ankommt, ihr Verfahren nach dem Sittengesetz, als der Quelle alles Rechts, einzurichten: so hat man die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite. Da keine Wissenschaft als vollendet betrachtet werden kann, so kommt es von jetzt nur darauf an, daß ausgemittelt werde, was die

Politik bisher in diesem Zustande der Unvollkommenheit erhalten hat. Diese Ausmittelung führt jedoch, wie anziehend sie auch in anderer Hinsicht seyn möge, in Beziehung auf die aufgeworfene Frage zu keinem Resultate; denn diese lautet schlechtweg: was ist Legitimität? was habe ich bei diesem Begriffe zu denken?

Ehe wir an die Sache selbst gehen, müssen wir noch einen Widerspruch aufdecken, in welchen der Verfasser des Aufsatzes quaest. mit sich selbst geräth. Nicht als ob wir diesen Widerspruch nicht sehr natürlich fänden; wir betrachten ihn, die volle Wahrheit zu gestehen, sogar als unvermeidlich bei der ontologischen Ansicht, nach welcher der Verfasser über die gesellschaftlichen Erscheinungen urtheilt. Allein die Frage ist: welchen Werth hat eine Ansicht der Dinge, nach welcher man durch Entitäten über die Erscheinungen aburtheilen will?

Der Verfasser sagt nämlich gegen den Schluß seines Aufsatzes:

„Der Präsident des Kongresses zu Panama — er ist kein Heide, sondern ein Christ — sagt in seiner Eröffnungsrede: die einzige wahre Religion ist die Moral. Und wenn ich dereinst Präsident eines Kongresses werde, will ich hinzusetzen: das einzige wahre Recht ist die Moral; und sollte es auch nur aus der einzigen Ursache geschehen, weil sich die Legitimität in die Moral nicht einmischen kann. Ich bin nämlich kein Freund des Einmischungsrechtes. Wenn ich mich nämlich mit meiner Frau, mit meinen Kindern oder Hausgenossen streite: so leide ich nicht, daß mein Nachbar dazwischen tritt, und sich in unser Hauswesen einmischt: denn den

häuslichen Zwist pflegen wir unter uns abzumachen, so daß, wenn wir uns lange genug gezankt haben, wir wiederum die besten Freunde werden, ohne daß es nöthig ist, daß unser Nachbar seine Nase dazwischen stecke."

Wir fragen, nach den hier angeführten Stellen, nicht, ob der Verfasser, als Präsident irgend eines Kongresses, sich nicht ein wenig prostituiren würde, wenn er die Moral für das einzige wahre Recht erklären wollte; wir fragen bloß, wie er dazu kommt, sich die Einmischung der Legitimität in die Moral zu verbitten? Was in aller Welt könnte jene denn an dieser verderben? Oder ist etwa die Legitimität einem absoluten Gifte gleich zu setzen? — Wir fragen aber zugleich, wie der Verfasser dazu gekommen ist, das Verfahren auswärtiger Mächte in jenen beiden Fällen zu tadeln, von welchen der eine die Absetzung des Königs Alfons, der andere die Erdroßselung Peters des Dritten in sich schließt? Was den ersten betrifft, so gestehen wir mit voller Aufrichtigkeit, daß er uns ganz unbekannt ist; denn wenn Alfons der Zweite (mit dem Beinamen der Keusche) König von Aragon gemeint seyn, sollte: so war sein Nachfolger Pedro der Zweite, nicht sein Bruder, sondern sein Sohn, und die angebliche Abscheulichkeit der savoyischen Prinzessin, welche ihren Gemal auf Lebenszeit ins Gefängniß steckt, um in sieben Tage nach geschehener That seinen Bruder zu heirathen, ist ein bloßes Hirngespinnst. Gesetzt aber auch, dergleichen sei auf irgend einem Punkte der europäischen Welt wirklich vorgegangen: woher weiß der Verfasser, daß die Gesandten sich beeilt haben, dem neuen Könige Glück zu wünschen? Bekanntlich hatte das frühere Mittelalter, in wel-

welches dieser Auftritt allein fallen kann, nicht die Einrichtungen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Einziger Schiedsrichter über das Legitime und Illegitime war bis zum 16. Jahrhunderte der Papst; dieser aber blieb bekanntlich mit seinen Glückwünschen so lange zurück, als es immer möglich war, weil seine Autorität nur auf diese Weise erhalten werden konnte. — Was nun Peters des Dritten Absetzung betrifft: so möchte es dem Verfasser nicht minder schwer werden, zu beweisen, daß irgend ein europäischer Hof dieselbe gebilligt, d. h. für legitim erklärt habe. Weil geschehene Dinge nicht ungeschehen gemacht werden können, und weil man überall nicht verlangen darf, daß nur das geschehe, was strenge dem Sittengesetz gemäß ist: so trennte sich im Jahre 1762 keine Macht von Rußland um Peters des Dritten willen. Was würde man dadurch gewonnen haben? War es denn nicht besser und in jeder Hinsicht vernünftiger, den Frieden, oder vielmehr die alten Verhältnisse zu bewahren? Seit wann haben denn Mächte die Verbindlichkeit, jedes Unrecht zu ahnden, das bei ihren Nachbarn geschieht? Und würde es ein Ahndungsrecht geben können, das nicht zugleich ein Einmischungsrecht wäre — ein Recht, das der Verfasser nicht gestatten will? Und erklärt man denn alles für legitim, wovon man nicht von den Dächern predigt, daß es illegitim sei?

So viel über den unvermeidlichen Widerspruch, worin unser Verfasser, vermöge seiner höchst unvollkommenen Weise, gesellschaftliche Erscheinungen anzuschauen, mit sich selbst steht. Jetzt zur Sache, d. h. zur Aufhellung des für so Viele durchaus unerfaßlichen Begriffs des Legitimen!

Die Etymologen (welche vielleicht in keinem Falle umgangen werden sollten) erklären das Wort legitim (legitimum) durch — legi intimum, und verstehen folglich darunter das, was dem Geiste des Gesetzes am vollständigsten entspricht. Durch diese Worterklärung aber ist nur dann etwas gewonnen, wenn das Daseyn und die Wirksamkeit des Gesetzes nachgewiesen ist, das, gleichsam als Ur- und Muttergesetz, alle mögliche Legitimitäten in sich schließt, also daß der Gesammtbegriff des Legitimen in ihm aufgefunden werden kann.

Giebt es ein solches Gesetz?

Fragt man den praktischen Juristen, so wird er das Daseyn eines solchen Gesetzes entweder schlechtweg leugnen, oder, wenn er es zugeben sollte, darauf dringen, daß der Wille des Fürsten dieses Ur- oder Muttergesetz sei — ganz nach dem Ausspruche des römischen Senats, unmittelbar nach dem Untergange der Republik: voluntas principis legis habet vigorem.

Man begreift, weßhalb der praktische Jurist nicht wohl anders urtheilen kann: er geht auf den Ursprung der Gesetze zurück, deren Anwendung die Beschäftigung seines Lebens ausmacht. Allein, wenn der Wille des Fürsten das Ur- oder Muttergesetz seyn soll, worin hat alsdann die Berechtigung des Fürsten, seinen Willen als den öffentlichen oder allgemeinen Willen auszubringen, ihre Quelle? Es ist die Rede von fürstlicher Legitimität. Eine Legitimität aber, die nicht auf einem Gesetze beruht, nicht aus einem Gesetze hervorgeht, würde keine seyn. Auch steht es um die fürstliche Legitimität ganz und gar nicht so schlecht, daß sie nicht auf einem Gesetze beruhen,

nicht aus einem Gesetze hervorgehen sollte. Wer könnte das Thronrecht verkennen! Ist dieses aber noch etwas Anderes, als das Gesetz, das die Verrichtung des Fürsten zu regeln bestimmt ist? Giebt es folglich, wie sehr der Schein auch blenden möge, außer dem Willen des Fürsten nicht ein höheres Gesetz? Man hat in neuerer Zeit gesagt: „Gesetze seien nothwendig zur Erhaltung, oder auch zur Herbeiführung der gesellschaftlichen Ordnung; damit aber die Güte der Gesetze verbürgt sei, sei es unumgänglich, solche Einrichtungen zu treffen, daß nur gute Gesetze zum Vorschein kommen könnten, zu welchem Endzweck das Gesetz auf das Gesetz geimpft werden müsse." Hierdurch ist aber nichts weiter ausgesprochen, als der Unterschied der organischen Gesetze von den bürgerlichen. Dieser Unterschied ist allerdings wichtig; da aber aus ihm nicht hervorgeht, worauf die Güte der organischen Gesetze beruht: so kommt man mit ihm nicht weiter, als man früher schon gewesen ist, und das Wesen des Urgesetzes bleibt darüber im Dunkeln.

Ueber die theoretischen Rechtskundigen enthalten wir uns jedes Urtheils, außer so fern wir bemerken, daß das, was sie ihre Wissenschaft nennen, bisher noch nicht aus dem Konjektural-Zustande herausgetreten ist, möglicherweise denselben auch nicht eher verlassen kann, als bis die metaphysische Ansicht von den gesellschaftlichen Erscheinungen aufgegeben ist, und einer historischen oder vielmehr physiologischen Platz gemacht hat.

Was ich unter der letzteren verstehe, wird sich sogleich offenbaren.

Ueber das, was ich Ur- oder Muttergesetz genannt

habe, war man schon im Alterthum verlegen: die Philosophen suchten es eifrig, und fanden es zuletzt in der absoluten Vernunft. Ohne hierüber weitläufig zu werden, wollen wir nur das anführen, was Cicero in den Ueberbleibseln sagt, die von seinem schätzbaren Werke von den Gesetzen auf uns gekommen sind. Er beginnt mit der Frage: „ob es, nicht bloß im Menschen, sondern im Himmel und auf Erden, etwas Göttlicheres gebe, als die Vernunft, die in ihrer Vollendung und Reife die Weisheit selbst sei?" „Weil es nun, so fährt er fort, nichts Herrlicheres giebt, als die Vernunft, und weil sie sich nur in Gott und im Menschen findet: so ist sie das erste Gesellschaftsband unter den Menschen und unter den Göttern." Er stellt hierauf das Universum unter dem Bilde einer großen Stadt dar, und sagt: „Diese allgemeine Stadt hat die erhabene und herrliche Eigenthümlichkeit, daß die Menschen und die Götter in ihr nur Eine Familie und Einziges Geschlecht bilden." Sodann geht er zu dem Gedanken über, der mit dem Gegenstande dieser Untersuchung in näherer Verbindung steht. „Unsere größten Philosophen, sagt er, haben einstimmig geurtheilt, daß das Gesetz keine Erfindung des menschlichen Geistes, nichts den gewöhnlichen Anordnungen Aehnliches, sondern etwas Ewiges sei, das durch die Weisheit seiner Befehle und Verbote das Universum in Ordnung erhält. Nach ihnen ist dieses ursprüngliche Gesetz nichts Anderes, als der höchste Geist Gottes selbst, dessen allmächtige Vernunft die Quelle aller gebietenden und verbietenden Vorschriften ist ... Und diese Vernunft hat Gesetzeskraft, nicht bloß von dem Tage an, wo sie schriftlich abgefaßt ist, sondern von dem

Augenblicke an, wo sie zu leuchten beginnt. Nun aber läßt sich nicht bezweifeln, daß sie zugleich mit dem Geiste Gottes angefangen habe. Folglich ist das eigentliche Gesetz, das ursprüngliche und vornehmste Gesetz, das wahrhaft die Kraft hat zu gebieten und zu verbieten, nichts Anders, als die Vernunft Gottes selbst *)."

So Cicero, als Repräsentant aller Philosophen des Alterthums. Wer sieht aber nicht, daß seine Anschauung von dem ursprünglichen Gesetze, halb theologisch, halb metaphysisch ist? Die Hypothese einer absoluten Vernunft war den Philosophen der Vorzeit um so geläufiger und in der That um so nothwendiger, weil es ihnen an allen den Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften fehlte, wodurch jene Hypothese allein verdrängt werden konnte. Getroffen von dem Entwickelungsgrade, worin sie selbst befangen waren, dabei aber durchaus unbekannt mit allen den Uebergängen, wodurch die Gesellschaft auf diesen Punkt gelangt war, mußten sie geneigt werden, eben diesen Entwickelungsgrad zum Erklärungsgrund aller der Erscheinungen zu machen, welche die Gesellschaft in den allerverschiedensten Abschnitten ihres Daseyns darbietet. Sie ahneten nicht, daß sie hierbei das Umgekehrte von dem thaten, was sie hätten thun sollen; und hierauf beruht ihre Unschuld. Doch selbst wenn ihre Hypothese einer absoluten Vernunft gegründet gewesen wäre: so würde sie dadurch noch nicht zum Ur- und Muttergesetz geworden seyn. Dies hätte sie, als menschliche Vernunft, immer nur anschauen, aber nicht durch sich selbst bilden können; denn zu dem

*) Cicero de Legibus. Lib. III. cap. 6, 7.

letzteren würde erforderlich gewesen seyn, daß sie selbstständige Urheberin der Weltordnung geworden wäre. Aus Cicero's ganzem Raisonnement über das ursprüngliche Gesetz geht also nichts weiter hervor, als daß man im Alterthum zwar das Bedürfniß fühlte, dies Gesetz zu erkennen, und es folglich auch ahnete; daß man aber durchaus unfähig war, es so zur Anschauung zu bringen, wie es angeschaut werden muß, wenn es, als vorherrschende Erscheinung, den Erklärungsgrund für untergeordnete Erscheinungen enthalten soll.

Nach Cicero ist, so viel ich weiß, Franz Bacon der Erste gewesen, der, in neuerer Zeit, das Ur- und Muttergesetz, das als die Quelle aller Legitimität betrachtet werden muß, wieder zur Sprache gebracht hat. Dieser unvergleichliche Denker spricht nämlich in seinen Aphorismen über die Gewißheit der Gesetze, und an mehreren anderen Stellen seiner unsterblichen Werke, von einer lex legum, ex qua informatio peti possit, quid in singulis legibus bene et perperam positum aut constitutum sit. Wenn diese lex legum auch für ihn, wie alle seine Schriften beweisen, mehr eine Ahnung, als eine Anschauung, war und blieb: so muß dies weniger seiner Schwäche, als vielmehr dem Zustande der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zugeschrieben werden; denn in dieser Periode war keine in ihrer Entwickelung so weit vorgeschritten, daß man mit Sicherheit hätte angeben können, was in Hinsicht der Erscheinungen Gesetz sei. Indeß hat vielleicht Niemand diese Entwickelung so vorbereitet, wie Bacon durch sein Neues Organon und sein Werk de augmentis scien-

darum. Ihm, vor allen übrigen Bekämpfern einer ewig unfruchtbaren Metaphysik, verdankt es die aufgeklärte Welt des neunzehnten Jahrhunderts, daß sie, im naturwissenschaftlichen Sinne des Worts, unter Gesetz nichts weiter versteht, als eine allgemeine Thatsache oder Erscheinung, welche man mit allen verwandten Thatsachen oder Erscheinungen in eine solche Verbindung bringen kann, daß die letztern ihre Erklärung durch die erste erhalten.

Was nun könnte die lex legum, von welcher Bacon spricht, wohl anders seyn, als das allgemeine Entwickelungsgesetz, das, in jeder menschlichen Gesellschaft waltend, den spezifischen Unterschied derselben von jeder thierischen Gesellschaft bildet, und, auf diese Weise, von allen gesellschaftlichen Erscheinungen diejenige ist, welche die übrigen bestimmt und beherrscht? Vollkommen bewahrheitet durch die Vergleichung ganz verschiedener Zustände derselben Gesellschaft in gesonderten Perioden ihres Daseyns, gewinnt dies Gesetz, als Thatsache genommen, eine Evidenz, wogegen nichts aufkommen kann; und bedarf es noch mehr, als dieser Evidenz, um alle die Urtheile zu entkräften, die von irgend einer theologischen oder metaphysischen Hypothese ausgehen? Wie könnte noch von irgend einem Absoluten in den untergeordneten Erscheinungen die Rede seyn, da es sich immer nur um Entwickelungs-Grade handelt, deren letzter nothwendig von demjenigen verdrängt wird, welcher zunächst auf ihn folgt?

Diese lex legum rührt nicht von Menschen selbst her, außer sofern er sie auf einer gewissen Entwickelungsstufe zur Anschauung zu bringen vermag. Alles, was menschliche Gesetzgebung genannt zu werden verdient, ist viel-

mehr etwas von dieser lex legum Abgeleitetes und derselben unbedingt Untergeordnetes. Denn schlösse nicht jede menschliche Brust einen Antagonismus in sich, der die Grundlage aller Entwickelung bildet — wären die Menschen, gleich den Thieren, auf den Instinkt beschränkt — hätte die menschliche Geselligkeit denselben Charakter, den wir bei einzelnen Thiergattungen antreffen: — wozu bedürfte es alsdann einer Regierung? wozu einer Gesetzgebung, um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu regeln? wozu der öffentlichen Macht, um im Nothfall zur Unterwerfung unter das Gesetz zu zwingen? Alle diese gesellschaftlichen Erscheinungen sind nur vorhanden, weil das in dem menschlichen Organismus eingeschlossene Entwickelungsgesetz sie nothwendig macht; und eben diese Erscheinungen folgen, im Großen genommen, dem Entwickelungsgesetze so sehr, daß sie nur das sind, was die lex legum in der Zeit fordert. Daher also alle die Veränderungen, welche sowohl mit der Gesetzgebung, als mit der öffentlichen Macht vorgehen. Blieben beide sich selbst gleich, so würden sie nur allzu schnell dahin gelangen, gar keine Bestimmung zu haben. Indem sie folgen, werden sie, was sie in der Zeit sind; und die letzte Aufgabe der Regierungen kann nie eine andere seyn, als nicht zurück zu bleiben hinter dem, was der Entwickelungs-Grad gebieterisch fordert; denn wollten sie sich ein anderes Ziel setzen, so würden sie ihre Bestimmung einbüßen.

Allein was ist nun Legitimität?

Die allerabgeschmackteste Vorstellung macht man sich von der in Rede stehenden Sache, wenn man, wie in unseren Zeiten so häufig geschieht, das Wort-Legitimität nur

auf ein einzelnes Verhältniß bezieht, und folglich dabei nur an die fürstliche Legitimität denkt. Ist das Gesetz zur Erhaltung und Fortbildung der Gesellschaft nothwendig, und kann nur das legitim genannt werden, was legi intimum ist, oder dem Geiste des Gesetzes entspricht: so ist die ganze Gesellschaft ein Zusammengesetztes aus lauter Legitimitäten. Wirklich würde die Gesellschaft gar nicht fortdauern können, wenn dem nicht so wäre; denn alsdann würde das Vorherrschen der illegitimen Bestrebungen nichts anderes seyn, als eine Auflösung aller gesellschaftlichen Bande. Jede gesellschaftliche Verrichtung, von welcher Art sie auch seyn möge, muß also ihre Legitimität mit sich führen, weil sie nur dadurch zu einer wahrhaft gesellschaftlichen Verrichtung wird. Welche Stelle diese Legitimität in der gesellschaftlichen Abstufung einnimmt, und durch welchen Modus sie hervorgebracht wird, darüber kann immer erst dann die Rede seyn, wenn die Frage aufgeworfen wird, wodurch eine Abstufung oder Hierarchie der Legitimitäten nothwendig wird. Genug, die Legitimität gehört zum Wesen der Gesellschaft in einem so hohen Grade, daß sie davon gar nicht zu sondern ist, so lange dies Wesen selbst fortdauern soll.

Handelt es sich nun von der Legitimität, welche (weil das Wesen der Gesellschaft in einem sehr geringen Grade erkannt wird) vorzugsweise diese Benennung führt, d. h. handelt es sich um die fürstliche Legitimität: — welcher vernünftige Mensch kann alsdann etwas dagegen einwenden, daß es ein besonderes Gesetz giebt, aus dessen strenger Befolgung sie hervorgeht? Ohne eine große Autorität hat noch nie eine Gesellschaft bestanden, wird niemals

eine Gesellschaft bestehen; die Erfahrung aber lehrt, daß da, wo diese große Autorität nicht durch ein menschliches Individuum gebildet werden konnte, man sich genöthigt sah, seine Zuflucht zur Bildung einer übernatürlichen Autorität zu nehmen. Auf diese Weise sind alle Theokratieen entstanden, die es je gegeben hat, oder noch jetzt giebt. Will man nun nicht ein politisches System, dessen nothwendiger Begleiter der Aberglaube mit allen seinen Härten und Grausamkeiten ist; will man, daß das Menschliche menschlich gehandhabt werden soll: so giebt es ja keine bessere Auskunft, als ein Mitglied der Gesellschaft in diejenige Stellung zu bringen, worin es die Autorität ausüben kann, deren die Gesellschaft zu ihrer Fortdauer bedarf, und dabei alles so zu ordnen, daß Fehlgriffe, wo nicht unmöglich, doch unschädlich werden. Dies ist der wesentliche Zweck aller Thronsgesetze. Sie würden fehlerhaft seyn, wenn sie noch etwas Anderes gäben, als den legitimen Fürsten; sie sind aber untadelich, sofern sie diesen geben. Da die Dinge am vollständigsten in ihren Gegensätzen angeschaut werden: so braucht man sich nur die einfache Frage vorzulegen, was die Gesellschaft bei dem illegitimen Fürsten gewinnen würde. Könnte sie zu ihm, könnte er zu ihr Vertrauen fassen? Könnte er jemals seine Bestimmung erfüllen, welche keine andere ist, als der Beschützer aller gesellschaftlichen Legitimitäten zu seyn? Müßte er nicht vielmehr dahin wirken, diese Legitimitäten seiner Illegitimität gleich zu setzen, um nicht vereinzelt zu bleiben? Was bedeutet demnach das Geschrei, das im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen mit so ausgezeichneter Unverschämtheit über die Legitimität, als

Prinzip, erhoben worden ist? Nichts weiter — wollen wir glauben — als daß die, welche es erhoben haben, bloße Kinder sind, wenn es darauf ankommt, gesellschaftliche Erscheinungen richtig zu beurtheilen: sie haben den Begriff der Legitimität gar nicht in seiner Allgemeinheit gefaßt, und sprechen folglich über etwas, das nie ein Gegenstand ihrer Anschauung und ihres Nachdenkens geworden ist. Nur unter dieser Bedingung kann man das Beste, was es in der Gesellschaft giebt, tadelhaft und verwerflich finden.

Ist einem Schriftsteller, vermöge einer besonderen Geistesanlage, das Vermengen und Verwechseln der geläufigsten Begriffe eigen: so ist freilich nichts verzeihlicher, als eine gänzliche Verkennung des Unterschiedes, welcher zwischen Legitimität der Person und Legitimität ihrer Handlungen Statt findet: eine Verkennung, deren Herr König sich in seinem Aufsatze durchweg hat zu Schulden kommen lassen. Gleichwohl müssen wir, zum Schlusse, diesen Unterschied geltend machen, weil er in Beziehung auf die von uns vertheidigte lex legum von der höchsten Wichtigkeit ist. Zur Sache!

Das Throngesetz giebt nichts weiter, als Legitimität derjenigen Person, welche die Bestimmung hat, die gesellschaftliche Ordnung zu bewahren; und wollte man noch mehr von dem Throngesetz fordern, so würde man nur etwas verlangen, was es nicht leisten könnte. Mit Einem Worte: es schweigt über die Mittel, wodurch der legitime Fürst seine Bestimmung erfüllen soll. Die Wahl dieser Mittel ist seiner eigenen Beurtheilung anheim gestellt, vorausgesetzt, daß er sie nicht in solchen Einrich-

tungen findet, welche einzig darauf abzwecken, ihn vor wesentlichen Fehlgriffen zu bewahren. Da nun die Gesellschaft, eben vermöge des Entwickelungsgesetzes, das in ihr waltet, durchaus nicht eine Materie ist, aus welcher man machen kann, was man Lust hat: so ist, trotz aller Legitimität der Person, das Monarchengeschäft, sofern die Erfahrung darüber entscheiden darf, niemals über alle Gefahr erhaben gewesen. Es giebt zwei Abwege, welche vielleicht gleich sehr zu vermeiden sind. Den einen betritt man, wenn man, irgend einer Schimäre zu gefallen, die Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte allzu stark befördert, und dadurch eine Ueberspannung bewirkt, die auf die Dauer nicht ertragen werden kann; den andern schlägt man ein, wenn man darauf ausgeht, den vorhandenen Entwickelungsgrad zurück zu stellen, und die Gesellschaft zu entgeistern. In dem einen, wie in dem anderen Falle, hat die Illegitimität des Verfahrens nicht selten über die Legitimität der Person entschieden. Auch in dieser Beziehung würde es also heißen: medio tutissimus ibis. Und mustert man die Geschichte der Regentengeschlechter, so entdeckt man mit Vergnügen, daß es darunter wenigstens einzelne giebt, welche nie Unfälle erlebt haben, wie Empörung, Absetzung und Vertreibung sind: das Einzige aber was man daraus schließen darf, ist, daß diese Geschlechter nie etwas versucht haben, was sie in dem Urtheile ihres Volks zu Tyrannen machte.

Wenn also Herr König behauptet, daß in dem Urtheil der Politik alles legitim sei, was durch die Gewalt vertreten wird, und so lange dies der Fall sei: so irrt er auf eine auffallende Weise. Die Politik — ver-

steht sich die aufgeklärte und wissenschaftliche — unterscheidet genau zwischen Legitimität der Personen und Legitimität der Handlungen. Da sie nicht verhindern kann, daß legitime Personen illegitim handeln: so läßt sie den Begebenheiten ihren Lauf, bis Entscheidung erfolgt, und tadelt nur das, was zu tadeln ist — die Illegitimität des Verfahrens. So hat sie es mit den Stuarts, so hat sie es mit Napoleon Bonaparte gehalten. Letzterer hat sich sogar sein eigenes Urtheil gesprochen, als er, vor seiner Abreise von Fontainebleau nach der Insel Elba, eingestand, „daß er den Völkern zu viel Gewalt angethan habe." Was die Stuarts betrifft, so ist Niemand so unsinnig gewesen, daß er die Legitimität ihrer Personen geleugnet hätte; wer aber hätte sich wohl jemals zum Vertheidiger der Legitimität ihrer eigennützigen Handlungen aufgeworfen? Dies hat selbst Ludwig der Vierzehnte nicht gethan, der von ihrer Leidenschaft für die Wiederherstellung des Katholizismus so großen Vortheil für seine Zwecke zog.

Wir sollten vielleicht noch einen Punkt erörtern; denjenigen nämlich, wo Herr König sich nicht darin zu finden weiß, daß die Politik die Aufhebung des Jesuiten-Ordens im Jahre 1773 gebilligt, und die Wiederherstellung desselben Ordens im Jahre 1814 legitim befunden habe. Doch dies würde uns zu weit führen, da wir, um über diesen Gegenstand mit erträglichem Erfolge zu reden, zuvor auseinander setzen müßten, was es mit derjenigen Legitimität auf sich hat, die keinem Bedürfnisse mehr entspricht. Hierüber, so Gott will, ein anderes Mal. Vielleicht haben wir die Geduld unserer Leser längst

ermüdet durch die Bekämpfung eines Gegners, der durch bloße Keckheit bedeutend werden will. Die Wahrheit zu gestehen, wir haben von ihm bloß die Veranlassung hergenommen, um über einen, in unseren Tagen nur allzu streitigen Gegenstand unsere Meinung zu sagen.

B.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Neun und dreißigstes Kapitel.

Von der beispiellosen Entwickelung, welche Großbritannien in der letzten Hälfte des achtzehnten und zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts erwarb.

Der Pariser Friede von 1763 wird nicht mit Unrecht, als diejenige Epoche betrachtet, wo Großbritannien in dem europäischen Staaten-System vorwiegend geworden. Die unermeßlichen Landstriche in Amerika und Afrika, welche den Engländern durch diesen Frieden zugefallen waren, eröffneten ihrer Betriebsamkeit neue Quellen: — Quellen, die sie um so ungestörter benutzten, weil ihre Schiffahrt und ihr Handel durch eine Seemacht beschützt wurden, die um so furchtbarer war, je weniger die französische, durch den letzten Krieg geschwächt und vermindert, ihr das Gleichgewicht halten konnte.

Unter so günstigen Umständen hielt es die brittische Regierung für angemessen, ihre Herrschaft auch in dem

jenigen Theile Asiens zu erweitern, der in allen Jahrhunderten die Eroberer durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, durch die Mannichfaltigkeit und Schönheit seiner Erzeugnisse, vor allem aber durch den friedlichen, jeden anhaltenden Widerstand verschmähenden Sinn seiner Bewohner angelockt hat. Wir bezeichnen hier jenes ausgedehnte Land in dem südöstlichen Theile Asiens, das, von dem 8.° und 35.° nördlicher Breite und von dem 68.° und 92.° östlicher Länge eingeschlossen, in neuerer Zeit die Benennung Hindostan erhalten hat: eine persische Benennung, welche zusammengesetzt ist aus den Wörtern Hindu (schwarz) und S'than (Platz), so daß auch in diesem Falle ein sehr ausgebreitetes Land seine Bezeichnung nicht von seinen Bewohnern, sondern von seinen Nachbarn erhalten hat *).

Schon unter der Regierung der Königin Elisabeth, hatte eine von ihr bevorrechtete Gesellschaft, die ostindische genannt, den ersten Versuch zu einer Niederlassung auf der Küste Ostindiens gemacht; und nichts hatte sie mehr dazu aufgemuntert, als die ungethüme Größe des Königreichs Spanien unter Philipp den Zweiten: eine Größe, welche sich, nach der Vereinigung Spaniens mit Portugal und dessen Außenländern in Amerika und Asien, mit keinem

*) Die Braminen kommen bekanntlich immer in Verlegenheit, wenn man sich bei ihnen nach dem ursprünglichen Namen des Landes erkundigt, worin ihre Lehren das Uebergewicht bekommen haben. Sich mit einer Umschreibung behelfend, geben sie ihm bald das Beiwort Medhyama, oder in der Mitte liegend (weil es auf der Schildkröte, welche die Erde trägt, den Mittelpunkt einnimmt) bald das Beiwort Punyabhumy, oder Land der Tugend.

Widerstande vertrug. Holländer und Engländer benutzten, wie wir oben gesehen haben, am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts, gleich eifrig die Gelegenheit, sich auf Spaniens Kosten zu vergrößern. Doch war die Kraft der letzteren damals noch so gering, daß Madras, mit einem Gebietsumfange von fünf (englischen) Meilen längs dem Meeresufer, und Einer Meile nach innen, der einzige Lohn großer Anstrengungen einer schwachen Kraft bis zum Jahre 1609 waren. Die Unruhen, denen England während der Regierung des zweiten Königs aus dem Hause Stuart ausgesetzt war, verhinderten jede Ausdehnung ihrer Macht in Ostindien; und so verstrichen nicht weniger als fünf und funfzig Jahre, ehe sich die Zahl ihrer Einwirkungspunkte vermehrte. Die erste Vermehrung erfolgte im Jahre 1664, wo Karl der Zweite einen Theil der Mitgift seiner Gemalin, die eine portugiesische Prinzessin war, an die ostindische Gesellschaft, man weiß nicht gegen welche Bedingungen, abtrat; denn daß er, bei seiner Geldbedürftigkeit, ohne allen Eigennutz dabei zu Werke gegangen sei, ist nicht sehr wahrscheinlich. Dies war die Stadt Bombay, ein um so schätzbarerer Erwerb für die ostindische Gesellschaft, weil sie dadurch wenigstens theilweise unabhängig wurde von ihrem indischen Schutzherrn. Nach der Vertreibung der Stuarts kam, unter Wilhelm dem Dritten, im Jahre 1691 das Fort St. David, und fünf Jahre später Calcutta hinzu. Von jetzt an trat in das Eroberungsgeschäft ein vier und funfzigjähriger Stillstand ein, bis in dem Zeitraume von 1750 bis 1763 das Jaghire erobert wurde. An diese Vergrößerung aber schlossen sich gleichzeitig mehrere Erwerbungen, zum Theil auf

Kosten der Franzosen, an: 1757 die vier und zwanzig Pergunnahs; 1761 Chittagong, Burdwan und Midnapur. Von nun an gab es zwar Pausen in der Eroberung, doch keinen eigentlichen Stillstand, also daß man behaupten kann, Englands gegenwärtige Größe in Ostindien sei durch nichts so bestimmt eingeleitet worden, als durch jenen siebenjährigen Krieg, worin England und Preußen Verbündete waren. Im Jahre 1765 vollendete sich die Eroberung von Bengalen, Bachar und von vier der nördlichen Circars. Dazu kam im Jahre 1776 die Eroberung der Insel Salsette, im Jahre 1781 die des Zemindary von Benares *), im Jahre 1787 die des Guntur-Circar und 1799 die des Seringapatam. Das neunzehnte Jahrhundert hob an mit der Einverleibung der abgetretenen Distrikte von Bellary und Cuddapah in das brittisch-ostindische Reich. Das Jahr darauf erfolgte die Eroberung der Territorien, welche bis dahin der Nabob von Oude besessen hatte, so wie der Provinz Carnatik, das ganze Gebiet des Nabobs von Arkot umfassend. Im Jahre 1803 kamen hinzu: Delhi, Ober-Doab, Hurianna, Saharumpur, Merut, Alighur, Etawah, Bundelcund, Cuttac, Balesore, Juggernauth; ferner die Abtretung von dem Peschwa, und Guicowar in Guzerat. Endlich in den drei Jahren von 1815 bis 1818 erfolgten: 1) die Eroberungen von Nepaul, bestehend in den Bergländern zwischen den Flüssen Sutuleje und Jumna, und in den Distrikten Gurwal und Kumaon; 2) von Anjar, Mandavie und anderen Plätzen

*) Zeminday ist ein Staat, der einem Zemindar Grundeigenthümer gehört, oder unter dessen Jurisdiktion steht.

in Kutch; 3) der sämmtlichen Besitzungen des Peschwa, namentlich Khandesch, Saugur und andere Plätze in Malvah, ferner Ajmeer in Raiputana, Sumbhulpur, Sirgoojah, Gurrah, Mundlah und andere Abtretungen in Gundwana.

Dies zusammengenommen sind die Erwerbungen, welche England (wenn man von dem Jahre 1609 ausgeht, wo ihm der Besitz von Madras gesichert wurde) in dem Laufe von etwas mehr als zwei Jahrhunderten in jenen entfernten Gegenden der ostindischen Halbinsel gemacht hat. Alle zusammengenommen bilden ein Gebiet von nicht weniger als 553,000 (englischen) Geviertmeilen, deren sämmtliche Bewohner die runde Zahl von 83,000,000 ausmachen. Doch ist die Macht der ostindischen Gesellschaft hierauf nicht begränzt. Rechnet man die brittischen Verbündeten und Zinspflichtigen hinzu, welche auf 554,000 (englischen) Geviertmeilen eine Bevölkerung von 39,000,000 bilden: so beträgt das Gebiet der ostindischen Gesellschaft 1,103,000 Geviertmeilen, auf welchen 122,000,000 Menschen leben. Hierbei darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Hauptstädte Hindostans sich in dem brittischen Gebiete befinden, und daß es unter diesen Hauptstädten einzelne giebt, welche durch ihre Bevölkerung Achtung gebieten. So hat Benares 600,000, Calcutta 500,000, Surat 450,000, Patna 312,000, Madras 300,000, Dacca 180,000 Einwohner. Wir verschweigen hier die Namen minder wichtiger Städte, deren Bevölkerung sich von 170,000 bis auf 30,000 Einwohner herabstuft.

Die so eben mitgetheilte Thatsache ist groß, erstau-

nenswerth sogar; das letztere wenigstens nach europäischem Maßstabe, der es mit sich bringt, daß Vergrößerungen des Machtgebiets dem lebhaftesten und anhaltendsten Widerspruche unterliegen. Dieselbe Thatsache aber wird noch größer, noch erstaunenswerther, wenn man weiß, mit welchem geringen Aufwande von physischen Kräften sie zu Stande gebracht ist. Noch in diesem Augenblicke, wo es sich um die Beherrschung von 83,000,000 indischen Unterthanen und von 39,000,000 brittischer Bundesgenossen und Zinspflichtigen handelt, beträgt die Zahl der Engländer in Ostindien nicht 40,000 Köpfe aller Klassen. Im Jahre 1805 betrug, nach amtlichen Berichten, die Gesammtzahl der geborenen brittischen Unterthanen in Hindostan 31,000. Von diesen befanden sich 22,000 im Heere, als Offiziere und Privatpersonen. Der Zivil-Beamten jeden Ranges waren ungefähr 2000. Der freien Kaufleute und Seeleute, welche in Indien vertragsmäßig lebten, gab es ungefähr 5000. Von Beamten und Advokaten bei den Gerichtshöfen fanden sich 300. Die übrigen 1700 bestanden in Abenteurern, welche sich in verschiedenen Eigenschaften eingeschlichen hatten. Seit der eben erwähnten Zeit sind keine umständlichen Angaben von der europäischen Bevölkerung Hindostans bekannt gemacht worden; allein man hat Ursache zu glauben, daß noch jetzt, nachdem die Aufhebung der Handelsbeschränkungen eingetreten ist, die Zahl der Britten in diesem großen Lande nicht über 40,000 hinausgeht. Es ist wahr, daß die bewaffnete Macht der Britten in Reiterei, Fußvolk und Artillerie von nicht weniger als 130,035 Eingebornen unterstützt wird, die nach europäischer Weise abgerichtet sind; allein, wie hat es den

Britten gelingen können, diese Eingebornen so zu sich hinüber zu ziehen, daß sie des eigenen Vaterlandes vergessen haben? und was verschlagen zuletzt jene 130,035 Eingebornen, wenn man voraussetzen darf, daß in der Gesammtbevölkerung, so wie wir diese oben angegeben haben, irgend ein Unabhängigkeitssinn, irgend eine Vaterlandsliebe enthalten sei?

Die, welche Großbritanniens reißende Fortschritte in Ostindien auf den Verfall beziehen, worin sich das Reich des Großmoguls um die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts befunden haben soll, scheinen nicht auf den Grund der Sache zu dringen. Denn, was ist in Dingen der Regierung Verfall? Diese Frage wird in der Regel sehr oberflächlich beantwortet. Man führt an, daß die Subahs (Vizekönige), die Nabobs, die Zemindars, mit einem Worte, die ersten Regierungsbeamten, sich in ihren größeren oder geringeren Wirkungskreisen unabhängig gemacht hätten, und daß, auf diese Weise, dem in seiner Hauptstadt Delhi zurückgebliebenen mogolischen Kaiser keine andere Souveränetät übrig gelassen worden, als die, welche sich durch Ertheilung von Lehnsdiplomen an Usurpatoren und durch Prägen der Münzen bewährt. Freilich ein beklagenswerther Zustand für eine Regierung, welche nicht bloß für eine einige, sondern auch für eine kraftvolle gelten will! Allein, war diese Schwäche erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eingetreten? War sie nicht schon weit früher vorhanden? War sie überhaupt zu trennen von einem Regierungs-System, das kein anderes Fundament hatte, als die Gewalt? Bekanntlich war ein Urenkel Timurs, Namens Baber, der Held, welcher

die Mogolen in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach Ostindien führte, den afghanischen Sultan Ibrahim überwand und den Thron des Groß-Moguls stiftete, dessen reiche Einkünfte beinahe zwei Jahrhunderte hindurch in Europa zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden waren. Wodurch war denn Sultan Ibrahim so schwach, daß er dem ersten Anlaufe der Mogolen in seinem großen Reiche unterlag? Vor den afghanischen Sultanen herrschten in Hindostan, seit dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung, die ghasnavidischen Türken. Was machte ihrer Herrschaft ein Ende? Bemerken müssen wir zuvörderst, daß diese Herrschaft zwei Jahrhunderte dauerte. Die ghasnavidischen Türken hatten also Zeit genug, mit den Bewohnern Hindostans zu Einem Volke zu werden; und wenn dies jemals der Fall gewesen wäre, so würden die afghanischen Sultane schwerlich jemals einen Fuß über den Ganges gesetzt haben. Allein jene Türken wollten zu ihrem Glauben bekehren; und da die ganze Eigenthümlichkeit der Hindus es mit sich brachte, sich lieber dem Schwerte, als dem Katechismus der Fremden zu unterwerfen: so ist klar, warum ihre Unterjocher keine andere Macht ausübten, als welche in ihnen selbst enthalten war, und weßhalb sie unterliegen mußten, sobald sie es mit einem auswärtigen Feinde zu thun hatten. Die Geschichte Hindostans liegt sehr im Dunkel; und wir werden weiter unten Gelegenheit haben, zu zeigen, weßhalb dies der Fall ist. Man weiß demnach nicht, welches Herrschergeschlecht durch die ghasnavidischen Türken verdrängt wurde; denn daß die Seleuciden, welche nach Alexanders Tode von Baktria aus nach Ostindien vordrangen, und daselbst

Eroberungen machten, sich so viele Jahrhunderte hindurch behauptet haben sollten, ist höchst unwahrscheinlich, wenn es gleich keine Thatsache giebt, wodurch das Gegentheil streng erwiesen wäre. In der That, alles, was wir, mit Hülfe des Herrn de Guignes, aus den chinesischen Geschichtschreibern entnehmen können, ist, daß, ungefähr hundert und sechs und zwanzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, eine mächtige Tartarenhorde, aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen an der Gränze von China vertrieben, sich nach Westen gewendet habe, und gleich einem unwiderstehlichen Strome in Baktrien eingebrochen sei, woselbst die Herrschaft der Seleuciden von ihr zerstört worden. Da hieraus aber gar nicht folgt, daß auch die Dynastie der Seleuciden ihren Untergang gefunden habe: so darf man annehmen, daß sie ihre Rolle in Indien fortgesetzt habe — in einem Lande, wo die sechs Fürsten dieses Geschlechts, welche in Baktria regierten, so große Eroberungen gemacht hatten, daß sie sich zu dem Titel: Großer König, durch welchen sich die persischen Könige in den Zeiten ihres höchsten Glanzes unterschieden, berechtigt hielten.

Im Großen genommen ist jedoch die Fortdauer oder der Untergang der Seleuciden für die richtige Anschauung der gesellschaftlichen Erscheinungen in Hindostan nur eine Kleinigkeit; denn die Hauptsache ist und bleibt, daß man die Ursache erkenne, weßhalb die hindostanische Gesellschaft durch Jahrtausende hin ein Gegenstand der Eroberung und Unterjochung geblieben ist, ohne daß sie, diesen langen Zeitraum hindurch, jemals die Kraft gehabt hat, eine National-Regierung zu erzeugen, welche stark genug gewesen wäre, sie vor neuen Eroberungen und Unterjochungen

zu bewahren. Dies gerade ist die Untersuchung, welche wir hier anstellen wollen, und von welcher wir nicht zu viel zu sagen glauben, wenn wir vorläufig behaupten, daß sie das größte physiologische Problem in sich schließt, das sich dem Geschichtforscher darbieten kann. Zum Wenigsten hat sich bisher noch niemand an die Lösung dieses Problems gewagt. Wir selbst gehen nicht ohne Zagen an dieselbe; doch meinen wir, daß sie uns nicht gelingen könne, ohne dem Leser die Ueberzeugung zu verschaffen, daß auch jene indischen Fürsten, auf welche Alexander auf seinem Zuge durch Indien stieß, und welche von den Geschichtschreibern Taxiles und Porus genannt werden, so wie jener Sandrakottus, mit welchem Seleucus freundschaftliche Verbindungen unterhielt, eben so wenig indische National-Fürsten waren, als die Beherrscher der Gasnavidischen Türken, der Afghanen, der Mogulen und aller der europäischen Nationen, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert in Hindostan nach einander aufgetreten sind. Zur Sache!

Um alles mit Einem Worte zu sagen: die einzige und bisher unvertilgbare Ursache der Unfreiheit der Ostindianer, ist, durch Jahrtausende hin, nie eine andere gewesen, als das braminikalische Gesellschafts-System, das wir, der Kürze wegen, den **Braminikalismus** nennen wollen.

Das hohe Alterthum dieses Systems ist eine Thatsache, über welche man allgemein einverstanden ist. Gäbe es dafür auch keine anderen Beweise, als das Daseyn einer Schriftsprache, Sanskrit genannt, welche gegenwärtig nur noch von den gelehrtesten Braminen verstanden

wird, und als das Daseyn der unterirdischen Tempel auf den Inseln Elephanta und Salsette: so würden beide Umstände schon ausreichen, die Chronologie der Europäer im höchsten Grade verdächtig zu machen. Selbst wenn man die Behauptungen der Pundits, d. h. der im Gesetz erfahrnen Braminen, von den Millionen Jahren, während welcher ihre Einrichtungen bestanden haben sollen, als phantastische Uebertreibungen betrachtet: so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Hindus weit ältere Schriften über die Gesetze und die Rechtsgelehrsamkeit ihres Landes haben, als man bei irgend einem Volke findet, und daß das, was über die Aera der Buchstabenschrift gemeinhin ausgesagt wird, einem weit früheren Zeitraume angehört. Der indische Kodex hat aber nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der nüchternen Kürze der zwölf Tafeln; und in Ansehung der Menge und Mannichfaltigkeit der darin abgehandelten Gegenstände hält er jede Vergleichung aus, nicht bloß mit Justinians berühmten Pandekten, sondern auch mit den Gesetzbüchern der in der Zivilisation am meisten vorgeschrittenen Nationen. Nicht genug, daß man bei dem Studium dieses Werks Gelegenheit findet, über scharfsinnige Unterscheidungen zu erstaunen, stößt man auch auf Anordnungen, die, obgleich in Perioden des entferntesten Alterthums festgestellt, von einer seltenen Verfeinerung zeugen. Dahin gehört eine merkwürdige Stelle über die gesetzmäßigen Zinsen vom Gelde, und die Einschränkung derselben in verschiedenen Fällen, wiewohl mit Ausnahmen in Ansehung der Gefahren zur See. Nicht minder bemerkenswerth ist, daß, wie sehr sich auch die Eingebornen Hindostans in jedem Zeitalter durch Menschlichkeit und

milde Gesinnung ausgezeichnet haben, dennoch ihre Gesetzgeber, um die Ordnung und Ruhe der Gesellschaft zu erhalten, in der Bestrafung der Verbrechen höchst strenge sind. Nach einem treffenden Prosopopöie in dem Kodex der Hindus, ist „Strafe die Obrigkeit, die Mutter des Schreckens, die Ernährerin der Unterthanen, die Beschützerin vor Unglück, die Wächterin des Schlafenden; Strafe schreckt den Schuldigen mit schwarzem Antlitz und rothem Auge.“

Dies alles beweiset, daß um die Zeit, wo das braminikalische System ins Leben trat, bereits ein hoher Zivilisations-Grad unter den Völkerschaften, auf welche es angewendet wurde, verbreitet war; denn man würde sich sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß alle die Erscheinungen, von welchen so eben die Rede gewesen ist, von dem Braminikalismus ausgegangen seien: dies hieße die Wirkung zur Ursache machen, und je mehr man der Sache nachdenkt, desto nothwendiger kommt man zu dem Ergebniß, daß der Braminikalismus, seinem ganzen Wesen nach, eine vorhandene Entwickelung nur fixirt, keinesweges aber weiter geführt habe. Doch wie?

Alle praktischen Systeme, die es je gegeben hat, haben ihren Grund-Charakter in den Fortschritten gehabt, welche die allgemeine Wissenschaft um die Zeit ihrer Entstehung hatte; und da man, sobald von Wissenschaft im Allgemeinen die Rede ist, immer auf den Entwickelungs-Grad der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften zurückgehen muß, weil diese allein für echte Wissenschaften gelten können: so kann man sagen, alle politischen Systeme, die es je gegeben hat, sind das Produkt der Fortschritte gewesen, welche die Beobachtungs- und Erfahrungs-

wissenschaften um die Zeit ihrer Entstehung gemacht hatten. Was hinsichtlich der, gegenwärtig in der europäischen Welt vorherrschenden politischen Systeme für den, der dem Entwickelungsgange des menschlichen Geistes gefolgt ist, keinem Zweifel unterliegt, das muß hinsichtlich jedes anderen Systems, welchem Lande und welcher Zeit es auch angehören mag, dieselbe Wahrheit haben; denn in den gesellschaftlichen Erscheinungen ist durchaus nichts Zufälliges und Willkürliches. Versetzen wir uns also in die Zeit, wo das braminikalische System zum Vorschein trat, so können wir aus der Beschaffenheit dieses Systemes genau abstrahiren, was von Kunst- und Wissenschaft in der Gesellschaft vorhanden seyn konnte, auf die es angewendet wurde. Zuvörderst müssen wir zugeben, daß die Gesellschaft sich bereits über die Nothwendigkeiten des Lebens erhoben hatte, und nach den Bequemlichkeiten und feineren Genüssen desselben strebte; mit einem Worte: daß es bereits schöne Künste gab. Da nun die Wissenschaft den Künsten immer zur Seite geht: so müssen wir ferner einräumen, daß in der Gesellschaft wenigstens so viel Wissenschaft vorhanden war, daß die gröbsten Vorurtheile wegfielen, und die Vergleichung der verschiedenen Naturerscheinungen zur Idee einer allgemeinen Ursache derselben geführt hatte. Hierbei könnten wir stehen bleiben, wenn zur vollständigen Erklärung des braminikalischen Systemes nicht ein Umstand hinzu gedacht werden müßte, den wir, bei dem gänzlichen Mangel zuverlässiger Nachrichten, seine erste Entstehung betreffend, nur durch eine Hypothese herbeiführen können. Wir erklären uns näher. Ob für eine Gesellschaft, Staat genannt, die friedliche oder die kriege-

rische Tendenz vorherrschen soll, darüber entscheidet nichts so sehr, als der Geist der Nachbarn. Ist dieser friedlich, so wird auch jene friedlich seyn; ist er hingegen kriegerisch, so wird hierin auch für jene die Aufforderung liegen, kriegerisch zu werden. Sehen wir nun, daß in einem politischen Systeme alles auf den Frieden und auf die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe abzweckt, so können wir mit der größten Sicherheit daraus schließen, daß es zu einer Zeit entstand, wo, wir wollen nicht sagen die Welt, doch alles, was auf die Bildung des politischen Systems Einfluß hatte, den Frieden ankündigte. Das braminikalische System konnte nur unter solchen Umständen gebildet werden; denn bei jeder anderen Voraussetzung würde seine Ausbildung ganz unmöglich gewesen seyn.

Jetzt haben wir alles beisammen, was erforderlich ist, um den Braminikalismus nach seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, und um zugleich die Schicksale zu begreifen, welche das schöne Land, worin er seinen Wohnsitz aufschlug, durch ihn im Laufe von Jahrtausenden gehabt hat.

Ueber den inneren Werth der braminikalischen Lehren zu urtheilen, ist hier der Ort nicht. Wir lassen es also dahin gestellt, wie gut oder wie schlecht sie zusammenhangen, wie vernünftig oder wie unvernünftig, wie erhaben oder wie lächerlich sie sind. Das Einzige, worauf wir in dieser Hinsicht aufmerksam machen, ist, daß sie der theologischen Philosophie angehören, die sich herausnimmt, über die ersten Ursachen etwas festsetzen zu wollen. Da wir nun allenthalben die Gesellschaften in Kraft solcher Ideen geordnet und beherrscht sehen: so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß auch die Hindus auf diese

Weise geordnet und beherrscht worden sind. Nur die Art und Weise, wie dies geschah, kann unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Offenbar kam es darauf an, derjenigen Klasse, die sich dem Ordnungsgeschäft unterzogen hatte, für alle Zeiten die Suveränetät zu sichern. Um nun dies zu bewirken, war eine schroffe Absonderung derselben von allen übrigen Klassen der Gesellschaft durchaus nothwendig. Da dies jedoch zu einer, für die Dauer ganz unerträglichen Mißgunst geführt haben würde: so gab es schwerlich ein wirksameres Mittel, den Folgen dieser Mißgunst vorzubeugen, als — Sonderung der übrigen Gesellschaft in gleich strenge gehaltene Abtheilungen. Die Braminen brachten, außer der ihrigen, drei andere zu Stande: die der Krieger, die der Landbauer mit Inbegriff der Kaufleute, endlich die der Künstler, Arbeiter und Dienstboten. Man nennt dies das Kasten-System. Für alle vier Kasten ist das Gesetz wenigstens in so fern eins und dasselbe, daß Niemand je seine Kaste verlassen, oder in eine andere aufgenommen werden kann. Alle Verheirathungen finden nur innerhalb des Umfangs jeder einzelnen Kaste Statt; und unwandelbar festgestellt ist der Standpunkt jedes Individuums, unwiederruflich bestimmt die Laufbahn, von der es nicht abweichen darf. Ein Sohn, der noch etwas anderes ergreifen oder üben wollte, als die Verrichtung seines Vaters, würde sich dadurch zu einem Verbrecher stempeln. Nicht genug, daß gelehrt wird, jede Kaste rühre auf eine so verschiedene Art von der Gottheit selbst her, daß eine Vermischung der größte aller Frevel seyn würde, ist auch durch besondere Einrichtungen dafür gesorgt, daß

die einmal gezogenen Gränzlinien nicht durchbrochen werden können, ohne daß die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgt. Das ganze System hat seinen Schwerpunkt in den Parias, d. h. in jenen Unglücklichen, welche, nachdem sie aus ihrer ursprünglichen Kaste ausgestoßen sind, zu Auswürflingen werden, die auch nicht den geringsten Anspruch zu machen haben. Ihr Zustand ist ohne Zweifel die tiefste Herabwürdigung der menschlichen Natur. Kein Mitglied irgend einer Kaste darf in der mindesten Verbindung mit ihnen stehen; und wenn auf der Küste Malabar ein Paria sich einem Nayr, d. h. einem Krieger der hohen Kaste, nähert: so kann dieser ihn ungestraft tödten. Wasser und Milch werden, wenn auch nur der Schatten eines Paria darüber gegangen ist, für unrein gehalten, und können nicht eher gebraucht werden, als bis sie gereinigt sind. Kurz, es ist unmöglich die Verächtlichkeit auszudrücken, welche das Wort Paria oder Tschandala (denn auch diese Benennung führen jene Unglückseligen) in der Seele eines Hindu erregt. Eben diese Verächtlichkeit aber bezeichnet die tief gewurzelte Anhänglichkeit der Hindu an den Einrichtungen seines Stammes oder seiner Kaste; und wenn man den, die ganze Sinnlichkeit des Menschen in Anspruch nehmenden Götzendienst der Hindus kennt, so begreift man einigermaßen, wie er jede Ausschließung von demselben als ein Zeichen absoluter Verwerflichkeit betrachten kann.

So verhält es sich mit der braminikalischen Organisation der Gesellschaft, deren natürliche Wirkungen wir jetzt auseinandersetzen wollen.

Zerschnitten in vier große Abtheilungen, von welchen jede

jede sich aus sich selbst ergänzt, und alle übrigen von sich abstößt, kann eine so organisirte Gesellschaft zwar alles in sich schließen, was zur Erhaltung ihres inneren Friedens erforderlich ist; da ihr aber gerade das fehlt, was man unter allen Umständen als die Quelle der gesellschaftlichen Stärke betrachten muß — ich meine die Einheit — so ist sie nothwendig schwach, und folglich auch unfähig ihre Unabhängigkeit gegen die Angriffe zu vertheidigen, die von außen her auf dieselbe gemacht werden. Wie die Braminen es angefangen haben, ihre Autorität gegen die Eingriffe der Kriegerkaste (sofern diese aus Eingebornen besteht) zu bewahren, ist, so viel ich weiß, von Denen, welche die Erscheinungen der hindostanischen Welt ihrer Prüfung unterworfen haben, nie ins Klare gesetzt worden; wiewohl dies vor allen Dingen nöthig war, wenn begreiflich werden sollte, weßhalb nur in Hindostan nicht erfolgt ist, was in Aegypten und in Persien, bei ähnlichen Einrichtungen, die geistliche Gewalt zurückgedrückt und in Schatten gestellt hat. Unstreitig halfen sich die Braminen dadurch, daß sie die Kriegerkaste auf eine Weise organisirten, welche keine große Persönlichkeit emporkommen ließ. Je besser es ihnen aber damit gelang, desto unfehlbarer brachten sie über ihre Schöpfung das Schicksal, das diese seit den allerfrühesten Zeiten verfolgt hat, nämlich ein Raub jedes entschlossenen Ausländers zu werden, der es der Mühe werth fand, jene zu seinem ausschließenden Vortheil zu benutzen. Daher die Erscheinung, daß, so weit wir die Fackel der Geschichte in die Vergangenheit zurücktragen können, Hindostan immer von fremden Völkern unterjocht gewesen ist. Es war dies die unabtreibliche Wirkung einer gesellschaft-

lichen Organisation, welche keine andere Bestimmung hatte, als ein gegebenes System von übernatürlichen Lehren aufrecht zu erhalten, und alles dem Verfügen derjenigen Kaste zu unterwerfen, welche sich zur Führerin aller übrigen aufgeworfen hatte.

Die Wirkungen des Zerschneidens der Gesellschaft in vier große Abtheilungen fanden hierin aber nicht ihre Gränze; und wir müssen nun etwas genauer, als es von Anderen geschehen ist, untersuchen, wie die braminikalische Organisation der Gesellschaft auf das Innere derselben zurückwirkte.

Welche Schwierigkeiten ein höchst fruchtbarer Boden und ein unvergleichlich mildes Klima auch der menschlichen Entwickelungsfähigkeit entgegen stellen mögen: so ist doch unleugbar, daß der Stillstand der Intelligenz, den man seit zwei Jahrtausenden an den Bewohnern Hindostans wahrnehmen kann, unendlich mehr von ihrer gesellschaftlichen Organisation, als von jenen Schwierigkeiten herrührt. Dieser Stillstand ist durch nichts so vollständig erwiesen, als durch den Umstand, daß die Gegenstände, wodurch Ostindien, in seinem Verkehr mit dem Auslande, auf Europa noch jetzt einwirkt, so viele Jahrhunderte hindurch in jedem Betracht dieselben geblieben sind. Wer wäre denn wohl im Stande, irgend eine Entdeckung oder Erfindung zu nennen, wodurch die Hindus seit zweitausend Jahren das menschliche Geschlecht bereichert hätten! Da nun der natürliche Scharfsinn dieses Volks durchaus nicht in Zweifel gezogen werden kann: so bleibt nichts anderes übrig, als seine gesellschaftliche Organisation, als die wahre Ursache des stationären Geistes der Hindus zu betrachten.

In Wahrheit, welcher neue Gedanke könnte da emporkommen, wo jeder Sohn die Verrichtung seines Vaters einzulernen genöthigt ist, und wo jedes Hinausgehen über den vermeintlichen Vortheil der Kaste, zu der man gehört, als das größte aller Verbrechen, durch Ausstoßung und Schmach bestraft wird? Der Gesetzgeber kann in vielen Fällen hinausgehen über das, was das Klima vorzuschreiben scheint, und so oft er dies wirklich thut, kann er nur zur Veredlung der in einem gegebenen Klima befangenen Gesellschaft wirken; doch wenn er sich dem Klima unbedingt unterordnet, und wohl gar noch weniger will, als dieses gestattet, dann wird er nothwendig zum Verderber der Gesellschaft, welche durch ihn weiter geführt werden sollte. Dies nun scheint den Braminen, als Gesetzgebern, widerfahren zu seyn. Dürfen die seit zwei Jahrtausenden in der ostindischen Welt beobachteten Erscheinungen entscheiden: so hat es in derselben nie eine Entwickelung vom Schlechteren zum Besseren, nie irgend einen Fortschritt gegeben, den man ehren könnte. Es ist aber sogar höchst wahrscheinlich, daß es sich mit gewissen Veränderungen, welche mit Ostindien im Laufe der Jahrhunderte vorgegangen seyn sollen, ganz anders verhält, als man gemeinhin voraussetzt. Wenn z. B. behauptet wird, der Verfall der Sanskritsprache habe in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts seinen Anfang genommen, und sich im dreizehnten Jahrhunderte, vorzüglich seit der Eroberung von Benares durch die Afghanen, vollendet: so muß noch erst erwiesen werden, daß das Sanskrit in Hindostan jemals Landessprache gewesen sei. Man hat nämlich nur allzu viel Ursache, zu glauben, daß nicht

weniger, als zehn ausgebildete Dialekte, in eben so viel civilisirten Nationen Hindostans, seit vielen Jahrhunderten vorgeherrscht haben, was offenbar der Natur eines großen Landes vollkommen gemäß ist. Wo bleibt hier das Sanskrit als Landessprache? Als solche hätte es um so weniger aussterben können, da von den Eroberern Hindostans kein einziger jemals auf die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner dieses großen Landes einen solchen Einfluß gewonnen hat, daß seine und der Seinigen Individualität hätte vorwiegend werden können: dieselbe Hartnäckigkeit, womit das Kastenwesen als gesellschaftliche Organisation, vertheidigt wurde, hätte nothwendig auch die Landessprache retten, und vor allen wesentlichen Veränderungen bewahren müssen. Als Erscheinung ist der Untergang der Sanskritsprache vollkommen erklärt, wenn man der Meinung derjenigen beitritt, welche behaupten, die Braminen seien ursprünglich aus Persien, oder aus irgend einem Theile des mittleren Asiens in die ostindische Halbinsel eingewandert; diese Meinung hat zum Wenigsten das für sich, daß die braminikalische Lehren in früherer Zeit nur im Westen des Indus vorherrschten, und sich sehr allmälig nach Osten ausbreiteten. Nimmt man nun an, daß das Sanskrit die ursprüngliche Sprache der Braminen war, so wird der Untergang desselben durch das natürliche Interesse dieser Kaste, die Landessprachen zu lernen, um desto stärker einzuwirken, eben so begreiflich, als er ganz unbegreiflich seyn würde, wenn man annehmen müßte, er habe sich an einer Landessprache vollzogen, während alles, was mit derselben in Verbindung zu stehen pflegt, wie Religion, gesellschaftliche Einrichtungen, Sitten

u. s. w. unverändert geblieben wären. Ueberhaupt liegt es in der Natur der Dinge, daß der rohe Eroberer die Sprache eines zivilisirten Volks annimmt; keineswegs aber läßt sich das Gegentheil als möglich denken. Der Untergang des Sanskrit kann also nicht als Beweis gelten, daß in Hindostan eine Entwickelung (ein Fortschritt oder Rückschritt) seit der Einführung des braminikalischen Systemes Statt gefunden habe.

Dies zur Berichtigung der falschen Vorstellungen, welche über das Sanskrit unter denjenigen im Gange sind, die sich nicht auf eine richtige Würdigung der gesellschaftlichen Erscheinungen verstehen, und daher geneigt sind, alles für wahr anzunehmen, was unbedachtsame Geschichtforscher dafür ausgegeben haben.

Auf das Empfindungsvermögen der Hindus hat der Braminikalismus, durch die von ihm ausgegangene Organisation der Gesellschaft, noch auf eine so eigenthümliche Weise zurückgewirkt, daß wir derselben besonders gedenken müssen, ehe wir über diesen Gegenstand zum Schluß kommen.

Indem nämlich der Hindu durch eine unnatürliche Sonderung der Gesellschaft gezwungen ist, mit seinen Empfindungen bei dem Vortheil der Kaste zu verweilen, in welche das Schicksal ihn gesetzt hat, bleibt ihm nichts so fremd, als Vaterlandsliebe und alles, was von politischen Grundsätzen mit derselben in Verbindung steht. Er ist bekümmert um die Duldung seiner Vorurtheile und Gebräuche, um die Sicherheit seiner häuslichen Angelegenheiten, und um die Wohlfahrt der Gemeine, deren Mitglied er ist; allein ohne merklichen Unwillen gehorcht er

Jedem, der sich über ihn stellt, in der Erwartung, daß sein Regiment eben so vorübergehend seyn werde, wie das seines Vorgängers. Er hat keinen Begriff von gesetzlicher oder ungesetzlicher Denkart, außer in Beziehung auf den Herrn, in dessen Dienst oder Sold er gerade steht. Die Idee bürgerlicher Freiheit ist für ihn noch weniger, als eine bloße Schimäre; denn er hat gar keine Ahnung davon, und würde daher auch in seiner Sprache nicht das Mittel finden, sich darüber auszudrücken: eine Erscheinung, welche in der That um so merkwürdiger ist, da die mannichfaltigen Umwälzungen, welche Hindostan seit Jahrtausenden gelitten hat, nur allzu starke Aufforderungen zum Nachdenken über eine Verfassung enthielten, wodurch man sich neue Umwälzungen ersparen konnte. In dieser Hinsicht haben sich die Hindus bisher vollkommen stumpfsinnig bewiesen. Alles, was in Europa Politik genannt wird, verbrunstet bei ihnen in dem Tempeldienst. Dies ist ihr Ableiter; und vielleicht verstreichen noch Jahrhunderte, ehe sie dahin gelangen, sich über Dorfangelegenheiten mit irgend einer Freiheit zu erheben.

Je merkwürdiger nun dieses Alles ist, desto stärker drängt sich die Frage auf: durch welche Art von Konsequenz das ostindische Kastenwesen die Stärke und Stätigkeit gewonnen hat, daß es sich in seinen Wirkungen so viele Jahrhunderte hindurch gleich bleiben konnte? Und indem wir uns der Beantwortung dieser Frage unterziehen, beabsichtigen wir nichts so sehr, als nachzuweisen, worauf der Gegensatz beruhet, den Europa in dieser Beziehung von allem bildet, was seit Jahrtausenden in Indien hergebracht ist.

Angenommen, die Braminen wären unbeweibt in Ostindien eingewandert, hätten sie alsdann jemals auf den Gedanken gerathen können, die gesellschaftliche Ordnung auf eine strenge Sonderung der Kasten zu gründen? Gewiß nicht. So lieb ihnen ihre eigene Erhaltung gewesen wäre, hätten sie eine freie und unverhinderte Vermischung der Stände gestatten müssen; schon aus dem einfachen Grunde, weil sie, als Führer der Gesellschaft, es mit keinem besonderen Stande hätten verderben dürfen. Angenommen ferner, eben diese Braminen hätten, gleich den Priestern der römisch-katholischen Kirche, im Cölibat leben wollen, würden sie im Stande gewesen seyn, eine Sonderung der Gesellschaft in Kasten, nachdem sie dieselbe, gleichviel durch welche Mittel, zu Stande gebracht, aufrecht zu erhalten? Eben so wenig. Dieser Cölibat wäre vielmehr das Mittel gewesen, die Sonderung der Gesellschaft in Kasten zu zerstören; denn, um als Ordnung, oder unter welcher Benennung man sonst will, in ehelosem Zustande fortzubauern, hätten die Braminen das Einströmen aller übrigen Ordnungen in die ihrige gestatten müssen, was nichts anderes gewesen seyn würde, als eine Zerstörung alles Kastenwesens.

Aus der Beantwortung dieser beiden Fragen folgt, daß die Braminen mit Weib und Kind in Ostindien einwanderten, und durch die strenge Absonderung, worin sie von der Gesellschaft lebten, diese verführten, sich auf gleiche Weise in mehreren Abtheilungen zu sondern, und diesen Abtheilungen treu zu bleiben. So nur konnte das Kastenwesen zum Vorschein kommen, und sich durch alle Zeiten erhalten. Ein eheloser Priesterstand würde schwerlich je

dahin gekommen seyn, es zu gründen; wenn er aber auch dahin gelangt wäre, so würde die Ehelosigkeit des Priesterstandes das Mittel gewesen seyn, es wieder zu zerstören, und zwar dadurch, daß die Nothwendigkeit einer Ergänzung des Priesterstandes alle Stände gleich gesetzt hätte.

Will man also wissen, weßhalb in Europa die Einführung eines indischen Kastenwesens unmöglich gewesen ist, so muß man auf den Umstand zurück gehen, daß in jener Zeit, wo es hätte gebildet werden können, die Ehelosigkeit der katholischen Priester ein unüberwindliches Hinderniß war. Viel ist, von Berufenen und Unberufenen, über diesen Gegenstand zur Sprache gebracht worden; und wenn man in der gegenwärtigen Zeit die Stimmen aller Liberalen sammeln wollte, so würde sich ohne Mühe finden, daß nur sehr Wenige für den Cölibat wären, und darin noch etwas mehr als Unheil für die Gesellschaft sähen; sie dürften auch wohl die Wahrheit auf ihrer Seite haben, wenn die Entwickelung, welche der europäischen Gesellschaft in unseren Zeiten eigen ist, immer da gewesen wäre. Da dies aber nicht der Fall gewesen ist: so kommt es vor allen Dingen darauf an, daß man sich klar mache, wie viel Europa dem von Gregor dem Siebenten festgestellten Cölibate verdankt.

Die westeuropäische Gesellschaft — denn nur von dieser kann in diesem Zusammenhange die Rede seyn — bedurfte in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts einer stärkeren Organisation, als ihr bis dahin eigen gewesen war; sie bedurfte ihrer, um sich im äußersten Westen gegen die Fortschritte der afrikanischen Völker-

schaften, welche auf der pyrenäischen Halbinsel bleibende Wohnsitze erworben hatten, zu vertheidigen, und um im äußersten Osten die Angriffe der Türken und Tartaren abzuwehren. Da nun eine neue Organisation immer nur das Werk einer großen Autorität seyn kann, die größte aber, die es in diesen Zeiten geben konnte, nothwendig eine theologische war, weil Künste und positive, d. h. auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Wissenschaften nur geringe Fortschritte gemacht hatten: so dürfen wir uns keinesweges darüber wundern, daß ein Oberpriester das schwierige Geschäft übernahm, der Gesellschaft die Organisation zu geben, bei welcher sie die Aussicht auf ungestörte Fortdauer gewann. Nach welchen politischen Anschauungen Gregor der Siebente organisirte, darüber läßt sich freilich nicht genaue Rechenschaft geben; doch indem er es vermied, die Gesellschaft, nach dem Beispiele der Braminen, in Kasten zu zerschneiden, und indem er die in der katholischen Kirche hergebrachte Ehelosigkeit der Priester, zur Grundlage des Uebergewichts machte, daß er seinem Stande zuwendete, leistete er, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, etwas Außerordentliches. Er bewirkte nämlich vermöge des Cölibats, wozu er die Priesterschaft unwiederruflich verurtheilte, daß, zur Aufrechthaltung der Hierarchie, alle Klassen der Gesellschaft in den Priesterstand einströmen mußten, und legte dadurch den Grund zu jener Gleichheit des Anspruchs, gegen welche alle künstlichen Abgränzungen der Konvenienz zu Schanden werden. Mit welchen anderweitigen Nachtheilen nun auch die Ehelosigkeit der Priesterklasse verbunden seyn mochte: indem sie dem Kastengeist entgegen wirkte, war sie überwiegend nützlich.

Ohne sie würde der Ehrgeiz der Westeuropäer eben so erloschen seyn, wie der Ehrgeiz der Ostindianer; mit dem erloschenen Ehrgeize aber wären alle die politischen Tugenden verschwunden, welche den Westeuropäer so hoch emporheben, daß er auf der Stufenleiter der Entwickelung die oberste Stelle im menschlichen Geschlechte einnimmt.

Es sei erlaubt, dies noch weiter zu verfolgen, weil die richtigere Anschauung der gesellschaftlichen Erscheinungen dabei nur gewinnen kann.

Die unmerklich wirkende Kraft gesellschaftlicher Einrichtungen kann verkannt werden; und schwerlich ist sie jemals in größerer Allgemeinheit und zugleich anhaltender verkannt worden, als in Beziehung auf den Cölibat der katholischen Priester. Dies verhindert jedoch keinesweges, daß wir in ihm, wo nicht die ausschließende, doch eine der vornehmsten Ursachen finden müssen, welche, in dem Zeitraume von sieben Jahrhunderten, die westeuropäische Gesellschaft auf einen Punkt geführt haben, der nie von ihr erreicht seyn würde, wenn sie, wie die hindostanische, dem Kastenwesen unterlegen hätte. Es läßt sich aber sogar behaupten, daß Gregor der Siebente seine Schöpfung durch dieselbe Einrichtung untergraben habe, wodurch er ihr eine ewige Dauer zu geben gedachte. Indem er nämlich durch den Cölibat den Ehrgeiz aller Klassen entflammte, konnte es nicht fehlen, daß sich die gesellschaftlichen Kräfte je mehr und mehr entfalteten; und indem hieraus eine Entwickelung hervorging, welche, in neuen Erfindungen und Entdeckungen, den Ausschlag über jede frühere gab: wie hätte es ausbleiben mögen, daß das ganze katholische Kirchenthum, der Lehre und Hierarchie

nach, darüber in Schatten gestellt worden ist? Hierdurch ist im Grunde nichts Anderes geschehen, als was man in Beziehung auf menschliche Einrichtungen zu allen Zeiten wahrgenommen hat; nämlich, daß ihre Güte auf ihrer Konformität mit dem vorhandenen Entwickelungsgrade beruht. Was in einer gegebenen Zeit und unter gewissen Bedingungen vortrefflich war, kann diesen Charakter nach und nach gänzlich einbüßen. Dasselbe Gesetz des Cölibats, das in einer früheren Periode, wo die Gesellschaft nur theokratisch regiert werden konnte, im höchsten Grade wohlthätig war, kann demnach jetzt, wo, vermöge der Fortschritte in den physischen Wissenschaften, ein durchaus verändertes Regierungs-System nothwendig geworden ist, nicht bloß vollkommen unnütz, sondern sogar schädlich und verderblich geworden seyn. Zum Wenigsten ist kein Grund vorhanden, zu fürchten, daß nachdem die Gleichheit des Anspruchs sich in einem so hohen Grade festgestellt hat, die Gesellschaft jemals so weit zurückgehen sollte, daß es besonderer Vorkehrungen zur Abwendung des Kastenwesens bedürfte, indeß, auf der anderen Seite, schon jetzt nichts entschiedener ist, als daß es zur Verbreitung nützlicher und erwiesener Wahrheiten keinesweges der Heiligkeit bedarf, die das Erzeugniß der Ehelosigkeit seyn soll.

Der Leser wird uns diese Abschweifung (so fern es eine ist) um so bereitwilliger verzeihen, wenn wir ihm sagen, daß wir damit, im Großen genommen, keine andere Absicht verbunden haben, als ihm begreiflicher zu machen, wie 30 bis 40,000 Europäer über 123,000,000 Ostindianer herrschen können, ohne daß von Seiten der letzteren die allergeringste Opposition gegen eine Regierung sichtbar

wird, die in allem, was sie zu ihrer Eigenthümlichkeit rechnen, so sehr abweicht, daß alle Gemeinschaft wegfällt. Von allen Phänomenen, welche die europäische Welt darbietet, ist dies unstreitig das alleranziehendste; und wenn uns die Erklärung desselben gelungen seyn sollte, so würde, vermöge derselben, der Stab gebrochen seyn über jeden Versuch, der gemacht werden kann, die gesellschaftliche Ordnung auf ein Kastenwesen zu gründen. In Wahrheit, alles, was aus diesem Versuch hervorgehen kann, ist — Herabwürdigung des Edelsten, das die menschliche Organisation in sich schließt, und, in Folge derselben, Stillstand des Intellektuellen und Sittlichen. Die Braminen selbst — was haben sie bei aller Muße, welche ihnen von Standeswegen gestattet ist, für die Wissenschaft geleistet? Man darf behaupten, daß sie in dieser Beziehung gar nichts geleistet haben. Denn, obgleich die, durch ein verbessertes Ziffern-System vervollkommnete Rechenkunst von ihnen auf die Araber übergegangen, und durch diese, nach und nach, über Europa verbreitet worden ist: so folgt aus diesem Umstande doch keinesweges, daß die Braminen die Urheber der neueren Arithmetik sind. Und obgleich ihre Fortschritte im Studium der Astronomie vor allem gerühmt werden, und man mit wahrer Emphase davon spricht, daß sie astronomische Tafeln aufzuweisen haben, deren Entstehung um das Jahr 3102 vor unserer Zeitrechnung fallen soll *): so reicht doch der bloße Umstand, daß man

*) Dies soll der Fall seyn mit den astronomischen Tafeln von Tirvalore (einer kleinen Stadt an der Küste Koromandel), welche ein gelehrter Bramin dem Herrn le Gentil mitgetheilt hat.

bisher noch auf keinen Braminen gestoßen ist, der mit der Methode, solche Tafeln zu verfertigen, bekannt gewesen wäre, vollkommen hin, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß diese Gelehrten-Klasse, in der erhabensten aller Wissenschaften, immer nur Handlangerdienste geleistet hat. Man kann zugeben, daß die Braminen gute theologische Philosophen gewesen sind, und noch sind, so fern die Lehre von einem einigen Gott unter ihnen nicht ausgestorben ist: allein hieraus würde höchstens folgen, daß die Spekulation ihnen nie fremd gewesen ist; und da sie, um und neben sich, jeden noch so groben Aberglauben aus Eigennutz haben bestehen lassen, so ist nicht abzusehen, wie ihre geläuterte Theologie ihnen zum Verdienst angerechnet werden könne. Mit Einem Worte: das Kastenwesen hat auf die Braminen nicht anders zurückgewirkt, als auf die übrigen Klassen der Gesellschaft, zum ewigen Beweise, daß mit dem Antriebe auch das Genie verschwindet, und daß da, wo das Empfindungsvermögen dem Kasten-Interesse unterworfen wird, alle Schöpferkraft aufhört.

Wir achten es der Mühe unwerth, auch nur einen Abriß von den Kriegen zu geben, welche, seit dem neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die hindostanische Welt erschüttert haben, ohne sie, ihrem Innern nach, im Mindesten zu verändern. Wie blutig diese Kriege auch zum Theil gewesen sind, so haben sie doch, zum Unterschiede von europäischen Kriegen, keine neue Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte bewirkt; in Wahrheit so wenig, daß man sie, in welthistorischer Hinsicht, einem bloßen Schattenspiele vergleichen konnte, das an den Hindus, wie an einer Wand, vollzogen worden. Der Grund lag un-

streitig darin, daß alle die Völker, welche sich nach einander die Oberherrschaft über die Bewohner Hindostans anmaßten, die Engländer allein ausgenommen, in wahrer Aufklärung noch weiter zurück waren, als diese, und folglich neben ihren theologischen Dogmen keine echte Wissenschaft geltend machen konnten. Auf eine unverkennbare Weise war dies der Fall mit den ghasnavidischen Türken, den Afghanen und den Mogulen. Streng genommen machten auch die Portugiesen keine Ausnahme von dieser Regel; es kam für diese aber noch hinzu, daß sie, als Volk, viel zu schwach waren, um jemals eine so starke Menschenmasse durchdringen zu können, wie sich ihnen in Ostindien darstellte. Erst seitdem die Engländer die mogulische Herrschaft vernichtet haben und Gebieter über eine Masse von 83,000,000 geworden sind, ist für die Hindus die Aussicht gewonnen, daß sie eine Umwandlung erleben werden, die sie berechtigt, als aktive Theilnehmer an der größten von allen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts dereinst aufzutreten. Die Gründe, welche zu dieser Erwartung hinleiten, sind folgende.

Nach dem ersten Anfange der brittischen Herrschaft in Indien, war die unvermeidliche Nothwendigkeit, der Eroberung größeren Umfang zu geben, mehrere Jahre hindurch einer von den größten Nachtheilen, die mit dieser Herrschaft verbunden waren; denn je weiter die Eroberung sich ausdehnte, desto angreifbarer wurde sie. In neueren Zeiten ist das Entgegengesetzte eingetreten, indem die Vermehrung des Territoriums dadurch, daß sie den natürlichen Gränzen Hindostans näher gerückt ist, die Vertheidigungslinie wesentlich abgekürzt hat. Zwischen Calcutta und dem

Indus giebt es keine feindliche Gränze mehr: nichts als Staaten, durch das Gefühl gemeinschaftlichen Vortheils verbunden, oder einen vergleichungsweise kleinen Theil schlechtgesinnter Bevölkerung, welcher unfähig ist, die Kriegsfahne aufzupflanzen. Neben der Vervielfältigung der Vertheidigungspunkte muß aber auch von der Verminderung der Störungsmittel die Rede seyn; und die brittische Regierung ist, ihrer neuen Lage nach, durchaus nicht in Berührung mit irgend einem nordischen Staate, der die Macht hätte, sie sehr zu beunruhigen. Innerhalb des Indus ist alles in eine große Konföderation zusammengetreten, von welcher die brittische Regierung das Haupt ist, während der Indus und dessen Wüste die Gränzscheide bilden. Es bleibt keine andere Gefahr übrig, als die, welche aus weiter Ferne droht: die Gefahr mächtiger Invasionen, gegen welche im Laufe der Zeiten kein Staat gänzlich gesichert ist.

Diese vortheilhafte Lage nun — vortheilhafter, als irgend eine, worin frühere Eroberer sich befanden — setzt die brittische Regierung in den Stand, europäische Bildung auf die Hindus zu übertragen. Wollte sie die religiösen Begriffe und das Kastenwesen unmittelbar angreifen: so würde sie der Vorwurf treffen, daß sie ihrer eigenen Absicht entgegen handele; denn auf diesem Wege würde sie nur Widerstand und Verbissenheit hervorrufen. Sie ist einsichtsvoll genug, bei mittelbaren Angriffen stehen zu bleiben. Dahin gehört, daß sie, so viel an ihr ist, die Gegenstände der National-Thätigkeit verändert; der Zuckerbau z. B. ist in Ostindien nie weiter getrieben worden, als in den letzten Jahrzehnten. Dahin gehört ferner, daß

sie mit ihrem Maschinen-Wesen und mit den Produkten desselben immer tiefer in die indische Gesellschaft eindringt, und dadurch eine Fabrikation erschwert, deren nothwendiges Erzeugniß ein dumpfer Mechanismus ist, wobei körperliche und geistige Kräfte gleich sehr verschlürft werden. Dahin gehört, daß sie, so viel sie immer kann, das Geheimniß von den Religionsübungen abstreift, und diese dadurch verleidet, daß sie dieselben erleichtert — ganz gegen den geheimen Wunsch der Eingebornen, welche durch weitgetriebene Büßungen und mühsam überwundene Schwierigkeiten, eine übernatürliche Macht gewinnen zu können wähnen. Dahin gehört endlich, daß sie, außer den Elementar-Schulen, auch Gewerbschulen errichtet, in welchen die herranwachsenden Geschlechter mit neuen Vorstellungen neue Fertigkeiten erwerben. Das endliche Ergebniß von dem Allen, kann nur der Untergang des alten Aberglaubens und des eben so alten Kastenwesens seyn; und wer möchte daran zweifeln, daß, nach dem Untergang von beiden, für die Entwickelung des menschlichen Geschlechts um so Größeres gewonnen sei, da die Gesammtbevölkerung von ganz Hindostan nicht weniger als 134,000,000 beträgt?

(Fortsetzung folgt.)

Sendschreiben des Grafen von Saint Simon an die Philanthropen Frankreichs.

(Schluß)

Jetzt muß ich von der Zukunft zu Ihnen reden. Beurtheilen Sie mich strenge; aber beurtheilen Sie mich nicht leichtfertig.

Im Anfange dieser Zuschrift habe ich eine Vergleichung zwischen dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, und zwischen der Lage angestellt, worin sich die Gesellschaft um die Zeit des Verfalls des römischen Reichs befand. Ich habe sodann gezeigt, welchen Gang die Zivilisation, von der Gründung des Christenthums an, bis auf unsere Zeiten genommen hat. Diese Ideen sind gewiß höchst wichtig. Sie haben sogar einen zwiefachen, ganz verschiedenen Werth. Gleichwohl sind sie für uns nur von einer untergeordneten Bedeutung. Sie, meine Herren, müssen dieselben auffassen, einerseits, als vorläufige Betrachtungen, und andererseits als Thatsachen zur Unterstützung dessen, was ich Ihnen sagen werde. Ich habe die Vergleichung gebraucht, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und ich habe den Gang der Zivilisation gezeichnet, um Ihren Geist in den Gesichtspunkt zu stellen, worin sie sich befinden müssen, um über meine Ideen richtiger zu urtheilen.

Das Hauptsächlichste für Sie — das, was Sie vor allem kennen zu lernen verlangen, das, was ich mir vorgenommen habe, Ihnen zu offenbaren — ist die Zukunft, oder das, was eintreten wird. Nun wohl, meine Herren, ich will mich über diesen Gegenstand auf das Allerbestimmteste auslassen. Ich will Ihnen sagen, was geschehen wird, durch Wen es geschehen wird, und auf welche Weise es geschehen wird.

Ich werde, meine Herren, die so eben ausgesprochenen drei Fragen nach einander aufstellen; ich werde auf jede dieser Fragen abgesondert antworten, und ich werde jeder einzelnen Antwort die Gründe beifügen, auf welche ich meine Meinung stütze.

Erste Frage. Welches sind die politischen Hauptveränderungen, die, während der vierten Epoche des Christenthums zu Stande kommen werden?

Antwort. „Ich glaube, daß, während dieser vierten Epoche des Christenthums, sich eine neue geistliche, und eine neue weltliche Gewalt bilden wird."

„Ich glaube, daß die neue geistliche Gewalt bei ihrem Ursprunge zusammengesetzt seyn wird aus allen den Akademieen der Wissenschaften, die es in Europa giebt, und aus allen den Personen, welche in diese wissenschaftliche Vereine einzutreten verdienen. Ich glaube, daß, sobald dieser Kern einmal gebildet seyn wird, die, aus denen er zusammengesetzt ist, sich von selbst organisiren werden. Ich glaube, daß die Leitung der Erziehung, so wie die der öffentlichen Unterweisung, dieser neuen geistlichen

Gewalt anvertraut werden wird. Ich glaube, daß die reine Sittenlehre des Evangeliums zur Grundlage für die neue öffentliche Unterweisung dienen, und daß sie, noch außerdem, so weit als möglich ausgedehnt werden wird in Beziehung auf die positiven Erkenntnisse, angemessen der Zeit, welche die Kinder der verschiedenen Grade des Reichthums in den Schulen zubringen können. Ich glaube endlich, daß die neue geistliche Gewalt eine mehr oder minder große Zahl ihrer Glieder in allen Gemeinen aufstellen wird, und daß diese entsendeten Gelehrten keine andere Hauptbestimmung haben werden, als ihre geistlichen Pflegebefohlnen mit der Leidenschaft für das öffentliche Wohl zu entflammen."

„Ich glaube, daß, in jedem europäischen Volke, die Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten den Unternehmern friedlicher Arbeiten (welche die Mehrzahl der Individuen beschäftigen werden) anvertraut werden wird; und ich bin überzeugt, daß diese Verwaltung, vermöge des persönlichen Vortheils der Verwalter, sich kein anderes Ziel setzen wird, als zunächst den Frieden unter den Nationen zu erhalten, sodann die Auflagen so viel als möglich zu vermindern, und endlich die Produkte der Arbeit auf das Vortheilhafteste für die Gesammtheit anzulegen."

Hier nun folgen die drei Gründe, auf welche ich diese Meinung stütze.

1) Da diese neuen Grundlagen gesellschaftlicher Organisation den Interessen der unermeßlichen Mehrheit der Bevölkerung entsprechen: so müssen sie betrachtet werden, als eine allgemeine politische Folgerung, hergeleitet aus dem Prinzip der göttlichen Sittenlehre: Alle Menschen

sollen sich als Brüder betrachten: sie sollen sich lieben und sich gegenseitig helfen und beistehen.

Gott will demnach ganz offenbar, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Aufklärung, die christliche Gesellschaft auf diese Weise konstituirt werde.

2) Menschlich von der Sache zu reden, und ohne uns zu erheben über die wissenschaftlichen Regeln, ist diese Konstitution der christlichen Gesellschaft die natürliche Folge und die unmittelbare Wirkung der aufgehobenen Sklaverei, so wie der Ueberlegenheit, welche die Beobachtungswissenschaften erworben haben über die Theologie und über die anderweitigen Zweige der Metaphysik.

3) Wenn wir uns auf politische Betrachtungen beschränken, so leuchtet sogleich ein, daß die Fortschritte der Zivilisation dies Resultat herbeiführen werden; denn die positiven Kräfte, die intellektuellen eben so sehr, als die materiellen, befinden sich in den Händen Derer, welche die Beobachtungswissenschaften mittheilen, und Derer, welche die Betriebsamkeitsarbeiten unternehmen und leiten. Nur vermöge einer im Alterthume angenommenen Gewohnheit erträgt das Volk die Autorität des Adels und der Theologen. Nun hat aber die Erfahrung bewiesen, daß die Gesellschaft sich ihrer früher angenommenen Gewohnheiten entäußerte, wenn diese Gewohnheiten ihrem Vortheile entgegen waren, und wenn sie ein neues Mittel entdeckte, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Es läßt sich also nicht bezweifeln, daß die Institutionen des Klerus und des Adels von ihr werden aufgegeben werden; es ist über allen Zweifel erhaben, daß die politischen Gewalten übergehen werden

in die Hände Derer, welche bereits beinahe die Totalität der gesellschaftlichen Kräfte besitzen, derer, welche täglich die physischen Kräfte leiten, derer, welche die Geldkraft schaffen, derer endlich, welche unaufhörlich die intellektuelle Kraft verstärken.

Zweite Frage. Welche Kraft wird diese Veränderungen bestimmen, und durch Wen wird diese Kraft ihre Richtung erhalten?

Antwort. „Die Kraft des sittlichen Gefühls wird diese Veränderungen bestimmen, und diese Kraft wird zum Hauptbeweger den Glauben haben, daß die politischen Prinzipe abgeleitet werden müssen von dem allgemeinen Prinzip, das Gott den Menschen gegeben hat."

„Die, denen diese Kraft ihre Richtung verdanken wird, werden die Philanthropen seyn; und sie werden bei dieser Gelegenheit nichts mehr und nichts weniger seyn, als was sie um die Zeit der Gründung des Christenthumes waren — die direkten Werkzeuge des Ewigen."

„Vermöge einer ersten gemeinschaftlichen Bemühung haben die Philanthropen die Mächtigen der Erde zur Annahme des Prinzips der göttlichen Sittenlehre vermocht; vermöge einer zweiten allgemeinen Anstrengung wird die Philanthropie die Adeligen und die Theologen bestimmen, sich die allgemeine Folge dieses Prinzips gefallen zu lassen."

Ich stütze diese Meinung zunächst auf die Kenntniß, die wir von dem haben, was sich um die Zeit der ersten Gründung des Christenthums begeben hat.

Die niedrigste Klasse der Gesellschaft war gewiß auf das Positiveste und Unmittelbarste für die Zulassung dieses

Glaubens betheiligt; auch bot die neue Lehre den Völkern, die das Joch der Römer trugen, sehr große Vortheile dar. Es schien demnach sehr glaublich, daß diese beiden großen Massen der Bevölkerung das neue Moral-Prinzip mit allen Kräften unterstützen würden. Nichts desto weniger hat sich alles auf eine ganz andere Weise zugetragen. Der Hauptbegründer der christlichen Religion ist Paulus gewesen; Paulus aber war ein Römer. Polyeukt, welcher zu den ersten Klassen der Gesellschaft gehörte, war einer von den ersten Martyren, und die ersten Prediger sind oft von den niedrigsten Volksklassen verfolgt worden.

Das Wahre in dieser Hinsicht ist — und diese Wahrheit bestätigt sich in dem ganzen Gange der Zivilisation — daß die Leidenschaft für das öffentliche Wohl, so oft es darauf ankommt politische, Verbesserungen zu bewirken, bei weitem wirksamer ist, als die des Egoismus derjenigen Klassen, denen diese Veränderungen am meisten zu Statten kommen sollen. Mit Einem Worte: die Erfahrung hat bewiesen, daß die, welche bei der Feststellung einer neuen Ordnung der Dinge am meisten betheiligt sind, durchaus nicht für diejenigen gelten dürfen, welche mit dem meisten Eifer an ihrer Einführung arbeiten.

Meine Herren, zu der sehr alten Thatsache, die ich Ihnen zur Unterstützung meiner Meinung vorgelegt habe, muß ich noch eine andere Thatsache hinzufügen, welche so neu ist, daß sie nicht einmal für beendigt gelten kann.

Ich arbeite seit sechs Jahren daran, den Gelehrten und den Betriebsamen zu beweisen:

1) Daß die Gesellschaft in diesem Augenblicke ein unverkennbares Bestreben äußert, sich auf die, für die Fortschritte der Wissenschaften und für das Gedeihen der Betriebsamkeit vortheilhafteste Weise zu konstituiren.

2) Daß, um die Gesellschaft auf die, für die Fortschritte der Wissenschaften und das Gedeihen der Betriebsamkeit günstige Weise zu organisiren, man die geistliche Gewalt den Trägern der Wissenschaft, und die Verwaltung der zeitlichen Gewalt den Betriebsamen anvertrauen müsse.

3) Daß die Inhaber der Wissenschaft und die Betriebsamen die Gesellschaft auf eine, ihren Wünschen und ihren Bedürfnissen gemäße Weise organisiren können, weil jene über die intellektuellen, diese über die materiellen Kräfte verfügen.

Diese Arbeit hat mich mit einer großen Anzahl von Gelehrten und Betriebsamen in Verbindung gebracht; sie hat mir die Gelegenheit und die Mittel gewährt, ihre Meinungen und ihre Absichten zu studiren.

Was ich beobachtet habe, ist Folgendes:

Ich habe zunächst bemerkt, daß man die Menschen in sittlicher Hinsicht als in zwei verschiedene Arten getheilt betrachten kann; nämlich die, bei welchen die Gefühle die Ideen beherrschen, und die, bei welchen die Gefühle den Kombinationen des Geistes unterworfen sind; die, welche die Hoffnung einer Verbesserung ihres Schicksals mit dem Wunsch einer Unterdrückung der Mißbräuche verknüpfen, und die, welche, in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, kein anderes Ziel haben, als die Mißbräuche in ihren

Nutzen zu verwandeln. Mit Einem Worte: ich habe bemerkt, daß die Träger der Wissenschaft, und die Betriebsamen, gerade wie alle übrige Menschen, in zwei große Klassen getheilt werden müssen, namentlich in Philanthropen und Egoisten.

Ich habe sodann bemerkt, daß die Zahl der Philanthropen und die der Egoisten sich vermehrt oder vermindert nach Maßgabe der allgemeinen Umstände, worin sich die Gesellschaft befindet, und daß unter den gegenwärtigen Umständen die Zahl der Egoisten zwar täglich zunimmt, daß aber zum Ersatz die Philanthropen sich enger an einander schließen, um thatkräftiger zu wirken.

Ich habe auch noch bemerkt, daß die Beschäftigungen, denen die Menschen ergeben sind, unendlich viel dazu beitragen, daß sie die philanthropische Moral oder die Meinungen des Egoismus annehmen, dergestalt, daß die, welche in täglichem Verkehr mit der größten Anzahl von Individuen, vorzüglich aus der Volksklasse, stehen, weit mehr zur Philanthropie hinneigen, während die, welche in Folge ihrer Beschäftigungen vereinzelt leben, oder nur mit wohlhabenden Klassen verkehren, sich dem Egoismus zuwenden, es sei denn, daß sie von Natur eine höchst glückliche Organisation haben.

Ich glaube mich demnach berechtigt, sowohl aus meiner eigenen Erfahrung, als aus historischen Thatsachen, den Schluß zu ziehen, daß die Philanthropen allein die Adeligen und die Theologen bestimmen werden, sich die allgemeine politische Folgerung des Prinzips der göttlichen Moral gefallen zu lassen; woraus

hervorgeht, daß die Gesellschaft zum Vortheil der Mehrzahl der Vergesellschafteten organisirt werden muß.

Dritte Frage. Welche Mittel werden die Philanthropen anwenden, um die Gesellschaft zu reorganisiren?

Antwort. „Das einzige Mittel, das die Philanthropen anwenden können, besteht in der Predigt, der mündlichen sowohl, als der schriftlichen. Sie werden den Königen sagen, ihre Pflicht, als Christen, und ihr eigener Vortheil, als erbliche Staatschefs, bringe es mit sich, die Leitung des öffentlichen Unterrichts, so wie die Vervollkommnung der Theorieen, den Trägern der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften, und die Sorge für die Führung der weltlichen Angelegenheiten den Betriebsamen, als denjenigen anzuvertrauen, die sich auf Verwaltung am besten verstehen."

„Sie werden den Völkern predigen, daß sie einhällig den Fürsten den Wunsch anheim stellen, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, der geistlichen sowohl als der weltlichen, gänzlich denjenigen Klassen übertragen werden, welche die meiste Fähigkeit besitzen, sie im Sinne des allgemeinen Vortheils zu verwalten, und welche am meisten dabei betheiligt sind, daß jene diese Richtung nehmen."

„Die Philanthropen werden ihre mündlichen und schriftlichen Predigten so lange fortsetzen, als es nöthig seyn wird, um, es sei nun durch die Wirkung der Ueberzeugung, oder durch die des allermächtigsten Einflusses der öffentlichen Meinung, die Fürsten dahin zu bewegen, daß

sie in der gesellschaftlichen Organisation die Veränderungen gestatten, welche der Fortschritt der Aufklärung, der gemeinschaftliche Vortheil der ganzen Bevölkerung, und das unmittelbare Interesse der sehr großen Mehrheit erfordert."

„Mit Einem Worte: Das einzige von den Philanthropen anzuwendende Mittel, wird das der Predigt seyn; und das einzige Ziel, das sie sich bei ihren Predigten setzen werden, wird darin bestehen, daß sie die Könige bestimmen, die ihnen übertragenen Gewalten zur Herbeiführung der nothwendig gewordenen politischen Veränderungen zu benutzen."

Meine Herren, ich stütze diese Meinung, daß die Philanthropen die königliche Gewalt gebrauchen sollen, um die Reorganisation der Gesellschaft zu Stande zu bringen, auf nachfolgende drei Gründe:

Zuvörderst werden die Philanthropen, denen die Vollendung der Organisation des Christenthums anheim gestellt worden ist, von demselben Geiste beseelt seyn, wie die Stifter desselben; sie werden also denselben Charakter entwickeln, sie werden dieselbe Bahn einschlagen, sie werden dieselben Mittel anwenden.

Nun ist es eine völlig erwiesene Thatsache — eine Thatsache, wegegen nie ein Zweifel erhoben worden ist — daß die ersten Christen hinsichtlich der Könige nur auf dem Wege der Ueberzeugung zu Werke gegangen sind. Sie haben sich nicht in einen Kampf mit ihnen eingelassen; sie haben sich auf die Bekehrung beschränkt, und sie sind damit zu Rande gekommen, sei es, indem sie ihre Ueberzeugung gewannen, oder indem sie die öffentliche Mei-

nung, die zu allen Zeiten die Gebieterin der Könige ist, auf sie einwirken ließen.

Ich folgere aus dieser Thatsache, daß die gegenwärtigen Philanthropen nicht darauf ausgehen werden, die Throne umzustürzen, und daß sie, im Gegentheil, ihr Augenmerk nur darauf richten werden, die königliche Macht für die Einführung solcher Einrichtungen zu gewinnen, welche nothwendig sind, um die Organisation des Christenthums zu vollenden.

Ich behaupte demnächst, daß die Philanthropen sehr ungeschickt zu Werke gehen würden, wenn sie den abgeschmackten Gedanken faßten, die königliche Macht anzugreifen; denn sie würden damit so viel als gar nichts ausrichten, nachdem die öffentliche Meinung sich nicht bloß in Frankreich, sondern selbst im ganzen Europa aufs Stärkste zu Gunsten dieser Macht erklärt hat.

Die letzten politischen Bewegungen, die in Spanien, in Portugal und in den Staaten des Königreichs Neapel vorgegangen sind, wurden von Militär-Personen begonnen, welche Anfangs die erste Rolle in diesen Umwälzungen gespielt haben. Gleichwohl ist das erbliche Königthum vollständig geachtet worden. Man hat erlebt, daß die Spanier, die Portugiesen, die Neapolitaner aus freien Stücken die Erhaltung der alten Dynastieen proklamirten, als sie die despotischen Regierungen stürzten, deren Wirksamkeit sich der National-Wohlfahrt widersetzte.

Ich muß endlich hinzufügen, daß ich über den Zustand der öffentlichen Meinung in Frankreich, hinsichtlich des Königthums, eine persönliche Erfahrung gemacht habe. Indem ich mich nämlich damit befaßte, der Sache der

positiven Gelehrten und der Betriebsamen zu dienen, habe ich allenthalben bemerkt, daß, um ihren Beifall zu gewinnen, nichts so nothwendig war, als deutlich zu erklären, daß die erbliche Königsmacht ihre neue gesellschaftliche Existenz konstituiren und die politische Wirksamkeit des Klerus und des Adels vernichten sollte.

Die Theilnahme, welche mir gegenwärtig eine nicht geringe Anzahl von Gelehrten und Betriebsamen beweiset, rührt ganz offenbar von der Mühe her, die ich mir in meinen letzten Schriften gegeben habe, um zu beweisen, daß die Könige, die Gelehrten und die Betriebsamen gemeinschaftliche Angelegenheiten haben, und daß diese Angelegenheiten, deren wahrhaft christlicher Charakter sich nicht verkennen läßt, weil sie sämmtlich auf Begünstigung der zahlreichsten Klassen abzwecken — fortdauernd in Widerspruch stehen mit den Wünschen des Klerus und mit denen des Adels.

Mit Einem Worte: die Gelehrten und die Häupter der Betriebsamkeitsarbeiten fordern nothwendig eine Veränderung in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge. Allein sie wollen, daß diese Veränderungen sich darstellen als eine Veränderung des großen Prinzips der göttlichen Sittenlehre. Sie wollen, daß sie auf eine legale Weise zu Stande gebracht werden, d. h. als eine Wirkung des königlichen Willens.

Meine Herren, ich glaube, in dieser Zuschrift hinreichend nachgewiesen zu haben, was geschehen wird, durch Wen es geschehen wird, und wie es geschehen wird. Jetzt muß ich von der Spekulation zum Handeln übergehn.

Ich werde dem Könige einige klare Bemerkungen über den Gang vorlegen, den sein Ministerium befolgt. Ich werde Sr. Majestät beweisen, daß das Verfahren der Minister dem Vortheile der Krone eben so entgegen strebt, als dem der Nation, und daß es im direkten Widerspruch steht mit dem Moral-Prinzip, das Gott den Menschen gegeben hat. Ganz offen werde ich dem Fürsten sagen, welches die einzigen anwendbaren Mittel sind, um eine bleibende und für alle friedliche und wohlgesinnte Menschen befriedigende Ordnung einzuführen.

Unterstützen Sie mich, meine Herren; und um mich zu unterstützen, beginnen Sie ein Jeder sein Tagewerk in dem Lande, das er bewohnt. Predigen sie den Völkern und den Königen, daß das einzige Mittel, die Ruhe wieder herzustellen, darin besteht, daß man die geistliche Gewalt solchen Männern anvertraut, welche die positivesten Kenntnisse besitzen, und daß man die Leitung der weltlichen Angelegenheiten in die Hände derjenigen bringt, welche bei der Aufrechthaltung des Friedens am meisten betheiligt sind, und für die Verwaltung die meisten Fähigkeiten haben.

In dem gegenwärtigen Zustande der Zivilisation werden diese Bemühungen Sie nicht bedeutenden Gefahren aussetzen; müßten wir aber auch alle die Verfolgungen leiden, denen die ersten Christen ausgesetzt waren, so dürfte uns dies nicht abhalten, unsere Pflicht zu erfüllen, und uns unseres Auftrages zu entledigen. Die muthigsten und die uneigennützigsten Menschen sind zu allen Zeiten diejenigen gewesen, welche die Gesellschaft geleitet haben. In den Zeiten der Unwissenheit und der Verwirrung, ist der

militärische Muth der erste von allen *); der Bürgermuth aber ist derjenige, der die Ordnung wiederherstellt, und die Fortschritte der Aufklärung begünstigt.

Die Bemühungen der Philanthropen aus der ersten Epoche des Christenthums haben darin bestanden, daß sie die Mächtigen der Erde zur Annahme des großen Prinzips der göttlichen Sittenlehre bewogen. Unsere Bestimmung ist eine Folge der ihrigen: sie besteht darin, daß wir die Fürsten und die großen Besitzer europäischer Territorien bestimmen, ihr politisches Verfahren diesem Prinzip gemäß einzurichten, indem sie die Gesellschaft auf eine für die große Mehrheit angemessene Weise organisiren.

Legen wir nun so rasch als möglich Hand ans Werk! Wir können rechnen auf den göttlichen Schutz, auf die Mitwirkung aller frommen, aller dem Könige und der Nation offen und ehrlich ergebenen Männer, so wie auf den Beistand der Völker.

Richten Sie, meine Herren, Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick auf die politischen Arbeiten des französischen Parlements, erforschen sie das Verfahren der Wahlkammer, verweilen Sie bei dem, was in der Sitzung vom 7. Februar geschehen ist! Sie werden erkennen, daß die

*) Meine Absicht ist nicht, nur von absoluter Unwissenheit zu reden; auch die Epochen bezüglicher Unwissenheit will ich bezeichnen: einen Zustand der Dinge, der für die Gesellschaft eintritt, wenn sie eine neue politische Ordnung einführen will, und nicht weiß, durch welche Mittel man dieselbe feststellt. Wir empfinden die Nachtheile dieser Art von Unwissenheit seit 1789, und die Kriegsleute haben sie benutzt, um die erste Rolle zu spielen, trotz dem sehr vorgerückten Zustande der Zivilisation.

Anmerk. des Verfassers.

Häupter der beiden entgegengesetzten Faktionen die Sturmglocke geläutet haben; Sie werden erkennen, daß der Augenblick, wo Sie thätig werden müssen, auf eine unverkennbare Weise eingetreten ist; Sie werden erkennen, daß, wenn Sie mit Ihrer Meinung noch länger zurückhalten, Ihr Stillschweigen den Ehrgeizigen freies Feld lassen, und die Gesellschaft allen den Uebeln Preis geben würde, welche Selbstsucht und das Verlangen nach Oberherrschaft über dieselbe verhängen können *).

Die Partheigänger der dreifarbigen, und die der weissen Kokarde, haben sich herausgefordert, indem sie rednerische Formen gebrauchten, um ihre wahre Absichten zu verlarven. Zwischen Wem würde dieser Kampf Statt finden, wenn er zum Ausbruch käme? Offenbar zwischen dem alten und dem neuen Heere, zwischen den Altadeligen und denen, die Bonaparte geschaffen hat, zwischen denen, welche die Häupter der Napoleontischen Verwaltung gewesen sind, und denen, welche der König die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut hat.

In dem Falle, daß die weiße Kokarde unterliegen sollte, würde Frankreich von Bonaparte's Adeligen und Haudegen beherrscht werden; im entgegengesetzten Falle würden die Franzosen unter das Joch der alten Feudalität zurückkehren. Weder die eine, noch die andere dieser

*) Wer erinnert sich nicht, daß das Jahr 1821 für Frankreich unter politischen Stürmen verfloß, welche ihren Grund in der Entgegengesetztheit der Bestrebungen hatten. Ausgezeichnet war dieses Jahr für Frankreich am meisten durch Verschwörungen gegen die königliche Familie und die neue Ordnung der Dinge.

Anmerk. des Herausg.

Aussichten kann der Nation gefallen, kann den Philanthropen zusagen.

Das Zeichen ist gegeben, der Augenblick ist gekommen, wo wir unsere ganze Thatkraft entwickeln müssen. Proklamiren wir von Neuem das große Prinzip der göttlichen Sittenlehre! Dies Prinzip ist das einzige Sammlungszeichen, das sich für die Franzosen, so wie für alle europäische Völker schickt. Lassen Sie uns mit Kühnheit die allgemeine Folge aus diesem Prinzip ziehen, und laut erklären, daß die politischen Gewalten aus den Händen der Kriegsleute genommen werden müssen, um Männern anvertraut zu werden, welche zugleich die friedlichsten, die produktivesten, und die in Dingen der Verwaltung erfahrensten sind. Wir haben keine andere Feinde zu bekämpfen, als die Kriegsleute, die Adeligen und die Theologen; und die einzigen Mittel, die wir zur Besiegung derselben anwenden müssen, liegen in dem Beweise, daß ihre politischen Grundsätze dem Vortheile des Königs, so wie dem Vortheile der unermeßlichen Mehrheit der Nation entgegen sind.

Ich endige diese Zuschrift damit, daß ich Sie, meine Herren, an das Verfahren der ersten Christen, hinsichtlich der Fortpflanzung ihrer Lehren, erinnere. Dies ist ein Punkt, worin wir ihnen ähnlich werden müssen. Zeigen wir uns also nicht spröde und strenge gegen Diejenigen, welche in unsere Reihen einzutreten verlangen! Durchforschen wir nicht ihr früheres Leben! Betrachten wir als Brüder alle Diejenigen, welche mit uns der Meinung sind, daß die geistliche Gewalt den aufgeklärtesten Männern anvertraut werden muß, und daß die weltliche Gewalt übergehen muß an die Bürgerklasse, die für die Auf-

Aufrechthaltung des Friedens, so wie der inneren Ruhe am meisten betheiligt, übrigens in Verwaltungssachen am erfahrensten ist.

Meine Herren! Einige von denen, die sich in den Reihen der Ultra's, der Jakobiner oder der Bonapartisten am meisten ausgezeichnet haben, sind vielleicht von Gott erwählt, die Gründer des neuen Christenthums zu werden — ich meine des definitiven Christenthums, das gereinigt ist von allen den abergläubischen Lehren, womit die ehrgeizigen Absichten des Klerus es überladen haben, und welche die Unwissenheit unserer Väter für Wahrheiten angenommen hat. Mit Einem Worte: lassen wir Ketzer in Moral und Politik zu, wofern sie nur ihre Ketzereien offen abschwören, und mit Eifer an der Gründung der neuen Lehre arbeiten!

Kluge und gemäßigte Leute sind wohl geeignet, eine eingeführte Ordnung der Dinge zu handhaben; sie sind sogar fähig, leichte Abänderungen zu bewirken. Allein sie haben nicht die nöthige Thatkraft, wenn große Verbesserungen zu Stande gebracht werden müssen. Die ersten Christen waren leidenschaftliche Seelen. Die neuen Christen müssen dies auch seyn. Freilich sind sie dabei der Gefahr ausgesetzt, große Fehler zu begehen. Der Apostel Paulus hatte damit angefangen, einer von den glühendsten Feinden des Christenthums zu seyn.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Meine Herren,

Ihr sehr gehorsamer Diener

Heinrich St. Simon.

Richelieu-Straße Nr. 34.

Nachschrift des Herausgebers.

Wir zweifeln nicht daran, daß das Sendschreiben des Grafen von St. Simon einen starken Eindruck auf unsere Leser machen werde; wir wünschen aber zugleich, daß dieser Eindruck von einer solchen Beschaffenheit seyn möge, daß das Nachdenken über den in Rede stehenden Gegenstand, dabei an Umfang und Tiefe gewinne.

Dieser Gegenstand ist ganz unwidersprechlich die öffentliche Lehre in ihrem Verhältniß zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen, und dem vorhandenen Aufklärungs-Grade des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie könnte man nun wohl annehmen, daß das, was vor drei, oder sechs, oder zehn Jahrhunderten die Kraft hatte, die Gesellschaft zu leiten oder zu beherrschen, diese Kraft noch gegenwärtig besitze, wo sich alles in einem so hohen Grade verändert hat, daß man Mühe haben würde, auch nur die entfernteste Aehnlichkeit zwischen damals und jetzt zu entdecken! Wie ließe sich wohl voraussetzen, daß das, was für die einfachsten Gesellschafts-verhältnisse zureichte, noch jetzt für die allerzusammengesetztesten Verhältnisse zureichen werde!

Eine öffentliche Lehre ist ferner das, was sie ist, nur dadurch, daß sie nicht für die eine oder die andere Klasse, sondern für alle Klassen ohne Ausnahme vorhanden ist, daß sie folglich den Grad von allgemeiner Evidenz in sich schließt, in welchen sich jeder ergiebt, der in der Gesellschaft lebt.

Wenn also der Graf von St. Simon behauptet, daß alle Ursachen der Unruhe, von welcher die europäische Welt bewegt wird, sich in dem Mißverhältniß der öffentlichen Lehre zu dem in der Gesellschaft vorhandenen Aufklärungsgrade wiederfinden lassen: so scheint uns dies eine Behauptung zu seyn, deren Wahrheit aus den einfachsten Thatsachen hervorgeht. Denn wo ist die meiste Unruhe? Da, wo jenes Mißverhältniß am größten ist. Und wo ist die wenigste Unruhe? Da, wo dasselbe Mißverhältniß am geringsten ist.

Auch bedarf es nur dieser ganz gemeinen Wahrnehmung, um mit der vollkommensten Sicherheit, die es für Menschen giebt, vorherzusehen und vorherzusagen, daß alle die Versuche, welche in Frankreich, in Spanien und in Italien gemacht werden, um den vorhandenen Aufklärungs-Grad mit den Doktrinen der Vorzeit in Einklang zu bringen, auf eine ausgezeichnete Weise fehlschlagen werden. Das Unternehmen selbst übersteigt, wenn es im rechten Lichte betrachtet wird, alle menschliche Kräfte. Rührte die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts — dieser große Vorzug des Menschen vor dem Thiere — von den Menschen her: ja dann würde es möglich seyn, den Entwickelungs-Grad beliebig zu bestimmen, dergestalt, daß er, unter allen Umständen, zu dem Vortheil derer paßte, die ihn so oder so haben wollen. Weil dem aber nicht so ist — weil die Entwickelungsfähigkeit höheren Ursprunges ist, und ihrem eigenen Gesetze folgt: so kann und darf sie nicht anders behandelt werden, wie jede andere Naturerscheinung, die man nur dadurch in seine Gewalt bringt, daß man sich ihr unterwirft.

Vergeblich sind demnach alle noch so sinnreiche Bemühungen der Jesuiten und ihrer Genossen, die Entwikkelung zurück zu schrauben, und keine andere öffentliche Lehre zu gestatten, als die, deren Vertheidigung sie übernommen haben, ohne sich jemals zu fragen, wie weit diese Vertheidigung sich treiben lasse. Wären diese Jesuiten und ihre Genossen wahrhaft aufgeklärte Menschen: so würden sie sich vor allen Dingen die Frage vorlegen, worauf in letzter Auflösung der Widerstand beruhe, auf den sie stoßen; und dann würde es ihnen leicht werden, einzusehen, daß dieser Widerstand, als hervorgegangen aus den Fortschritten der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften, nur dadurch besiegt werden kann, daß man diese Wissenschaften verbannt, oder, was damit einerlei ist, daß man die Gesellschaft bis zu einem Grade dezimirt, bei welchem nur solche Verrichtungen übrig bleiben, wie Viehzucht und Ackerbau sind.

Angenommen nun, dies wäre wirklich möglich: wo würden alsdann die Jesuiten selbst bleiben, welche nur dadurch ein gesellschaftliches Daseyn gewinnen konnten, daß vor ihnen bereits eine Opposition gegen dieselbe Lehre im Gange war, die sie zu vertheidigen das Ansehn haben wollen?

Glücklicherweise ist die Macht der Entwickelungsfähigkeit, wodurch der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, so groß, daß alles, was sich ihren Wirkungen widersetzen will, nur damit endigen kann, daß es sich ihr unterordnet. Auch die Jesuiten werden endigen, wie so viele Mönchsorden geendigt haben, wenn sie in sich selbst nicht das Mittel finden, die Gesellschaft dadurch mit sich zu

versöhnen, daß sie ihrem Bedürfniß abhelfen, d. h. ihr die angemessenere Lehre geben, nach welcher sie auf eine so unzweideutige Weise strebt.

Die volle Wahrheit zu gestehen: es bedarf, unserer Ueberzeugung nach, keiner besonderen Vereinigung von Philanthropen, um diese angemessenere Lehre ins Leben zu rufen. Die Sache macht sich ganz von selbst durch die zunehmenden Fortschritte der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften; und ob sich gleich über den Opportunitäts-Grad nichts festsetzen läßt, weil dieser nicht bloß Schwankungen, sondern auch Mißdeutungen unterworfen ist: so kann doch die Zeit nicht fern seyn, wo man zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß alles Heil nur in der besseren Lehre zu suchen sei.

Ueber Adam Smith, als Urheber einer neuen wissenschaftlichen Methode.

Wenige Schriftsteller haben auf ihre Zeitgenossen und die Nachwelt noch stärker eingewirkt, als Adam Smith. Sein Werk über den National-Reichthum hat eine Berühmtheit gewonnen, die noch immer nicht verdunkelt ist, so wenig es auch, seit dessen erste Erscheiaung (im Jahre 1776), an guten Köpfen gefehlt hat, welche es versucht haben, die Staatswirthschaftslehre über die Gränzen hinaus zu führen, die Adam Smiths umfassender Verstand ihr gesteckt hatte.

Der Zauber, den dieser große Schriftsteller ausübt, beruht recht eigentlich auf seiner Methode, die Gegenstände zu behandeln. Auf diese Methode aber könnte man den Lobspruch anwenden, den Horaz dem Altvater Homer macht, wenn er in dem Brief an die Pisonen von ihm sagt:

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

Ueberall geht Smith in seinen Entwickelungen von dem Grundsatze aus: „die richtige Beobachtung der Thatsachen sei die einzige feste Grundlage der menschlichen Erkenntniß, und ein Satz, der sich nicht auf die einfache Darlegung einer besonderen oder auch allgemeinen Thatsache zurückführen lasse, könne keinen reellen und verständlichen Sinn enthalten." Sein ganzes Raisonnement stützt sich

daher auf eine solche Zusammenstellung der Thatsachen, daß das Gesetz der Erscheinungen sich ganz von selbst entwickelt, und daß das Ganze ungefähr denselben Eindruck macht, wie die Klassifikationen der Zoologen, Botaniker, Mineralogen u. s. w. Wer hätte wohl nicht das Endergebniß der Untersuchung über die Ursachen des National-Reichthums bewundert! Und wie nothwendig fließt dasselbe aus allem, was ihm vorangegangen ist!

Die eben genannte Untersuchung gilt für das Hauptwerk Adam Smiths; und wegen des praktischen Nutzens, den sie bisher gewährt hat, noch weit mehr aber in der Zukunft gewähren wird, mag ihr wohlverdienter Ruhm hier ungeschmählert bleiben. Gleichwohl würde man nur die Wahrheit sagen, wenn man behauptete, es gebe noch ein zweites Werk von Adam Smith, das seinen großen Verstand nicht weniger ins Licht stellt, als die Untersuchungen über die Ursachen des National-Reichthums.

Dies ist der philosophische Versuch einer Geschichte der Astronomie in seinen nachgelassenen Werken*).

Wenn diese überaus schätzbare Abhandlung in Deutschland so gut als gar nicht bekannt ist: so kann der letzte Grund dieser auffallenden Erscheinung nur darin liegen, daß man in diesem Lande der Gelehrsamkeit noch immer nicht dahin gelangt ist, jener metaphysischen Ansicht von den Wissenschaften zu entsagen, nach welcher man niemals fragt, wie sie entstanden sind und sich fortgebildet haben, sondern sie in jedem Zeitraume für fertig und vollendet

*) Der Titel des Ganzen ist: Essays on philosophical subjects by the late Adam Smith.

nimmt, und sich darauf beschränkt, sie in einer gegebenen Entwickelung fortzupflanzen. Wir sind zwar nicht gesonnen, diesem ehrsamen Verfahren den Prozeß zu machen; denn was würde dabei herauskommen? Da wir aber immer der Meinung gewesen sind, daß, so lange diese Behandlung der Wissenschaften vorwiegt, nie eine Philosophie zum Vorschein kommen könne, die des Namens würdig sei: so haben wir uns um unsere Landsleute das Verdienst erwerben wollen, sie mit Smiths Versuch einer philosophischen Geschichte der Astronomie bekannt zu machen; gleichsam zur Probe, ob es vielleicht auf diesem Wege möglich sei, sie der metaphysischen Starrsucht zu entreißen, und sie mit einer physiologischen Ansicht der wissenschaftlichen Erscheinungen zu befreunden.

Ohne Zweifel wird es Leser geben, die uns fragen, was in aller Welt uns dazu vermocht hat, eine philosophische Abhandlung über die allmälige Ausbildung der Astronomie, als positiver Wissenschaft, in diese Monatsschrift aufzunehmen?

Diese ersuchen wir, erst die Abhandlung zu lesen, und sich dann die Frage vorzulegen, ob sie irgend Etwas enthält, was dem Inhalte der Monatsschrift für Deutschland abson ist. Wir machen jedoch zugleich darauf aufmerksam, daß, da jede menschliche Wissenschaft nur sehr allmählig ausgebildet werden kann, in ihrer Geschichte sich nothwendig die Geschichte des ganzen menschlichen Geschlechts wiederfinden muß. Endlich möchten wir auch auf das commune vinculum scientiarum, von welchem schon Cicero (wenn gleich nach einer sehr unvollkommnen Anschauung) geredet hat, zurückgehen, und behaupten, daß

sämmtliche gesellschaftliche Erscheinungen der Gegenwart, mit dem Zustande der Astronomie, als Wissenschaft in ihrer zeitgemäßen Ausbildung, in dem engsten Zusammenhange stehen. Klar ist wenigstens, daß der tiefere Blick ins Universum, den die Astronomie auf ihrer gegenwärtigen Höhe uns thun läßt, alle Theologie umgeschaffen, und jeder starren Priesterschaft ein Ende gemacht hat. Man könnte also wohl fragen, wie es um die weltliche Macht stehen würde, wenn es nie einen Kopernikus, einen Galileo Galilei und einen Isaak Newton gegeben hätte?

Doch, ohne dies weiter zu verfolgen, lassen wir Adam Smith reden.

Versuch einer philosophischen Geschichte der Astronomie.

Von allen Erscheinungen in der Natur sind die der Weltkörper wegen ihrer Größe und Schönheit der allgemeinste Gegenstand der Wißbegierde denkender Menschen. Bei der flüchtigsten Ansicht des Himmels mußte man an demselben drei Arten von Gegenständen unterscheiden: die Sonne, den Mond und die Sterne. Die letztern, die sich in immer gleicher Lage und gegenseitigen Stellung zeigen, und sich täglich in parallelen, von den Polen zum Aequator hin allmälig zunehmenden Kreisen um die Erde zu drehen scheinen, dachte man sich ganz natürlich, als

eben so viele Edelsteine, an der konkaven Fläche des Firmaments befestigt und durch den täglichen Umschwung desselben in Bewegung gesetzt; denn den blauen Himmel, worin die Sterne zu schwimmen scheinen, hielt man sehr bald, wegen der Gleichförmigkeit der an ihm wahrgenommenen Bewegungen, für eine feste Kugel, an deren innern Fläche alle jene kleinen funkelnden Punkte wie angeheftet wären.

Die Sonne und den Mond, die, im Verhältniß zu den übrigen Himmelskörpern, ihre Entfernung und Lage unaufhörlich ändern, konnte man sich nicht an derselben Sphäre denken. Man gab daher jedem dieser beiden Körper eine eigene Sphäre, d. i. man stellte sich beide an der konkaven Fläche solider und durchsichtiger Kugeln befestigt vor, durch deren Umschwung sie um die Erde geführt würden. Zwar fand bei ihnen kein Grund zur Annahme einer ähnlichen Sphäre statt, wie man den Fixsternen beilegt, weil sie, mit den übrigen Himmelskörpern verglichen, nicht immer in gleicher Stellung bleiben. Da man sich aber einmal die Bewegung der Sterne durch eine solche Hypothese erklärt hatte, so schien der Bau des Himmels an Einfachheit zu gewinnen, wenn man auf eine analoge Weise auch die Bewegung der Sonne und des Mondes darzustellen suchte. Die Sphäre der Sonne setzte man über die des Mondes, da sich der Mond bei den Sonnenfinsternissen offenbar zwischen Sonne und Erde befindet. Jeder dieser Kugeln legte man eine eigenthümliche Bewegung bei, auf die jedoch zugleich auch die der Fixsterne Einfluß habe. So werde die Sonne, durch die ihr mitgetheilte Bewegung der äußern Sphäre, von Morgen gegen

Abend geschoben, wovon ihr täglicher Umlauf und der Wechsel von Tag und Nacht eine Folge sei; zugleich aber habe sie eine eigenthümliche Bewegung in entgegengesetzter Richtung, wodurch ihr jährlicher Umlauf und die stäte Aenderung ihres Orts am Fixstern-Himmel bewirkt werde. Diese Bewegung, glaubte man, gehe leichter von Statten, wenn sie in schiefer, nicht in einer der Drehung der äußern Sphäre gerade entgegengesetzten Richtung erfolge, woraus die Schiefe der Ekliptik und die Aenderung der Jahreszeiten entstehe. Der Mond, der sich unter der Sphäre der Sonne befinde, habe eine kürzere Bahn zu durchlaufen, und werde zugleich weniger durch die entgegengesetzte Bewegung der Fixstern-Sphäre, von der er weiter entfernt sei, gestört. Er endige also seinen Umlauf in kürzerer Zeit, in einem Monat, da hingegen die Sonne zu dem ihrigen ein Jahr gebraucht.

Bei genauerer Beobachtung der Sterne fand man, daß einige weniger konstant und gleichförmig in ihren Bewegungen wären, als die übrigen, und ihre Lage in Vergleichung mit denselben änderten, in der Regel ostwärts laufend, zuweilen stillstehend, zuweilen selbst westwärts gehend. Diese Sterne, an der Zahl fünf, unterschied man durch den Namen Planeten oder Wandelsterne, und durch die besondern Benennungen Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. Da sie eben so, wie Sonne und Mond, der täglichen Bewegung von Morgen gegen Abend folgen, aber zugleich eine eigenthümliche Bewegung haben, wodurch sie in der Regel von Abend gegen Morgen geführt werden, so dachte man sie sich eben so, wie jene beiden großen Himmelslichter, an der innern Fläche fester und durchsich-

tiger Sphären angeheftet, welche ihre eigene, dem Schwunge der äußern Sphäre beinahe entgegengesetzte Bewegung hätten, aber zugleich von der größern Gewalt und Schnelligkeit derselben mit fortgerissen würden.

Dies ist das System der konzentrischen Sphären, das erste regelmäßige, welches in der Astronomie aufgestellt worden ist, und zwar so, wie es die italische Schule gelehrt hat, ehe es noch durch Aristoteles und seine Zeitgenossen Eudoxus und Kallippus alle die Vervollkommnung erhalten hatte, deren es fähig war. Obgleich roh und kunstlos, kann es doch der Phantasie als Hülfsmittel dienen, die auffallendsten und dem Anschein nach verschiedenartigsten Erscheinungen am Himmel in eine Art von Zusammenhang zu bringen. Die Bewegungen der ausgezeichnetsten Himmelskörper, der Sonne, des Mondes und der Fixsterne, wurden dadurch ziemlich gerechtfertigt. Die Finsternisse der beiden großen Lichter lassen sich nach diesem ältesten System eben so leicht erklären, wie nach jedem späteren. Wenn jene alten Philosophen ihren Schülern den einfachen Grund dieser Erscheinungen angaben, so geschah es unter dem Siegel der Verschwiegenheit, um sich nicht von Seiten eines aufgeregten Volks der Anschuldigung des Atheismus auszusetzen, indem sie so den Göttern die Leitung von Begebenheiten absprachen, die man als die schrecklichsten Zeichen ihrer Rache fürchtete. Auch die Schiefe der Ekliptik und die damit zusammenhängende Aenderung der Jahreszeiten, der Wechsel von Tag und Nacht, und die verschiedene Länge derselben in den verschiedenen Jahreszeiten sagen dieser rohen Lehre ganz erträglich zu. Und wirklich, wenn keine Körper weiter als

Sonne, Mond und Fixsterne am Himmel wahrgenommen wären, so hätte die alte Hypothese die Prüfung aller Jahrhunderte bestehen, und sich bis auf die entfernteste Nachwelt fortpflanzen können.

Empfahl sie sich den Menschen durch ihre Wahrscheinlichkeit, so regte sie zugleich ihr Staunen und ihre Bewunderung auf: Gefühle, die ihrem Glauben nur noch mehr Nahrung gaben, wegen der Neuheit des Blickes in die Natur, den sie der Phantasie eröffnete. Ehe dieses System gelehrt ward, betrachtete man die Erde, dem sinnlichen Eindrucke gemäß, als eine weit ausgedehnte, rauhe, unregelmäßige, überall vom Ozean umflossene Fläche, als die Grundlage des Weltalls, die sich durch die unermeßliche, unter ihr befindliche Tiefe erstrecke. Den Himmel hielt man für ein festes Gewölbe, das die Erde bedecke, und sich im fernsten Horizont mit dem Ozean vereinige. Die Sonne, der Mond, und alle übrigen Himmelskörper erhoben sich, glaubte man, in Osten, klimmten an der konvexen Fläche des Himmels empor, senkten sich dann wieder zum westlichen Ozean hinab, und kehrten von hier auf unbekannten Wegen zu ihren Kammern in Osten zurück. Diese Ansicht war nicht etwa bloß dem Volke eigenthümlich, oder den Dichtern, die das Organ der Volksmeinung sind; sie wurde von Xenophanes aufgestellt, dem Gründer der eleatischen Schule, die zunächst nach der ionischen und italischen in Griechenland blühte. Auch Thales von Milet, der sich nach Aristoteles die Erde auf einem unermeßlichen Ozean schwimmend dachte, mag von dieser Vorstellung nicht weit entfernt gewesen seyn, was auch Plutarch von seinen astronomischen Entdeckungen

sagen mag, die offenbar alle einer weit späteren Zeit angehören. Wie erfreulich mußte nun denen, die keine andere Idee von der Natur hatten, als die, welche aus einer so verworrenen Ansicht hervorging, ein System seyn, das die Erde in Land und Wasser geschieden, im Mittelpunkt des Weltalls schwebend, von Luft und Aether umflossen, und von acht glatten und krystallenen Sphären umgeben darstellte, von denen jede, mit einem oder mehreren schönen und leuchtenden Körpern geschmückt, sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt gleichförmig und mit verhältnißmäßiger Geschwindigkeit drehe! Eben die Schönheit dieses Systems scheint den Plato auf den Gedanken einer Art von harmonischen Proportion, die sich in den Abständen und Bewegungen der Planeten offenbare, und die alten Pythagoreer auf ihre berühmte Sphärenmusik geleitet zu haben: eine zwar wilde und romantische Idee, die aber nicht übel die Bewunderung ausspricht, welche ein so schönes und noch dazu durch den Reiz der Neuheit sich empfehlendes System einzuflößen vermochte.

Welchen Mängeln auch diese Hypothese über die Natur der Dinge unterliegen mag, so sind sie doch von der Beschaffenheit, daß die ersten Beobachter des Himmels nicht leicht darauf verfallen konnten. Wenn sich nicht alle Bewegungen der fünf Planeten dadurch darstellen lassen, so gilt dies wenigstens von den meisten. Dazu kommt, daß diese Körper mit allen ihren Bewegungen die am wenigsten in die Augen fallenden Gegenstände am Himmel sind. Die meisten Menschen nehmen gar keine Kenntniß von ihnen, und ein System, dessen einziger Mangel in der ungenügenden Auskunft liegt, die es über sie giebt,

kann dadurch nur wenig in ihrer Meinung verlieren. Auch wenn einige Erscheinungen der Sonne und des Mondes, ihre bald beschleunigten, bald verzögerten Bewegungen, nur schlecht dadurch gerechtfertigt wurden, so lassen sich dieselben nur durch die aufmerksamste Beobachtung entdecken, und wir dürfen uns daher gar nicht wundern, wenn die Imagination der ersten Forscher über sie hinschlüpfte, und wenig Gewicht auf sie legte.

Um jedoch diesen Mängeln abzuhelfen, hielt Eudoxus, der Schüler und Freund des Plato, für nöthig, die Zahl der himmlischen Sphären zu vergrößern. Wir sehen jeden Planeten, bald in seiner eigenthümlichen östlichen Richtung vorwärts, bald rückwärts laufen, bald stillstehen. Die Annahme, daß die Sphäre des Planeten, mit der ihr eigenen Bewegung, wirklich bald vorwärts, bald rückwärts gehe, bald stillstehe, ist ganz dem Wesen unserer Phantasie zuwider, die jede regelmäßige und gleichförmige Bewegung mit Wohlbehagen verfolgt, sich aber stets gestört sieht, so oft sie auf eine so desultorische und unstäte Bewegung zu achten trachtet. Diesem ihr natürlichen Hange gemäß, möchte sie gern den direkten Bewegungen der Sphären folgen; sie findet sich aber von Zeit zu Zeit durch den auffallenden Rückschritt und Stillstand der Planeten gleichsam gehemmt, und nimmt zwischen diesen Erscheinungen und der gewöhnlichen Bewegung eine Lücke wahr, die sie nur durch die Voraussetzung irgend einer Kette vermittelnder Erfolge auszufüllen vermag. Die Hypothese einer anderweitigen Anzahl am Himmel sich bewegender Sphären, außer denen, an welchen die leuchtenden Körper selbst befestigt sind, war eine solche Kette, auf

die Eudoxus verfiel. Er legte jedem der fünf Planeten vier Sphären bei: eine, an welcher sich der leuchtende Körper selbst bewege, und noch drei andere darüber befindliche. Jede derselben habe eine regelmäßige, konstante und eigenthümliche Bewegung, die sie der eigentlichen Sphäre des Planeten mittheile, wodurch dann die Verschiedenheit der an diesen Körpern wahrgenommenen Bewegungen hervorgebracht werde. Einer dieser Sphären z. B. gab er eine oscillirende Bewegung, gleich der Unruhe einer Taschenuhr. Dreht man die Uhr um, wie eine Kugel um ihre Axe, so wird die Unruhe ihre Schwingungen ununterbrochen fortsetzen, und auf alles, was in der Uhr ist, eben so einwirken, als wenn dieselbe in Ruhe wäre. Eben so theilte nun jene oscillirende Sphäre, durch die Bewegung der über ihr befindlichen Kugel gedreht, der untern sowohl diese kreisförmige, als ihre oscillirende Bewegung mit, und brachte durch die eine den täglichen Umlauf, und durch die andere die Erscheinungen des Vorganges, Stillstandes und Rückganges des Planeten hervor, der noch von einer dritten Sphäre die Bewegung erhielt, vermittelst der er seinen Umlauf um den Himmel vollbrachte. Die Bewegungen aller dieser Sphären waren an und für sich konstant und gleichförmig, so daß ihnen die Phantasie leicht folgen konnte, und auf solche Weise wurden die verschiedenen, sonst isolirten Bewegungen, die man an der Sphäre des Planeten wahrnahm, in eine Art von Kausal-Zusammenhang gebracht. Da die Bewegung der Sonne und des Mondes regelmäßiger, als die der fünf Planeten erscheint, so glaubte Eudoxus bei ihnen mit je drei Sphären ausreichen zu können. Für die Fixsterne,

sterne, die sich vollkommen regelmäßig bewegen, genügte Eine Sphäre. Somit belief sich die Zahl sämmtlicher von ihm angenommenen Sphären auf sieben und zwanzig. Kallippus, etwas jünger als er, aber immer noch sein Zeitgenosse, fand, daß diese Zahl noch nicht ausreiche, um die große Mannigfaltigkeit der von ihm beobachteten Bewegungen kombiniren zu können; er erhob sie auf vier und dreißig. Aristoteles hielt, in Folge noch genauerer Untersuchungen, auch diese Zahl nicht für genügend, und nahm noch zwei und zwanzig Sphären mehr an, wodurch er ihre Summe auf sechs und funfzig brachte. Spätere Beobachter entdeckten immer neue Bewegungen und Ungleichheiten am Himmel. Sie fügten daher immer neue Sphären zum System hinzu, von denen sie einige selbst über die der Fixsterne setzten. So kam es denn, daß Fracastor im sechzehnten Jahrhundert, als er, hingerissen vor Bewunderung für den Geist des Plato und Aristoteles, und für die Regelmäßigkeit und Harmonie ihres in sich zwar schönen, aber den Phänomenen wenig zusagenden Systems, diese alte Astronomie wieder ins Leben rufen wollte, die längst von der des Hipparch und Ptolemäus verdrängt worden war, die Zahl der himmlischen Sphären auf zwei und siebenzig zu setzen für nöthig hielt. Und auch diese genügten noch nicht einmal.

Dieses System war nun eben so verwickelt geworden, wie die Erscheinungen selbst, in die es Einförmigkeit und Zusammenhang bringen sollte. Die Phantasie fand sich daher durch eine so künstliche Erklärung der himmlischen Erscheinungen wenig erleichtert und befriedigt. Deßhalb ersann Apollonius nicht lange nach Aristoteles ein neues

System, das nachmals Hipparch vervollkommnet, und Ptolemäus uns überliefert hat, ich meine das wissenschaftlichere der eccentrischen Sphären und Epicykel.

In diesem System unterschied man zuvörderst unter den wahren und scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper. Diese Körper, sagte man, müssen sich bei ihrer unermeßlichen Entfernung allerdings in konzentrischen Kreisen zu bewegen scheinen: wir können aber, eben dieser großen Entfernung wegen, nicht gewiß wissen, ob sie wirklich solche Kreise durchlaufen, weil, wenn es auch nicht der Fall seyn sollte, sie uns dennoch so erscheinen würden. Durch die Hypothese nun, daß die Sonne und die übrigen Planeten sich in Kreisen bewegten, deren Mittelpunkte sehr weit von der Erde entfernt wären, daß sie sich folglich in ihren Bahnen uns bald näherten, bald von uns entfernten, und daher bald schneller, bald langsamer zu laufen scheinen müßten, glaubten jene Philosophen die dem Anschein nach so ungleichförmige Bewegung aller dieser Körper erklären zu können.

Durch die Voraussetzung ferner, daß jeder der fünf Planeten sich in einem kleineren Kreise, Epicykel genannt, bewege, während der leere Mittelpunkt desselben den größeren eccentrischen um die Erde durchlaufe, meinten sie die Erscheinungen des Rücklaufs und Stillstandes dieser Körper rechtfertigen zu können. Die Bewegung des Planeten in seinem Epicykel dachten sie sich so, daß er, wenn er den obersten oder entferntesten Theil desselben durchlaufe, sich in gleicher Richtung mit dem Mittelpunkt des Epicykels bewege; hingegen wenn er den niedrigsten, uns nächsten Theil zurücklege, wo er dem Auge am größten

erscheint, eine Richtung annehme, die der des Mittelpunkts entgegengesetzt sei, eben so wie der obere Theil eines Wagenrades sich nach gleicher Richtung mit der Axe, der untere hingegen in entgegengesetzter dreht. So erschien also die Bewegung des Planeten entweder vorwärts oder rückwärts gerichtet, je nachdem er den obern oder untern Theil seines Epicykels durchlief, hingegen stillstehend, wenn er von obern zum untern herab, oder vom untern zum obern hinauf stieg.

Ob sie aber gleich durch die Eccentricität des größeren Kreises im Stande waren, einigermaßen die ungleiche Geschwindigkeit der Planeten, und durch die Bewegung in ihren Epicykeln die Erscheinungen ihres Rechtlaufs, Stillstandes und Rückganges zu erklären, so blieb doch noch eine anderweitige Schwierigkeit zu lösen übrig. Weder der Mond, noch die drei obern Planeten erscheinen immer an derselben Stelle des Himmels, wenn sie sich am langsamsten bewegen, oder von der Erde am entferntesten zu seyn scheinen. Das Apogäum also, oder der Punkt der größten Entfernung von der Erde, muß bei diesen Körpern eine eigene Bewegung haben, die dasselbe durch alle Punkte der Ekliptik führt. Man nahm demnach an, daß, indem der Mittelpunkt des Epicykels in östlicher Richtung den eccentrischen Kreis durchlaufe, der Mittelpunkt des letztern in westlicher einen Kreis um die Erde beschreibe, und daß so allmälig das Apogäum sich durch die ganze Ekliptik schiebe.

Allein wenn gleich die Urheber dieses Systems, bei aller Verworrenheit der so in einander verflochtenen Zirkel, im Stande waren, einige Gleichförmigkeit in die wahren Bewegungen der Planeten zu bringen, so fanden sie es

doch unmöglich, die Geschwindigkeiten den Erscheinungen so anzupassen, daß die Bewegung eines jeden Planeten aus dem eigentlichen Mittelpunkt seiner Bahn, des eccentrischen Kreises, betrachtet, vollkommen gleichförmig erschien. In diesem Mittelpunkt, dem einzigen, aus welchem sich über die Geschwindigkeit einer Kreisbewegung richtig urtheilen läßt, zeigte sie sich noch immer unregelmäßig, unbeständig und die Phantasie störend.

Sie erfanden also für einen jeden Planeten einen neuen Kreis, den Aequations-Zirkel, aus dessen Mittelpunkt gesehen er in gleichen Zeiten gleiche Bogen zurück zu legen oder sich vollkommen gleichförmig zu bewegen scheine.

Nichts kann deutlicher zu erkennen geben, wie sehr die Beruhigung des Geistes das Ziel aller Philosophie ist, als die Erfindung dieses Aequations-Zirkels. Die Bewegungen der Himmelskörper zeigten sich unbeständig und unregelmäßig, beides in ihren Geschwindigkeiten und Richtungen, und setzten die Phantasie, die sie darzustellen versuchte, jedesmal in Verwirrung. Die Erfindung der eccentrischen Kreise und Epicykel, und des Umlaufs der Mittelpunkte der erstern, diente dieser Verwirrung abzuhelfen, die isolirten Erscheinungen zu verbinden, und Harmonie und Ordnung in die Vorstellung zu bringen, die sich der Verstand von jenen Körpern machte. Dies geschah jedoch nur auf eine unvollkommene Weise. Zwar wurde Uebereinstimmung und Zusammenhang in ihre wahren Richtungen gebracht; aber ihre Geschwindigkeiten, aus dem einzigen Punkt, aus welchem sich Kreisbewegungen richtig beurtheilen lassen, aus dem Mittelpunkt, betrachtet, blieben fast noch eben so unbeständig wie zuvor, und

störten noch immer die Phantasie. Der Verstand fühlte sich nun einigermaßen erleichtert, wenn er sich vorstellte, daß, so unregelmäßig auch diese Bewegungen, aus ihren eigenen Mittelpunkten betrachtet, erscheinen mochten, es doch in jedem eccentrischen Kreise einen Punkt gebe, aus welchem die Bewegung des Planeten vollkommen regelmäßig erscheine, so daß die Phantasie ihr leicht folgen könne. Die Philosophen versetzten sich in Gedanken in den Mittelpunkt dieser eingebildeten Kreise, und fanden ein Vergnügen daran, von hier aus alle die ersonnenen Bewegungen zu verfolgen, nachdem sie solche in jene harmonische Ordnung gebracht hatten, die das Ziel aller ihrer Bemühungen gewesen war. Hier genossen sie endlich die Ruhe, die sie durch alle Irrgänge verwickelter Hypothesen gesucht hatten, und hier sahen sie den schönsten und prachtvollsten Theil des Naturtheaters so geordnet, daß sie mit Wohlbehagen auf alle darin vorkommenden Wechsel und Aenderungen achten konnten.

Diese beiden Systeme, das der konzentrischen und das der eccentrischen Sphären, scheinen das meiste Ansehn in dem Theil der alten Welt gehabt zu haben, der sich vorzüglich mit dem Studium des Himmels beschäftigte. Kleanthes indessen, und andere spätere Philosophen der stoischen Schule, haben allem Anschein nach ein eigenes, von den beiden gedachten ganz verschiedenes System gehabt. So berühmt sie aber auch mit Recht wegen ihrer Geschicklichkeit in der Dialektik, und wegen der Bestimmtheit und Erhabenheit ihrer moralischen Lehren seyn mochten, so scheinen sie doch wegen ihrer Kenntniß des Himmels in keinem besonderen Ruf gestanden zu haben; auch findet

sich der Name keines einzigen von ihnen in dem Verzeichnisse großer Astronomen und fleißiger Himmelsbeobachter bei den Alten. Sie verwarfen die Lehre von den festen Sphären, und behaupteten, daß der Weltraum mit einem flüssigen Aether angefüllt sei, der eine zu geringe Dichtigkeit habe, als daß er durch eine eigene Bewegung so unermeßlich große Körper, wie Sonne, Mond und Planeten, mit sich fortführen könne. Diese, so wie die Fixsterne, erhielten also, meinten sie, ihre Bewegungen nicht von dem sie umgebenden Körper, sondern jeder einzelne trage sein eigenes Prinzip der Bewegung in sich, wodurch er mit eigenthümlicher Geschwindigkeit und nach eigenthümlicher Richtung fortgetrieben werde. Diesem inneren Prinzip zufolge bewegten sich die Fixsterne von Osten gegen Westen in Parallelen des Aequators, die, ihrem größeren oder kleineren Abstande von den Polen gemäß, größer oder kleiner ausfielen, und mit so verhältnißmäßigen Geschwindigkeiten, daß sie ihre täglichen Umläufe in einerlei Zeit, in etwas weniger als 23 Stunden 56 Minuten, vollbrächten. Durch ein ähnliches Prinzip bewege sich die Sonne westwärts; denn unsere Philosophen nahmen keine östliche Bewegung am Himmel an, sondern nur langsamere Bewegungen als die der Fixsterne, so daß die Sonne ihren täglichen Umlauf in 24 Stunden vollbringe, und daher täglich um den Bogen zurückbleibe, den sie in 4 Minuten beschreibt, um einen Grad. Diese Bewegung der Sonne sei weder gerade westwärts gerichtet, noch vollkommen kreisförmig, sondern nach der Sommerwende nehme ihre Bewegung allmälig eine südliche Richtung an, so daß sie täglich niedriger im Meridian erscheine, und dabei eine

Spirallinie um die Erde beschreibe, wodurch sie allmälig tiefer geführt werde, bis sie zur Winterwende gelange. Hier ändere diese Spirallinie ihre Richtung und bringe die Sonne mit jedem Tage weiter gegen Norden, und endlich zum Sommerwendepunkt zurück. Auf gleiche Weise erklärten sie die Bewegung des Mondes und der fünf Planeten durch die Voraussetzung, daß jeder dieser Körper sich westwärts bewege, jedoch in Richtungen und mit Geschwindigkeiten, die zwar verschieden wären und stets wechselten, im Allgemeinen aber doch in sphärischen, ein wenig gegen den Aequator geneigten, Bahnen.

Dieses System scheint nie recht in Umlauf gekommen zu seyn. Die Systeme der konzentrischen und eccentrischen Sphären geben beide eine Art von Grund sowohl für die Stätigkeit und Gleichförmigkeit der Bewegung der Fixsterne, als für die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der planetarischen. Beide bringen in die dem Anschein nach verschiedenartigsten Phänomene eine Art Zusammenhang. Dieses andere hingegen läßt sie gerade da, wo es sie findet. Man frage einen Stoiker, warum denn alle Fixsterne ihre täglichen Umläufe in Parallelen von den verschiedensten Durchmessern mit so abgemessenen Geschwindigkeiten machen, daß sie alle in gleichen Zeiten ans Ziel kommen, und dabei in ganz gleicher Entfernung und gegenseitiger Lage bleiben. Er wird keine andere Antwort zu geben wissen, als die, daß die besondere Natur, oder, wenn man so sagen soll, die Laune eines jeden Sterns, ihn treibt, sich gerade auf diese besondere Weise zu bewegen. Sein System giebt ihm kein Prinzip an die Hand, wonach er in seiner Vorstellung eine so große Anzahl har-

monischer Umläufe kombiniren kann, da hingegen die Voraussetzung eines Firmaments bei den andern beiden Systemen leicht ein solches gewährt. Eben so wenig vermag er die Eigenthümlichkeiten, die man in den Bewegungen der übrigen Himmelskörper wahrnimmt, in Zusammenhang zu bringen: den spiralförmigen Umlauf aller, ihre wechselnde Richtung gegen Süden und Norden, die bald beschleunigte, bald verzögerte Bewegung der Sonne und des Mondes, die Erscheinungen des Stillstandes und des Rücklaufs der Planeten. Alles dies steht in der Phantasie eben so vereinzelt und unzusammenhangend da, wie es den Sinnen erschien, ehe noch die Philosophie versucht hatte, es irgend einem Prinzip unterzuordnen.

Dies sind die in der alten Welt gangbaren astronomischen Systeme. Vor allen stimmt das der eccentrischen Kreise am besten mit den Erscheinungen überein. Es wurde erst erfunden, als diese Erscheinungen schon über ein Jahrhundert beobachtet worden waren, und erhielt seine Vollendung erst nach einer noch viel längeren Reihe von Beobachtungen durch Ptolemäus unter der Regierung des Antonin. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn es einer viel größeren Anzahl von Phänomenen angepaßt wurde, als die beiden andern Systeme, die man aufstellte, ehe noch die Phänomene mit einiger Genauigkeit beobachtet waren, und die daher nur so lange zu ihrer Erklärung dienen konnten, als man sie noch ganz im Groben betrachtete. Seit Hipparch scheint demnach dieses System von allen denen angenommen zu seyn, die den Himmel genauer studirten. Dieser Astronom fertigte zuerst einen Fixstern-Katalog an; er berechnete auf sechs-

hundert Jahre im Voraus die Bewegungen der Sonne und des Mondes, und gab die Stellung des Himmels an, wo sich beide Körper diesen ganzen Zeitraum hindurch zeigen mußten; er bestimmte die Zeiten der Sonnen- und Mondfinsternisse, und die Länder, wo sie sichtbar seyn mußten. Seine Bewegungen waren auf das System der eccentrischen Kreise gegründet, und da der Erfolg seinen Vorhersagungen mit einer Genauigkeit entsprach, die, wenn gleich geringer, als sie die neuere Astronomie zu erreichen vermag, doch alles, was man damals kannte, weit hinter sich ließ, so sicherte sie seinem System in den Augen aller Astronomen und Mathematiker den Vorzug vor jedem andern, welches früher in Umlauf gewesen war.

Ich sage in den Augen der Astronomen und Mathematiker; denn ungeachtet des evidenten Vorzuges dieses Systems vor allen übrigen, die man kannte, wurde es doch von keiner philosophischen Sekte angenommen.

Die Philosophen scheinen lange vor Hipparch das Studium der Natur aufgegeben zu haben, um sich vorzüglich mit ethischen, rhetorischen und dialektischen Fragen zu beschäftigen. Jede Schule hatte damals schon ihre eigene Theorie vom Weltall aufgestellt, und keine menschliche Rücksicht hätte sie vermögen können, irgend einen Theil davon aufzugeben. Ueberdies scheint sie die stolze und unwissende Verachtung, mit der sie auf die Mathematiker und Astronomen herabsahen, gehindert zu haben, in die Lehren derselben einzudringen. Cicero und Seneca, die so oft Gelegenheit haben, die alten astronomischen Systeme zu erwähnen, nehmen keine Notiz vom Hipparch. In den Schriften Seneca's findet sich sein Name gar nicht.

In denen des Cicero wird er nur einmal, ohne alles Zeichen von Billigung, als Geograph, nicht als Astronom genannt. Plutarch, der, in seinem zweiten Buche von den Meinungen der Philosophen, alle übrige astronomische Systeme der Alten aufzählt, erwähnt gerade dieses nicht, das einzige erträgliche, das man damals kannte. Diese drei Schriftsteller scheinen bloß die Schriften der Philosophen gelesen zu haben. Der ältere Plinius dagegen, ein Mann, dessen Wißbegierde sich über alle Fächer der Gelehrsamkeit verbreitete, beschreibt das System des Hipparch, und nennt ihn nie, ohne ein Zeichen der hohen Bewunderung hinzuzufügen, die er mit so großem Recht für sein Verdienst hegte. Die tiefe Unwissenheit, die wir bei jenen angeblichen Lehrern des Menschengeschlechts mit Bezug auf einen so wichtigen Theil der Wissenschaft ihrer Zeit antreffen, ist zu merkwürdig, als daß sie nicht selbst in dieser kurzen Ueberſicht eine Erwähnung verdiente.

Systeme gleichen in manchem Betracht den Maschinen. Eine Maschine ist ein kleines System, das die verschiedenen Bewegungen und Wirkungen, die der Künstler gerade nöthig hat, hervorbringen und mit einander verbinden soll. Ein System ist eine eingebildete Maschine, bei der man den Zweck hat, in der Vorstellung gewisse Bewegungen und Erfolge zu kombiniren, die in der Wirklichkeit bereits von Statten gehen. Die Maschinen, die zuerst erfunden werden, um irgend eine besondere Bewegung darzustellen, sind immer die zusammengesetzesten, und spätere Künstler machen gewöhnlich die Entdeckung, daß sich mit einer geringern Zahl von Rädern und Bewegungs-Prinzipien dieselben Wirkungen ungleich leichter hervor-

bringen lassen. Eben so sind die ersten Systeme immer die verwickeltsten, und man glaubt gewöhnlich, daß, um jede zwei dem Anschein nach verschiedenartige Erscheinungen zu kombiniren, eine besondere Kette erforderlich sei; öfters aber findet sich, daß Ein großes, durchgreifendes Prinzip hinreicht, um alle die verschiedenartigen Phänomene, die in der ganzen Reihe der Dinge hervortreten, mit einander in Zusammenhang zu bringen. Wie viele Räder sind erforderlich, um alle die Bewegungen jener eingebildeten Maschine, des Systems der eccentrischen Sphären, darzustellen! Der tägliche Umschwung des Firmaments, der alle Himmelskörper westwärts mit sich fortreißt, erfordert ein Rad. Die ostwärts gerichteten periodischen Bewegungen der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten machen eins für jeden dieser Körper nöthig. Ihre mannigfachen bald beschleunigten, bald verzögerten Bewegungen setzen voraus, daß die Räder oder Zirkel, die man zu ihrer Erklärung ersann, weder mit dem Firmament, noch unter einander konzentrisch sind, und dieser Umstand scheint, mehr als alles andere, die Harmonie des Weltbaus zu stören. Die Erscheinungen des Stillstandes und Rückganges der fünf Planeten sowohl, als die außerordentliche Unbeständigkeit der Bewegung des Mondes, erfordern für jeden dieser Körper einen Epicykel, ein kleineres an der Peripherie des größeren befestigtes Rad, wodurch die Einförmigkeit des Systems nur noch mehr gestört wird. Die Bewegung des Apogäums macht bei jedem dieser Körper noch ein Rad mehr nöthig, wodurch die Mittelpunkte ihrer eccentrischen Kreise um die Erde geführt werden. Und so war denn diese eingebildete

Maschine, wenn gleich einfacher und den Phänomenen zusagender, als die sechs und funfzig planetarischen Sphären des Aristoteles, immer noch zu verwickelt und zusammengesetzt, als daß sich der Geist vollkommen dabei hätte beruhigen können.

Sie behauptete jedoch ihr Ansehn ungeschmälert, so lange die Wissenschaft in der alten Welt geachtet war. Nach Antonin's Regierung, und schon seit Hipparch, der fast dreihundert Jahr früher lebte, wirkte der große Ruf, den sich die frühern Weisen erworben hatten, so mächtig auf die Phantasie der Menschen, daß sie jeden Gedanken, den Ruhm derselben erreichen zu können, aufgegeben zu haben scheinen. Alle menschliche Weisheit dachte man sich in den Schriften dieser älteren Philosophen konzentrirt. Sie abzukürzen, zu erklären und zu kommentiren, und so wenigstens zu zeigen, daß man einige ihrer erhabenen Mysterien zu begreifen im Stande sei, wurde jetzt als die einzige Bahn angesehen, auf der noch Ruhm zu erwerben war. Proklus und Theon schrieben Kommentare über das System des Ptolemäus; ein neues erfinden zu wollen, würde man zu ihrer Zeit nicht bloß für einen Vorwitz, sondern auch für eine Versündigung an dem Rufe so hoch verehrter Vorgänger gehalten haben.

Der wenige Jahrhunderte später erfolgte Umsturz des römischen Reichs, und mit ihm alles dessen, was Gesetz und Ordnung heißt, hatte eine gänzliche Vernachlässigung des Studiums der verbindenden Prinzipien der Natur zur Folge, eines Studiums, auf welches nur Muße und Sicherheit leiten können. Nach dem Falle jener großen Eroberer und Kultivirer des menschlichen Geschlechts scheint

die Herrschaft der Chalifen die erste gewesen zu seyn, unter der die Welt den Grad von Ruhe genoß, den der Anbau der Wissenschaften erfordert. Unter dem Schutze dieser edelmüthigen und prachtliebenden Fürsten wurde die alte Philosophie und Astronomie der Griechen in Osten wieder geweckt und begründet. Jene Ruhe, welche ihre milde und gerechte Regierung verbreitete, veranlaßte die Menschen aufs neue, über die Prinzipien der Natur zu grübeln. Der Ruf der griechischen und römischen Gelehrsamkeit, der damals noch frisch im Andenken der Menschen lebte, flößte ihnen den Wunsch ein, zu erfahren, was die hochberühmten Weisen beider Nationen über so tief liegende Gegenstände gelehrt hatten.

Sie übersetzten und studirten demnach mit großem Eifer die Werke mehrerer griechischen Philosophen, vor allen die des Aristoteles, Ptolemäus, Hippokrates und Galenus. Die Geistesüberlegenheit, welche dieselben vor den rohen Versuchen ihrer eigenen Nation auszeichnete, Versuchen, wie sie überall in der Kindheit der Wissenschaft zum Vorschein kommen, bestimmte sie natürlicherweise, in die Systeme jener Männer einzugehen, besonders in das der Astronomen. Auch vermochten sie späterhin nie, sich von einer solchen Autorität loszumachen; denn wenn gleich die Freigebigkeit der Abbassiden die arabischen Sternkundigen mit größeren und vollständigeren Instrumenten, als einst Hipparch und Ptolemäus gebrauchten, versehen haben soll, so scheint doch das Studium der Wissenschaften in diesem mächtigen Reiche entweder von zu kurzer Dauer, oder von zu häufiger Unterbrechung gewesen zu seyn, als daß sie im Stande gewesen wären, irgend eine

bedeutende Verbesserung mit den Lehren jener alten Mathematiker vorzunehmen. Man hatte noch nicht Zeit gehabt, so vertraut mit den alten Systemen zu werden, daß man sie ohne jenes Staunen, welches ihre Größe und Neuheit einflößte, hätte betrachten können, ohne ein Gefühl, das den Reiz des Neuen mit der Autorität des Alten in sich vereinigte. Kurz, die Araber waren zu sehr Sklaven jener Systeme, als daß sie es hätten wagen sollen, von denselben abzugehen, bis endlich jene Verwirrung, die den friedlichen Thron der Chalifen erschütterte und zuletzt über den Haufen warf, das Studium der Wissenschaften aus diesem Reiche verbannte. Sie hatten jedoch vor dieser Katastrophe einige nicht unbedeutende Verbesserungen gemacht. So z. B. haben sie die Schiefe der Ekliptik genauer als die Griechen gemessen. Die Tafeln des Ptolemäus hatten sich mit der Länge der Zeit und in Folge der Ungenauigkeit der Beobachtungen, auf die sie gegründet waren, weit von der wahren Lage der Himmelskörper entfernt, wie er es selbst vorausgesagt hatte. Es waren also neue Tafeln nöthig geworden, die nun der Chalif Almamon anfertigen ließ, unter welchem auch durch zwei arabische Astronomen zwei Grade des Erdumfanges in der Ebene von Mesopotamien gemessen wurden.

Die siegreichen Waffen der Sarazenen brachten die Gelehrsamkeit und den Rittergeist des Orients nach Spanien, und zugleich die Tafeln des Almamon und die arabischen Uebersetzungen des Ptolemäus und Aristoteles, und so erhielt Europa zum zweitenmal die Elemente der Himmelskunde aus Babylon. Die Schriften des Ptolemäus wurden aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, und

die peripatetische Philosophie ward nun in Averroes und Avicenna mit gleichem Eifer und gleicher Ehrfurcht in Westen, wie zuvor in Osten, studirt.

Die Lehre von den festen Sphären war ursprünglich erfunden worden, um eine physische Auskunft über die Bewegungen der Himmelskörper, dem System der konzentrischen Zirkel gemäß, zu geben, welchem sie leicht angepaßt wurde. Die Erfinder der Lehre von den eccentrischen Zirkeln und Epicykeln begnügten sich zu zeigen, wie sich unter der Voraussetzung, daß sich die Himmelskörper in dergleichen Bahnen bewegten, die Erscheinungen leicht kombiniren ließen, und eine Art von Einheit und Zusammenhang in ihre wirklichen Bewegungen gebracht werden könne. Die physischen Ursachen derselben zu ergründen, überließ man den Philosophen, wiewohl aus einigen Aeußerungen des Ptolemäus hervorgeht, daß die Astronomen von einer Erklärung derselben vermittelst einer ähnlichen Hypothese einige Ahnung gehabt haben. Ob nun aber gleich das System des Hipparch von allen Astronomen und Mathematikern angenommen wurde, so fand es doch, wie schon bemerkt worden, bei keiner philosophischen Sekte Eingang. Es scheint daher im Alterthum auch kein Versuch gemacht worden zu seyn, irgend eine solche Hypothese auf dieses System anzuwenden.

Die Gelehrten, welche von den Arabern zugleich die Philosophie des Aristoteles und die Astronomie des Hipparch erhielten, sahen sich natürlicherweise genöthigt, beide in einander zu verschmelzen, und die Bewegungen der eccentrischen Kreise und Epicykel des einen mit den soliden Sphären des andern zu kombiniren. Es wurden

zu dem Ende von manchen Philosophen mancherlei Versuche gemacht, unter denen der des Purbach im funfzehnten Jahrhundert der gelungenste und geachtetste war. Obgleich seine Hypothese die einfachste von allen ist, so würde es doch ein vergebliches Unternehmen seyn, sie ohne eine Figur klar machen zu wollen, da sie schon mit Hülfe einer solchen schwer aufzufassen ist. Denn war dieses System der eccentrischen Kreise und Epicykel schon vorher zu verworren, als daß sich der Geist dabei hätte beruhigen können, so war dies noch weit mehr der Fall, nachdem man es mit metaphysischen Grübeleien verbrämt hatte. Man ließ dem Scharfsinn des Mathematikers alle Gerechtigkeit wiederfahren, der zwei dem Anschein nach so verschiedenartige Systeme zu vereinigen gewußt hatte. Seine Bemühungen scheinen jedoch die Ursachen zur Unzufriedenheit mit dem ptolemäischen System, die nun bald unter den Philosophen Wurzel zu fassen begann, eher vermehrt, als vermindert zu haben. Er sowohl, als alle diejenigen, welche vor ihm nach demselben Plan gearbeitet hatten, machten dies System nur in dem Maße verworrener, als es unter ihren Händen zusammengesetzter wurde.

Die Verwickelung desselben war aber nicht der einzige Grund des Mißbehagens, das die gelehrte Welt bald nach Purbach daran zu finden anfing. Da die Tafeln des Ptolemäus wegen der Ungenauigkeit der Beobachtungen, auf die sie gegründet waren, sich weit von der wahren Stellung der Himmelskörper entfernten, so wurden die des Almamon im neunten Jahrhundert nach gleicher Hypothese berechnet, um die Uebereinstimmung wieder herzustellen. Diese Tafeln wurden wenige Jahrhunderte später

aus demselben Grunde unbrauchbar. Im dreizehnten Jahrhunderte hielt es nun Alphonsus, der philosophische König von Kastilien, für nöthig, zur Berechnung der Tafeln, die seinen Namen führen, Befehl zu ertheilen. Man kennt seine wunderliche und profane Aeußerung, daß er, wenn sein Gutachten bei der Schöpfung des Weltalls eingeholt worden wäre, guten Rath zu ertheilen im Stande gewesen seyn würde: eine Aeußerung, die, wie man glaubt, in seinem Mißfallen an dem verwickelten System des Ptolemäus begründet war. Im funfzehnten Jahrhundert begann wieder die Abweichung der alphonsinischen Tafeln vom Himmel eben so merklich zu werden, wie früher die der griechischen und arabischen. Es war also klar, daß, wenn gleich das System des Ptolemäus im Ganzen genommen richtig seyn mochte, doch gewisse Korrektionen nöthig waren, um es den Erscheinungen vollkommen anzupassen; denn die Umläufe seiner eccentrischen Kreise und Epicykel, vorausgesetzt daß sie wirklich Statt fanden, konnten doch nicht ganz von der Art seyn, wie er sie darstellt, weil die Bewegungen der Himmelskörper in kurzer Zeit so weit von dem abwichen, was die genausten, auf sein System gegründeten, Rechnungen geben. Es war mithin einleuchtend, daß mit Hülfe genauerer Beobachtungen beides, die Geschwindigkeiten und Richtungen aller Räder und Zirkel, aus welchen seine Hypothese zusammengesetzt ist, verbessert werden mußten. Hiermit machte Purbach den Anfang, und das von ihm begonnene Werk setzte sein Schüler Regiomontan fort, ein Mann, dessen frühzeitiger, mitten unter zahllosen Entwürfen zur Wiederbelebung alter, und Erfindung und Beförderung neuer

Wissenschaft erfolgter, Tod bis auf diese Stunde bedauert werden muß.

Wenn man die Menschen einmal überzeugt hat, daß ein gangbares System der Verbesserung bedarf, so ist es nicht schwer sie zu überreden, daß es völlig verworfen werden müsse. Nicht lange also nach Regiomontan's Tode begann Copernicus über ein neues System nachzudenken, das die himmlischen Erscheinungen in eine einfachere und zugleich genauere Verbindung, als das Ptolemäische, zu bringen im Stande war.

(Fortsetzung folgt.)

U e b e r
die zu weit getriebene Furcht vor den Proselytenmachern,
u n d
über die allzu geringe Achtung vor dem Geist der Wissenschaft.

Herr Professor Krug in Leipzig hat am Schlusse des abgewichenen Jahres eine kleine Schrift bekannt gemacht, welche den Titel führt: Neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland, nebst Vorschlägen gegen dieses Unwesen.

Diese Schrift ist allen protestantischen Regierungen, Kirchenräthen und Konsistorien in Deutschland gewidmet.

Der Verfasser beginnt, wie billig, mit einer Definition der Proselytenmacherei; und nachdem er angeführt hat, daß der Sprachgebrauch immer nur diejenigen als Proselytenmacher bezeichnet habe, welche Andere durch unredliche Mittel (durch List oder Gewalt, durch Sophistereien, durch Beängstigung des Gewissens, durch Bestechung, durch Versprechungen und Drohungen, auch wohl durch wirkliche Thätigkeiten) zu ihrer Religionspartei herüber zu ziehen suchen, begründet er diese seine Definition durch einen Ausspruch des Urhebers der christlichen Kirche, welcher nach Matth. 23. v. 15. „Wehe ausruft über die Schriftgelehrten und Pharisäer, die Land und

Wasser umziehen, um einen Judengenossen zu machen, und wenn er ihnen geworden ist, ein Kind der Hölle, zweifältig mehr, als sie selbst, aus ihm bilden."

Er erzählt sodann, wie er schon vor mehr als vier Jahren das Unwesen der Proselytenmacherei bei der hohen deutschen Bundesversammlung zwar zur Sprache gebracht, dabei aber zwei Fehler begangen habe. „Einmal, sagt er, hatte ich eine ältere Geschichte erzählt; es blieb daher zweifelhaft, ob jenes Unwesen auch noch heute bestehe. Sodann hatte ich vergessen zu sagen, was für Mittel dagegen zu ergreifen; es blieb also zweifelhaft, ob es auch möglich sei, dem Unwesen ein Ende zu machen." „Darum," fügt der Verfasser hinzu, „mag wohl jene hohe Versammlung sich bemüssigt gesehen haben, meine Schrift ad acta zu legen; wenigstens ist mir bisjetzt nichts von irgend einer öffentlichen Wirkung derselben zu Ohren gekommen, ob sie gleich Leser genug gefunden hat."

Nach diesen treuherzigen Erklärungen geht der Verfasser muthig ans Werk; und sein Unternehmen als Gewissenssache rechtfertigend, bezeichnet er hinter einander drei Personen als Proselytenmacher, deren Bestrebungen keinem Zweifel unterliegen. Dies sind die Herren A. M—, L. B— und Pf— sonst der O—er Staatsmann genannt. Von jedem dieser Herren wird so viel ausgesagt, daß der Leser aus ihrem curriculum vitae abnehmen kann, weß Geistes Kinder sie sind; und da kann man sich denn nicht verbergen, daß das, was im Matthäus von den Schriftgelehrten und Pharisäern ausgesagt wird, „daß sie Land und Wasser umziehen, um einen Judengenossen zu machen," vollkommen auf sie paßt; mit einem Worte:

daß sie entschiedene Abenteurer sind, die, nachdem sie viele andere Lagen versucht haben, bei der Proselytenmacherei als bei dem Geschäft stehen geblieben sind, wodurch sie sich am meisten geltend machen zu können glauben.

„Außer dem bisher bezeichneten Kleeblatte, fährt der Verfasser fort, giebt es freilich in Deutschland noch gar Manchen, der das ehrsame Proselytenmacher-Handwerk treibt, bald offener, bald geheimer. Denn ich bin schon Einigen an der Elbe und am Rheine auf der Spur, kann sie aber bisjetzt noch nicht näher bezeichnen, weil ich der Sache noch nicht gewiß bin. Es soll jedoch, so Gott will, seiner Zeit geschehen, wenn es nöthig werden sollte. Merkwürdig ist hierbei, daß diese Leute nicht katholische Priester sind, welche allenfalls sagen könnten, daß sie ex officio handelten. Sie sind vielmehr insgesammt Laien, treiben aber die Sache so con amore, man könnte sagen con furore, daß man ihnen allerdings kräftigst entgegenwirken muß."

So bahnt sich der Verfasser den Weg zur Entwikkelung der Mittel, denen er die Kraft zutrauet, daß sie dem Unwesen der Proselytenmacherei eine Gränze setzen werde.

Er theilt sie in innere und äußere.

Was die ersteren betrifft, so laufen sie, nach ihm, auf folgende drei Punkte hinaus:

1) Daß man den, der protestantischen Kirche eigenthümlichen Prüfungsgeist immerfort regsam erhalte, weil die Proselytenmacherei mit diesem nicht zusammen bestehen kann. (So ist es ausgedruckt.)

2) Daß man der polemischen Rede und Schrift

freien Lauf lasse: „denn, sagt er, die geistige Polemik ist gut, weil sie den Prüfungsgeist weckt, und weil sie den Gegner auf ein Gebiet treibt, wo er allemal verlieren muß, wenn er nicht Wahrheit und Recht auf seiner Seite hat."

3) Daß man insonderheit jenem frömmelnden Mystizismus entgegen wirke, der seit einiger Zeit in der protestantischen Kirche Ueberhand genommen; „denn, so heißt es im Text, unter jener mystischen Hülle, schleichen sich die Proselytenmacher bei uns ein; und sie finden nirgend leichteres Spiel, als bei solchen Gemüthern, die in dunklen religiösen Gefühlen schwelgen, und deren Einbildungskraft so erhitzt ist, daß sie das Göttliche und Himmlische unmittelbar empfinden und ergreifen wollen."

Hinsichtlich der äußeren Mittel verlangt der Verf., daß, vermöge des in der protestantischen Kirche hergebrachten Oberaufsichtsrechtes, und des Oberschutzrechts, verordnet werde:

1) Daß jeder, weß Standes oder Geschlechts er auch sei, wenn er von einer Kirche zur andern übertreten will, diesen Schritt nicht heimlich, sondern öffentlich thue. Der Verfasser, weit davon entfernt, hierin einen Gewissenszwang zu sehen, erkennt darin nur eine positive Einschärfung dessen, wozu ohnehin jeder ehrliche und redliche Mensch verpflichtet ist.

2) Daß jeder, der zu einer anderen Kirche übergehen will, vorher sowohl der geistlichen Behörde, mit welcher er bis dahin in kirchlicher Verbindung gestanden, als auch der weltlichen Ortsobrigkeit davon Anzeige mache, damit beide gemeinschaftlich untersuchen können, welche Motive ihn dazu bestimmt haben. Fände sich aber bei

dieser Untersuchung, daß unstatthafte Mittel angewendet worden, um Jemanden zum Uebertritt zu bewegen: so würde zwar ihm selbst, wenn er bei seinem Vorsatz beharrete, der Uebertritt nicht zu verwehren, derjenige aber, oder diejenigen, welche sich jener Mittel bedient hätten, würden deßhalb in Anspruch zu nehmen, und nach Befinden der Umstände mehr oder weniger hart zu bestrafen seyn.

3) Daß die Polizei-Agenten an den Gränzen angewiesen werden, jeden Jesuiten, der über die Gränze kommt, sobald sie ihn erkannt haben, auf der Stelle zurück zu bringen; „denn, sagt der Verfasser, er ist nichts weiter, als ein Emissär des Ordens, um ins Geheim Proselyten zu machen. Läßt er sich zum zweiten Male betreten, so werde er ein Jahr lang eingesperrt, und dann wieder über die Gränze gebracht. Einen dritten Versuch büße er mit dem gänzlichen Verlust der Freiheit."

Der Schluß der kleinen Schrift lautet wie folgt:

„Man nenne diese Vorschläge nicht unduldsam! Denn das böse Prinzip, welches dem Jesuitismus inne wohnt, soll man nicht dulden. Und wenn die Jesuiten sich über die Unduldsamkeit beschweren wollten, so dürfe man wohl fragen: wer ist unduldsamer gewesen, als eben sie selbst? In Böhmen, das sonst beinahe ganz protestantisch war, haben sie den Protestantismus fast ganz wieder ausgerottet, nicht bloß durch List, sondern auch durch harte und gewaltsame Maßregeln. So haben sie es auch anderwärts getrieben. Sie können sich also nicht über Unduldsamkeit beschweren, wenn man sie nicht unter uns leiden will; es müßte denn auch unduldsam seyn, einem falschen Spieler

die Thür zu weisen, oder sich überhaupt einen Bösewicht vom Leibe zu halten. Ach! die Protestanten haben sich von jeher nur zuviel gefallen lassen, was jenseits gegen sie gethan oder versucht wurde. Sie wollten keine Repressalien brauchen, sei's aus gutmüthiger Friedensliebe, oder aus übel verstandener Duldsamkeit, und haben dadurch dem Erbfeinde ihrer Kirche nur zu viel Vortheile gewährt. Ich trage daher kein Bedenken noch einen Schritt weiter zu gehen und folgenden Vorschlag zu machen: Es schließe keine protestantische Regierung ein Konkordat mit dem römischen Stuhle, so lange derselbe nicht die protestantische Kirche ausdrücklich als eine solche anerkennt, und alle öffentliche oder geheime Bedrückungen derselben, mithin auch alle die Proselytenmacherei, welche über die Schranken einer freien Belehrung hinausgeht, förmlich untersagt. Ich weiß wohl, daß die römische Kurie dies nicht thun wird; ich sehe aber auch kein Unglück dabei, wenn man von unserer Seite keine Konkordate mit Rom schließt. Der katholischen Kirche Vortheile gewähren, die nicht durch eine volle Reziprozität von ihrer Seite ausgeglichen werden, das gebietet weder die Pflicht, noch ist es überhaupt Recht. Es ist vielmehr ein Unrecht gegen die protestantische Kirche."

So weit der Herr Professor Krug.

Wer möchte daran zweifeln, daß seine Denuntiationen — wie gehässig dies Wort auch seyn möge — eben so redlich gemeint seien, als die Mittel, wodurch er der Proselytenmacherei eine Gränze zu setzen wähnt? Allein werden beide deßhalb dem Schicksal entrinnen, von Denjenigen, an welche sie gerichtet sind, ad acta gelegt zu

werden? Und wird dies Schicksal nicht in einem hohen Grade verdient seyn?

Dies ist die Frage, welche wir hier beantworten wollen — nicht etwa um uns aus irgend einem Muthwillen an dem Herrn Professor Krug zu reiben, sondern einzig und allein, um zu zeigen, wie es sich mit aller Proselytenmacherei verhält, und wie viel, oder vielmehr wie wenig davon in der gegenwärtigen Zeit zu fürchten ist.

Herr Professor Krug scheint uns in seinen Schlußfolgen über Proselytenmacherei eine Hauptwahrheit, oder vielmehr eine Hauptthatsache ganz unbeachtet gelassen zu haben. Diese Hauptwahrheit oder Hauptthatsache nun ist, „daß die Proselytenmacherei, ihr Gegenstand sei, welcher er wolle, ihre Quelle nie in der Stärke, sondern immer nur in der Schwäche und dem Verfalle der Sache hat, für welche die Geister und Gemüther gewonnen werden sollen, und daß sie ganz von selbst aufhört, sobald jene Schwäche und jener Verfall durch sich selbst vollendet sind." Ist also von Systemen und Institutionen die Rede, so hat man genau darauf zu achten, ob sie im Steigen oder im Sinken sind. Ist das Erstere der Fall, so bedarf es keiner künstlichen Mittel, ihnen die Geister und Gemüther zuzuwenden; diese richten sich ganz von selbst nach ihnen hin. Tritt aber der entgegengesetzte Fall ein, so machen es sich alle trostlosen Köpfe, d. h. alle diejenigen, welche die Natur der menschlichen Gesellschaft verkennen, und an keine Entwickelung glauben, weil sie das Gesetz derselben nicht zu fassen vermögen — zur Gewissenssache, den Verfall zu hemmen, den Untergang abzuwenden. Sie denken sich in dieser Hinsicht Möglichkeiten,

welche keine sind; und weil sie keinen Begriff haben von dem, was das gesellschaftliche Bedürfniß mit sich bringt, oder mit anderen Worten, weil sie nicht wissen, daß ein und dasselbe System von willkürlich gebildeten Lehren bei verschiedenen Entwickelungsgraden gut oder schlecht, nützlich oder schädlich seyn kann: so nehmen sie ihre Zuflucht zu allen den Listen, Ränken und Intriguen, von welchen sie glauben, daß sie zu ihrem Zweck führen können, während sie durch ihren Antagonismus in der Regel nichts weiter leisten, als daß sie das beschleunigen, was sie abwenden möchten. So ist es zu allen Zeiten gewesen. Der Name „Jesuit" ist noch sehr jung; denn er reicht nicht über das Jahr 1540 hinaus. Jesuitismus hingegen, der Sache nach, ist so alt als die Welt; nämlich so alt, als es kirchliche oder politische Systeme gegeben hat, die, weil sie in Verfall gerathen waren, und nicht länger durch eigene Kraft bestehen konnten, besonderer Stützen bedurften. Jesuiten waren, in den letzten Zeiten des jüdischen Reichs, die Pharisäer; Jesuiten waren beim Verfall des Römerreichs alle die Neuplatoniker, die sich des Polytheismus annahmen, und ihm Ideen unterlegten, die nicht zu ihm gehörten; Jesuiten würde man, bei einer genaueren Untersuchung, allenthalben antreffen, wo etwas gegen die Natur der Dinge und gegen das Entwickelungsgesetz vertheidigt werden sollte, bloß weil es Einzelnen nützlich gewesen war.

Die Hauptthatsache, von welcher wir so eben geredet haben, ist um so wichtiger, weil sie das Gesetz für so viele Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens bildet, über welche man nur dann mit Unpartheilichkeit und Schonung

urtheilt, wenn man die Quelle erkennt, aus welcher sie abfließen. In Wahrheit, die Proselytenmacherei ist, wenn man von der bestimmten Art derselben, welche die Benennung hergegeben hat, abstrahirt, weit allgemeiner verbreitet, als die, welche an Worten kleben, anzunehmen gewohnt sind. Die wörtliche Uebersetzung von Proselyt ist „Zukömmling.“ Was aber ist ein Zukömmling? Ein Kunde, ein Abnehmer. Wer nun könnte der Kunden, der Abnehmer entbehren, da die Natur der Gesellschaft nichts so bestimmt mit sich bringt, als daß jeder Einzelne, was auch immer seine Verrichtung seyn möge, irgend einem gesellschaftlichen Bedürfnisse abhelfen muß, um für sich selbst ein Daseyn zu gewinnen? Streng genommen machen nur Räuber und Bettler hiervon eine Ausnahme. Alle Uebrigen haben kein größeres Interesse, als der Kunden und Abnehmer recht Viele zu haben, weil ihr Wohlstand einzig hierauf beruht. Nun sind aber nicht alle gesellschaftlichen Verrichtungen so angethan, daß sie starken Bedürfnissen entsprächen; und die Folge davon ist keine andere, als daß man auf ganz besondere Mittel denkt, sich Kunden und Abnehmer zu verschaffen, daß man folglich Proselytenmacherei treibt. Im Großen genommen thun dies alle Diejenigen, mit Denen es nicht recht vorwärts geht. Der Stand macht hierbei keinen wesentlichen Unterschied. Man beobachtet dasselbe Phänomen bei dem Handwerker, bei dem Künstler, bei dem Gelehrten, bei dem Schriftsteller. Selbst Doktoren der Theologie und Professoren der Logik und Metaphysik, vorausgesetzt, daß sie nicht zum Monopol auf ihrem Standpunkt berechtigt sind, bilden keine Ausnahme, nur daß sie, weil practica

multiplex ist, sich vielleicht durch Worte über ihr Verfahren täuschen *).

Kommt es nun darauf an, die Gefährlichkeit der streng sogenannten Proselytenmacher, d. h. derjenigen, die zum Abfall von dem protestantischen Kirchenthum zu Katholizismus zu bereden, oder vielmehr zu bethören bemüht sind, genauer zu bestimmen: so muß vor allen Dingen Rücksicht genommen werden auf den Grad von Verfall, bis zu welchem es, im Verlaufe der fünf letzten Jahrhunderte, mit diesem Katholizismus gekommen ist; denn nur auf diese Weise wird sich genau ausmitteln lassen, wie viel die Jesuiten und ihre Anhänger in und außer Deutschland zu bewirken vermögen. Diese Untersuchung ist um so wichtiger, weil aus ihr hervorgehen muß, wie angemessen oder wie nicht angemessen die Mittel sind, welche Herr Professor Krug den protestantischen Regierungen als spezifisch wirksam empfiehlt.

*) Ich gestehe hier, daß ich nie habe vergessen können, was mir begegnete, als ich vor mehr als 40 Jahren auf der Universität zu Halle das sogenannte signum depositionis löste. Bekanntlich mußte dies bei dem Dekanus geschehen. Dekanus nun war bei meinem Eintritt in die Hochschule der längst verstorbene F — r, Professor der Logik und Metaphysik. Er ließ sich auf kein Examen mit mir ein, weil ich — dies waren seine Worte — aus der Schule des großen Gedike käme. Desto eifriger erkundigte er sich, bei Wem ich Logik und Metaphysik hören würde. Als ich nun sagte, ich habe darüber noch nichts beschlossen, so erwiderte er in seinem hallischen Dialekte: „Dann rath ich Ihnen, beides bei mir zu hören. Denn, sehen Sie, der Eberhard, der auch Logik und Metaphysik lief't, hat nur fünf Beweise für die Unsterblichkeit der Seele; ich aber habe deren sibbene." War F — r nicht ein Proselytenmacher? Und sollte es jetzt anders seyn?

Ich habe gesagt: „in dem Laufe der fünf letzten Jahrhunderte" und ich glaube diesen Ausdruck vollkommen rechtfertigen zu können. Der Verfall des Katholizismus, als Lehre, welche die Bestimmung hat, das sittliche Verfahren der Gesellschaft zu regeln, war schon zwei Jahrhunderte vor der Kirchenverbesserung, deren Endergebniß die protestantische Kirche geworden ist, vollkommen entschieden. Bekanntlich hob dieser Verfall mit der Verlegung des heiligen Stuhls von Rom nach Avignon an, oder vielmehr, er wurde durch diese Verlegung, welche das Werk Philipps des Schönen, Königs von Frankreich, war, zuerst ausgesprochen, sofern sich hierin das allmählig erworbene Uebergewicht der weltlichen Macht über die geistliche offenbarte. Nach der Beendigung der sogenannten babylonischen Gefangenschaft — denn durch diese Benennung hat man jene Verlegung des heiligen Stuhls bezeichnet — trat sogleich das Schisma ein, bei welchem es sich um die Legitimität des Papstes handelte. Beinahe das ganze funfzehnte Jahrhundert wurde die Frage erörtert, ob der Papst über dem Konzilium oder das Konzilium über dem Papst sei; und nicht genug, daß man die organische Gesetzgebung des katholischen Kirchenthums aufs Stärkste angriff, bekämpfte man auch schon einzelne Lehren desselben, als der im Verlauf der Zeit gewonnenen Aufklärung entgegen. Hierauf erfolgte im sechzehnten Jahrhundert die wirkliche Kirchenverbesserung, welche bis dahin abgewendet worden war, mit einer Nothwendigkeit, der sich nicht widerstehen ließ, wenn gleich unter heftigen Stürmen. Das Werk der fortschreitenden Aufklärung zu vernichten, wurden im sechzehnten und in der ersten Hälfte

des siebzehnten Jahrhunderts, alle Mittel der Gewalt und der List aufgeboten; allein weit gefehlt, daß, außer starken Zerstörungen, nur das Mindeste gelungen wäre, endigte der ungeheure Kampf, den man den dreißigjährigen Krieg nennt, damit, daß die protestantische Kirche durch den westphälischen Frieden ein gesetzliches Daseyn gewann, das nicht länger angefochten werden durfte. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an, sichtbar zunehmender Verfall des katholischen Kirchenthums, hauptsächlich herbeigeführt durch die Entstehung der positiven, d. h. der auf Beobachtung und Erfahrung beruhenden Wissenschaften, wie Astronomie, Physik, Chemie u. s. w. In der zunehmenden Entwickelung dieser Wissenschaften hat das achtzehnte Jahrhundert seinen Charakter; und wenn das Prinzip der Duldung vorherrschend wurde, so konnte dies nur unter der Bedingung geschehen, daß die Theologie, als Wissenschaft, täglich mehr an Stärke verlor, und daß die übernatürlichen Lehren, aus welchen sie zusammengesetzt war, nicht länger das Hauptbedürfniß der Gesellschaft, geordnet und geregelt zu seyn, befriedigten. Hierin lag es auf eine ganz unwidersprechliche Weise, daß man am Schlusse des achtzehnten, und zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts nach einem weit größeren Maßstabe säkularisirte, als es im sechzehnten und siebzehnten der Fall gewesen war. Nicht genug, daß die Mönchsorden ihr gesellschaftliches Daseyn in den aufgeklärtesten Ländern Europa's verloren, verschwanden auch, zum Wenigsten in Deutschland, jene Kirchenstaaten, die man bis dahin als unumgänglich nothwendig für die Erhaltung des katholischen Kirchenthums betrachtet hatte.

Schwerlich wird man diesem Abriß eines fünfhundertjährigen Verfalls die Gerechtigkeit versagen, daß er keine Thatsache enthält, die nicht vollkommen bewahrheitet wäre. Ist nun aber Wahrheit in dieser Zusammenstellung: so drängt sich jedem denkenden Menschen ganz von selbst die Frage auf: ob das, was seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von dem katholischen Kirchenthume, der Lehre und der Hierarchie nach, noch übrig geblieben ist, fortdauern könne, und ob es nicht vielmehr dem Schicksale des Polytheismus, d. h. einer gänzlichen Auflösung, diese erfolge auf welchem Wege sie wolle, entgegen sehe?

Wir begnügen uns damit, diese Frage aufgeworfen zu haben, und überlassen die Beantwortung derselben denjenigen unserer Leser, welche, als gute Protestanten, die Ueberzeugung mit uns theilen, daß die Fortdauer der menschlichen Gesellschaft durchaus unabhängig ist von allen den Formen, welche das Bedürfniß früherer Zeiten, d. h. früherer Entwickelungs-Grade nothwendig gemacht hat. Eigentlich besteht die ganze Schwierigkeit darin, daß sich nicht vorher bestimmen läßt, welches System von Lehren an die Stelle des untergehenden treten wird; allein in dieser Beziehung kann man, wie in jeder anderen, der Schöpferkraft des menschlichen Geistes vertrauen, der gegen die Zeit, wo der gänzliche Untergang des Alten nothwendig geworden ist, ganz zuverlässig das herbeigeführt haben wird, was als öffentliche Lehre eintreten muß.

Weit lieber befassen wir uns mit der Frage: was alle Proselytenmacher, in dem hergebrachten Sinne des Worts, selbst mit vereinten Kräften bewirken können, um den Zustand der Dinge, so wie er nun einmal hinsichtlich

des katholischen Kirchenthums ist, so zu verändern, daß daraus, wo nicht eine neue Blüthe, doch wenigstens eine Fortdauer für denselben hervorgehe?

Was diese Proselytenmacher gar nicht ahnen, und was ihnen, wenn sie Lust und Liebe zu ihrem Werke behalten wollen, nie einleuchten darf, das ist der Zustand der auf Erfahrung und Beobachtung gegründeten Wissenschaften, welche, seit etwa zwei Jahrhunderten, von Jahr zu Jahr immer tiefer in die Gesellschaft eingedrungen sind, und einen Geist hervorgerufen haben, der sich von allen theologischen und metaphysischen Lehren abwendet, um der Evidenz zu huldigen. Wie diesen Asmodi so in die Wüste bannen, daß er nicht wiederkehren kann? Die Sache ist in sich selbst unmöglich, vorausgesetzt, daß man nicht damit anfängt, allen gesellschaftlichen Bedürfnissen — vor allen aber dem der Fortdauer — den Krieg zu erklären, und den ganzen gesellschaftlichen Zustand unerbittlich auf das zurück zu führen, was er etwa im zwölften Jahrhunderte war, wo der Katholizismus in seiner schönsten Blüthe stand. Wer nun will dies unternehmen? wer es durchführen? Die Absurdität dieses Gedankens liegt am Tage! Es ist seit drei Jahrhunderten säkularisirt worden, und die Gesellschaft hat in eben dem Maße an Freiheit und Kraft gewonnen, worin dies große Werk gelungen ist. Wie will man es aber anfangen, um zu entsäkularisiren? und wie weit will man damit vorschreiten? Ist das Entsäkularisiren unmöglich — und ganz unstreitig ist es unmöglich, weil man auch in der allerstärksten Opposition seinem Jahrhunderte angehört — was soll denn bei aller Proselytenmacherei herauskommen? Ich stelle mich in

in Gedanken an einem schönen Sommerabend an das Ufer eines spiegelglatten Landsees. Die Sonne ist so eben untergegangen, und ein warmer Duft hat sich über die ganze Gegend verbreitet. Das Mückenvolk ist höchst lebendig; vorzüglich sind es die Sumpfmücken mit ihren langen Leibern. Sie steigen und fallen in ihrem fliegenden Tanze; und indem sie fallen, berühren sie die Oberfläche des Wassers auf eine Weise, daß daraus die zartesten Wellen hervorgehen, die man sehen kann. Warum bringen sie nicht die ganze Oberfläche des Wassers in Aufruhr? Sie würden es thun, wenn sie könnten; allein die Wirkung, die sie hervorbringen, ist an die schwache Kraft gebunden, die ihnen beiwohnt. Wer nun sind diese langleibigen Sumpfmücken? Es sind die Herren A. M—, L. B— und Pf—, sonst der D—er Staatsmann genannt, in ihren Bemühungen einen allgemeinen Abfall von dem protestantischen zum katholischen Kirchenthume zu bewirken.

„Aber — so fragt man — ist es einem A. M. nicht gelungen, ein deutsches Fürstenhaus zum katholischen Glauben zurück zu wenden?"

Meine Antwort hierauf ist wie folgt: Sagt mir, vorausgesetzt daß in eurer Aussage Wahrheit ist, es sei diesem Proselytenmacher gelungen, eine süd-deutsche Dorfgemeine, die zum Abfall an das evangelische Kirchenthum hinneigte, in ihrem alten Glaubens-System zu befestigen; und ich werde, ohne zu loben oder zu tadeln, der Kraft, die eine solche Wirkung hervorgebracht hat, meine Achtung nicht versagen. Wenn ihr aber nichts weiter anzuführen habt, als daß ein deutsches Fürstenhaus

zum katholischen Glauben hinüber gezogen worden ist: so bleib' ich dabei, daß dies keine so wichtige Sache ist, als man wohl glauben machen möchte. Seit wann macht ein deutsches Fürstenhaus die Wissenschaft? Seit wann ist es der Repräsentant der europäischen Aufklärung? Wär' ich ein Feind des Katholizismus, so würd' ich, die volle Wahrheit zu gestehen, nichts sehnlicher wünschen, als daß alle deutsche Fürstenhäuser, bis auf eins, zu dem katholischen Kirchenthum übergingen; denn die ganz natürliche Folge dieses Uebertritts könnte keine andere seyn, als daß aus der öffentlichen Lehre urplötzlich alle Offenheit, Wahrheit und Würde verschwände, und indem die vollendetste Heuchelei an die Stelle derselben träte, würde der beschleunigte Untergang des katholischen Kirchenthums nur desto sicherer erfolgen. Nur dem Scheine nach ist der Protestantismus ein Feind des Katholizismus. Der Wahrheit nach ist er seit drei Jahrhunderten sein bester Freund gewesen, mag dies erkannt worden seyn, oder nicht. Ihm verdankt der Katholizismus zum Wenigsten seine bisherige Dauer, und einen nicht unbedeutenden Theil der Mittel, wodurch sein Daseyn verlängert worden ist. Dies wird selbst von Katholiken eingestanden; und wenn Herr A. M. durch seinen neophytischen Eifer gegen diese Wahrheit verblendet wird, so ist dabei weder etwas zu beklagen, noch zu bewundern.

Nach dieser Auseinandersetzung des tiefen Verfalls des katholischen Kirchenthums in Folge dessen, was ihm seit fünf Jahrhunderten begegnet ist, handelt es sich um eine Prüfung der Mittel, wodurch, dem Wunsche des Herrn Professor Krug gemäß, die protestantischen Regierungen der Proselytenmacherei eine Gränze setzen sollen.

Im Allgemeinen bedauern wir, daß wir mit dem Herrn Professor über kein einziges derselben einverstanden sind, oder werden können.

Was zunächst den Prüfungsgeist betrifft, den er in der protestantischen Kirche aufrecht und regsam erhalten wissen will, so kann man wohl fragen: wer unterdrückt ihn? wer vermag ihn bei dem gegenwärtigen Zustande der Literatur zu unterdrücken? Man kann aber auch fragen: was kann durch diesen Prüfungsgeist bewirkt werden? Eine weit getriebene Kritik ist weder das Mittel, sich in einem gegebenen Systeme zu befestigen, noch das rechte Werkzeug zu einem neuen und besseren Systeme zu gelangen. Sie führt nur allzu leicht an die äußerste Gränze des Glaubens; und sobald diese erreicht ist, entstehen alle die Oszillationen zwischen Mittelpunkt und Umkreis, welche denen ganz unerträglich sind, die sich in ihren Ueberzeugungen gleich bleiben wollen: Oszillationen, welche so manchen Abfall von dem protestantischen Kirchenthume herbeigeführt haben, und auch noch künftig herbei führen werden. Wir machen also dem Herrn Professor Krug den Vorwurf, daß er gar nicht gewußt hat, was durch einen anhaltenden und immer regsamen Prüfungsgeist geleistet wird.

Noch weniger sind wir mit ihm einverstanden hinsichtlich seines zweiten Vorschlags, „der polemischen Rede und Schrift freien Lauf zu lassen.“ Die Lobrede, welche er der Polemik hält, „weil sie den Prüfungsgeist weckt, und den Gegner auf ein Gebiet treibt, wo er sich nur durch Wahrheit und Recht behaupten kann,“ ist deßhalb keine, weil die Kontroverse in theologischen und metaphy-

sischen Dingen nie eine andere Wirkung hervorgebracht hat, als daß die Streitenden sich noch mehr in ihre Meinungen verbissen. Nur in Dingen, die eine Evidenz zulassen, ist es möglich, sich über zweifelhafte Sätze zu vereinbaren; nicht in Dingen, welche die Evidenz ausschließen, und worin alles von sogenannten Vernunftschlüssen abhängt, die ihrerseits auf willkürlichen Begriffen beruhen. Will man über Dinge dieser Art streiten, so kann dadurch zwar Lärm verursacht werden, aber das Gebiet der Wissenschaft wird alsdann um keinen Zoll erweitert. Danken wir doch dem Himmel, daß wir über die Zeiten hinweg sind, wo diese geistigen Fechterspiele eine Unterhaltung gewährten! Ein Feuerwerk an einem schönen Sommerabend ist unendlich vorzuziehen.

Der dritte Vorschlag, „daß man dem frömmelnden Mystizismus entgegen wirken, ihn wenigstens nicht begünstigen und unterstützen solle,“ scheint uns einen frommen Wunsch zu enthalten, aus welchem sich durchaus nichts machen läßt. Wie alles Andere, so hat auch der Mystizismus seine eigene Quelle. Diese wird fließen, so lange man den ersten Ursachen nachgrübelt, und Dinge erkennen zu können glaubt, welche über die Gränzen des menschlichen Auffassungsvermögens hinausgehen. Kann die Macht der Regierungen nicht bewirken, daß die Regierten über diese Gränzen zu einer richtigen Anschauung gelangen: so kann sie auch dem Mystizismus nicht entgegen wirken, selbst dann nicht, wenn er das große Thor seyn sollte, durch welches die Proselytenmacherei einzugehen pflegt. Dies ist er jedoch in den wenigsten Fällen. Aus Mystikern werden weit leichter Sektenstifter, als bloße Apostaten.

So viel über Herrn Krugs innere Mittel.

Die äußeren, welche er vorschlägt, unterliegen vielleicht einem noch strengeren Tadel, weil sie eine Härte in sich schließen, die an Inquisitions-Tyrannei gränzt. Wir haben sie oben angegeben. Ohne uns mit ihrer Widerlegung lange aufzuhalten, wollen wir zunächst ihnen das entgegensetzen, was ein großer König in seinen unsterblichen Werken über diesen Gegenstand der Nachwelt vermacht hat.

Friedrich der Zweite sagt in seiner Abhandlung von den Regierungsformen:

„Wir gehen zu einem Artikel über, der vielleicht eben so wichtig ist, als alles, was man für die materielle Wohlfahrt eines Landes thut. Es giebt nur wenig Länder, wo die Bürger dieselben religiösen Meinungen haben, und diese weichen oft so sehr von einander ab, daß Sekten daraus entspringen. Alsdann entsteht die Frage: müssen alle Bürger übereinstimmend denken? oder kann man Jedem erlauben, nach seiner Weise zu denken? Finsterlinge werden auch sagen: alle müssen derselben Meinung seyn, damit nichts die Bürger theile. Der Theolog fügt hinzu: „wer nicht denkt wie ich, der ist verdammt, und es schickt sich nicht, daß mein Souverän ein König von Verdammten sei; man muß sie also für diese Welt vernichten, damit es ihnen in der künftigen desto besser gehe.“ Hierauf dient zur Antwort: nie wird die Gesellschaft übereinstimmend denken; unter den christlichen Völkern sind die meisten anthromorphistisch, und unter den Katholiken sind die meisten abgöttisch. — Es giebt also Ketzer in allen christlichen Sekten; und dazu kommt, daß Jeder glaubt, was ihm wahrscheinlich ist. Nun kann

man zwar einen beklagenswerthen Unglücklichen zwingen, ein gewisses Formular herzuplappern, dem sich sein Inneres versagt; aber auf diese Weise hat der Verfolger nichts gewonnen. Geht man auf den Ursprung der Gesellschaft zurück, so ist durchaus einleuchtend, daß der Suverän auch nicht das kleinste Recht auf die Denkweise der Bürger hat. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man annehmen wollte, die Menschen hätten zu Einem aus ihrer Mitte gesagt: Wir erheben dich über uns, weil wir die Sklaverei lieben, und wir ertheilen dir die Macht, unsere Gedanken nach deinem Willen zu leiten? Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner zur Aufrechthaltung der Gesetze, denen wir gehorchen wollen; du sollst uns weise regieren; du sollst uns vertheidigen; im Uebrigen verlangen wir, daß du unsere Freiheit respektirest. Dies ist ein Spruch, der keine Appellation zuläßt. Eben diese Duldung aber gereicht zum Vortheil der Gesellschaften, bei welchen sie eingeführt ist; so sehr sogar, daß sie das Glück des Staats ausmacht. Denn sobald die Gottesverehrung frei ist, bleibt Jeder ruhig, während die Verfolgung zu den blutigsten, längsten und zerstörendsten Bürgerkriegen Veranlassung gegeben hat. Das kleinste Uebel, welches die Verfolgung nach sich zieht, ist die Auswanderung der Verfolgten. Durch die Zurücknahme des Edikts von Nantes hat die Bevölkerung in gewissen Provinzen Frankreichs sehr gelitten; und leidet sie nicht noch immer?"

So der weise Friedrich der Zweite, der, im stärksten Gegensatz mit allem, was der Herr Professor Krug, als heilsam und wohlthätig für die protestantische Kirche, em-

pfiehlt, die Jesuiten, nach der Auflösung ihres Ordens im Jahre 1773, zu einer förmlichen Niederlassung in Schlesien einlud, ohne davon das Allermindeste für seine protestantischen Unterthanen zu befürchten. Oder glaubt man etwa, der große König habe nicht gewußt, was er that, als er also verfuhr? O, er wußte es nur allzu gut: denn er wußte, daß alle Proselytenmacherei nichts weiter ist, als bloßes Kinderspiel, wodurch der Stand der Dinge nie wesentlich verändert wird. Auch hat der Erfolg sein Verfahren auf das Vollständigste gerechtfertigt. Die Zahl der schlesischen Protestanten hat sich seit der Niederlassung der Jesuiten nicht vermindert, sondern vermehrt; und wer hätte wohl jemals etwas von den Eroberungen vernommen, die von den Jesuiten auf diesem Grund und Boden gemacht worden? Eine Erscheinung, die auf das Handgreiflichste beweiset, daß die Jesuiten eben so harmlos sind, als wir Uebrigen, wenn die weltliche Regierung weise genug ist, ihnen den festen Punkt zu versagen, auf welchem sie ihre Hebel spielen lassen können!

Wie abgeschmackt, und wie tyrannisch zugleich, wird doch jeder Liberalismus, der kein anderes Fundament hat, als die jämmerlichen Abstraktionen einer ewig unfruchtbaren Metaphysik! Herr Professor Krug findet keinen Gewissenszwang darin, zu verordnen, daß der Uebertritt von einer Kirche zur andern unter allen Umständen öffentlich geschehe; und dabei nennt er Jeden, der sich über sein Glaubensbekenntniß nicht ausweiset, und es folglich zweifelhaft läßt, welcher Religionsgesellschaft er angehöre, „einen Heuchler, einen Betrüger, einen Falsarius, welcher bestraft zu werden verdiene, wenn es hinterher zufällig

bekannt werden sollte, daß er seine Mitbürger und Mitchristen betrogen habe." Hat der spanische Groß-Inquisitor jemals von einem anderen Grundsatze geleitet werden können? Herr Krug geht aber noch viel weiter. Er will, daß eine geistliche Behörde in Verbindung mit der weltlichen Ortsobrigkeit Untersuchungen darüber anstelle, wie jeder abtrünnige Protestant seine innere Welt, d. h. die Welt seiner allgemeinsten Anschauungen und Ueberzeugungen, aufgebauet hat; und wenn sich bei dieser Untersuchung finden sollte, daß — so ist es ausgedrückt — von der andern Seite her unstatthafte Mittel angewendet worden, um Jemandem zum Uebertritt zu bewegen, so will er zwar, „daß man diesem, wenn er bei seinem Vorsatze beharrt, den Uebertritt gestatten, dafür aber denjenigen, der sich dieser Mittel bedient habe, in Anspruch nehmen, und in dem Falle, daß der Proselytenmacher ein Geistlicher sei, diesen entweder ganz, oder auf Zeit, seines Amtes entsetzen solle, weil er dasselbe auf eine so unwürdige Weise gemißbraucht hätte." Würde denn, wenn dies jemals Statt finden sollte, die protestantische Kirche nicht eben so gut ihr Inquisitions-Gericht haben, wie die katholische? Und würde dadurch nicht ihr ganzes Wesen verändert seyn, da das plus oder minus der übernatürlichen Lehren, welche einem Kirchenthume eigen seyn können, in dieser Beziehung keinen Unterschied machen kann? Am grausamsten zeigt sich jedoch der Herr Professor Krug gegen die armen Jesuiten. Im ersten Betretungsfalle sollen sie auf den Schub gebracht werden; im zweiten soll eine einjährige Gefängnißstrafe eintreten; im dritten kann nur der gänzliche Verlust der Freiheit, als angemessene Buße

erscheinen. Also nicht einmal eine Versetzung nach Botany-Bay oder Neu-Holland kann den streng-protestantischen Sinn des Herrn Professors Krug versöhnen! Glücklicherweise beruht diese Inquisitor-Strenge auf der doppelten Voraussetzung, daß die Polizei-Agenten Scharfblick genug haben werden, um den Jesuiten, der die Landesgränze betreten hat, sogleich zu erkennen, und daß der Jesuit selbst so einfältig seyn wird, zum drittenmal in ein Land zu gehen, wo lebenslängliche Kerkerstrafe seiner harret.

Herr Professor Krug findet dies alles sehr gerecht und billig; „denn — fügt er hinzu — die Protestanten haben sich von jeher nur zuviel gefallen lassen, was jenseits gegen sie gethan und versucht wurde; sie wollten keine Repressalien gebrauchen, sei's aus gutmüthiger Friedensliebe, oder aus übel verstandener Duldsamkeit, und haben dadurch dem Erbfeinde ihrer Kirche nur zu viel Vortheile gewährt." Doch wie schlecht versteht sich Herr Professor Krug auf das Wesen der protestantischen Kirche! Es ist nicht wahr, daß sie sich jemals mehr hat gefallen lassen, als sie zur Bewahrung ihres Wesens ertragen konnte. Sie hat gekämpft, und sich in einem dreißigjährigen Kriege ein gesetzliches Daseyn errungen. Ist dies etwa nicht genug? Daß der Abfall der Poeten, der Abenteurer und der verschrobenen Köpfe sie nie geschmerzt hat, mag ihr zur Ehre gereichen; allein sie litt hierin zuletzt nur, was sich nicht vermeiden läßt. Wenn sie sich auf keine Proselytenmacherei eingelassen hat, so hat sie nur das gethan, was ihre Stellung in der europäischen Welt mit sich brachte. Hätte Platon ihr Wesen zu definiren: so würde er sagen, „sie sei dämonischer Natur." Wirklich

steht sie in der Mitte von zwei Kräften, welche ihr Wesen gleich sehr bestimmen. Die eine dieser Kräfte ist der Katholizismus in seiner gegenwärtigen Versunkenheit; die andere ist der Zustand der positiven, d. h. der Zustand der auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Wissenschaften in ihrer bisherigen Entwickelung. Dem Katholizismus verdankt die protestantische Kirche ihre Würde vermöge der Opposition, worein sie seit drei Jahrhunderten gegen denselben getreten ist; dem gegenwärtigen Zustande der positiven Wissenschaften verdankt sie ihre Schwäche und Kraftlosigkeit, sofern ihr nichts anderes übrig bleibt, als sich standhaft dem Einflusse dieser Wissenschaften zu entziehen, um sich in ihrem bisherigen Seyn zu behaupten. Es ist endlich Zeit, diese Stellung der protestantischen Kirche gehörig ins Auge zu fassen, weil davon nicht bloß das richtigere Urtheil über diese Kirche, sondern auch alles Gute abhängt, das ihr zu Theil werden kann. Keinen Augenblick sollte man vergessen, daß sie im sechzehnten Jahrhundert gestiftet wurde, das nicht mehr verlangte, als was durch sie geleistet wird. Die sind leidige Tröster, die ihre Erhaltung auf den Prüfungsgeist, oder auf den Kritizismus stützen; denn mit diesem hat noch kein Kirchenthum, kein öffentliches Unterrichts-System bestanden. Die einzige sichere Grundlage eines Kirchenthums, eines öffentlichen Unterrichts-Systems, ist der Dogmatismus; nur daß man hieraus keinesweges folgern darf, der Dogmatismus des fünften Jahrhunderts könne mit irgend einem nützlichen Erfolge auch der Dogmatismus des neunzehnten Jahrhunderts seyn. Hierin gerade steckt der Irrthum, der zur Proselytenmacherei und zu allen den wi-

derwärtigen Erscheinungen führt, die unsere Zeit, als aus ihren Fugen gerissen, darstellen. Warum sollte es denn nicht auch einen Dogmatismus erweislicher Wahrheit geben? Und würde er, wenn er bereits gebildet wäre, nicht mit unwiderstehlicher Macht zur Erhaltung des gesellschaftlichen Friedens hinwirken? Würde das Quid non relligio potuit suadere malorum je auf ihn angewendet werden können?

Um über die Schrift des Herrn Professor Krug zum Schluß zu kommen, wollen wir unser Urtheil über dieselbe kurz und bündig dahin abgeben, „daß, nach unserem Dafürhalten ihr kein Unrecht widerfährt, wenn die protestantischen Regierungen, Kirchenräthe und Konsistorien, denen sie zugeeignet ist, sie eben so ad acta legen, wie der Bundestag es mit einer früheren, nach des Verfassers eigenem Geständniß, gemacht hat."

Hier könnten wir endigen — hier müßten wir sogar endigen, wenn die Kritik der Krugschen Schrift unser alleiniger Zweck gewesen wäre. Allein wir haben, wie die Ueberschrift dieses Aufsatzes beweiset, uns, gleich Anfangs, ein höheres Ziel gestellt; und nachdem wir alles, was vorangehen mußte, abgehandelt haben, sei es uns erlaubt, unsere Meinung über das, was in der Zeit Noth thut, mit der Offenheit und Ruhe vorzutragen, welche das Ergebniß einer langen Beobachtung und Erfahrung zu seyn pflegt.

Worauf kommt es an? Wonach strebt das Zeitalter in allen Theilen der europäischen Welt? Was wird am allgemeinsten verkannt, weil es wirklich nur von Denen zu erkennen ist, die unter den Mühen des Lebens

einen Augenblick übrig behalten, den sie allgemeineren Betrachtungen zuwenden können?

Ich will diese Fragen in so wenig Worten beantworten, als es möglich ist; und ich will den Beweis für meine Behauptung hinterher auf eine Weise führen, die, weil sie aus lauter Thatsachen zusammengesetzt ist, so weit meine Kraft reicht, keinen Zweifel bestehen lassen soll.

Das, worauf es ankommt, das, wonach das Zeitalter in allen Theilen der europäischen Welt strebt, das, was in seiner Nothwendigkeit am allgemeinsten verkannt wird, ist — eine bessere, d. h. eine angemessenere öffentliche Lehre, als wir bisher gehabt haben: eine Lehre, worin nicht alle Jahrhunderte sich selbst gleich gesetzt werden; eine Lehre, die den Bedürfnissen der Zeitgenossen entspricht; eine Lehre, welche zugleich aufklärt und versittlicht; eine Lehre, die im Zusammenhange steht mit allem, was eine Reihe von Jahrhunderten in intellektueller Hinsicht in der Gesellschaft entwickelt hat; mit Einem Worte: eine Lehre, die in jeder Beziehung das Gegentheil von dem ist, was die katholische Kirche als allein seligmachende Lehre anpreiset, während nichts erwiesener ist, als daß diese allein seligmachende Lehre, welchen Werth sie auch in einer früheren Periode gehabt haben möge, im Verlaufe der Jahrhunderte alle Kraft verloren hat, und zu einem caput mortuum nicht bloß für den gebildeteren Theil der Gesellschaft, sondern selbst für den vernachlässigten, geworden ist.

Werfen wir, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, einen flüchtigen Blick auf das, was in allen

Hauptabtheilungen der europäischen Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke vorgeht; und beginnen wir mit der pyrenäischen Halbinsel, als demjenigen Theile, wo sich die alte Lehre am vollständigsten, vermöge besonderer Institutionen, erhalten hat!

Hier tritt uns die apostolische Junta in ihrer gegenwärtigen Allmacht entgegen. „Was bezweckt sie?" Erhaltung der alten Lehre, römisch-katholische Religion genannt. „Für Wen?" Für sich selbst, d. h. zu ihrem ausschließenden Vortheil. „Würde es ein Unglück für Spanien seyn, wenn in diesem großen Lande, nach den ungeheuren Verlusten, die es in einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten gemacht hat, die gesellschaftliche Arbeit sich theilte, und wenn, in Folge dieser Theilung, Fabriken und Manufakturen, Künste und Wissenschaften, wie in anderen Ländern Europa's entständen?" Keinesweges! Allein Fabriken und Manufakturen, Künste und Wissenschaften, wie das übrige Europa sie hat, sind nur unter der Bedingung möglich, daß das alt-kirchliche System seine bisherige Autorität verliert; und weil die spanische Welt- und Ordensgeistlichkeit dies sehr wohl weiß, so wendet sie mit der größten Vorsicht und Gewissenhaftigkeit alles ab, was ihr auch nur von fern her schaden könnte. „Wodurch bewirkt sie dies?" Dadurch, daß sie die weltliche Macht beherrscht. „Wie weit wird sie damit kommen?" Dies läßt sich nicht genau bestimmen. Groß sind ihre Mittel; denn sie beruhen auf einen sehr ausgebreiteten Grundbesitz. Doch sind sie nicht ohne Gränzen. In dem gegenwärtigen Augenblick ist es dahin gekommen, daß die spanische Welt- und Ordensgeistlichkeit ihren An-

spruch auf geistliche Souveränetät gegen Congrevische Raketen und Perkinsches Gewehrfeuer durch ungeschickte Freiwillige vertheidigen zu müssen Gefahr läuft. Kommt es, wie es denn ganz den Anschein dazu hat, zu einem Kriege zwischen Spanien auf der einen, und Portugal, in seiner Verbindung mit England, auf der anderen Seite: so werden wir erleben, wie der Kampf ausfällt, und welche Folgen er nach sich zieht für das bisher von der spanischen Welt- und Ordensgeistlichkeit vertheidigte System. Am Tage liegt, daß die spanische Gesellschaft mit dem alten Lehrgebäude nicht länger fortdauern kann; und mit jedem Tage muß handgreiflicher werden, daß nur die spanische Geistlichkeit für die längere Beibehaltung desselben betheiligt ist. Wie früh oder wie spät man der richtigern Einsicht Anwendung geben wird, das läßt sich freilich nicht bestimmen; aber erwiesen ist, daß eine Wiedergeburt der spanischen Nation nur unter der Bedingung erfolgen kann, daß sie das Joch ihrer Priester abschüttelt, und an die Stelle der alten, durchaus verderblich gewordenen Lehre eine neue bringt.

Wir wenden uns jetzt nach Frankreich.

Die französische Regierung will eine Staats-Religion; und welcher vernünftige Mensch kann etwas gegen diese Bestrebung einwenden, wenn unter Staats-Religion die öffentliche Lehre verstanden werden muß, worin sich sämmtliche Staatsbürger vereinigen können? Die Frage ist also bloß: ob die römisch-apostolische Religion, welche in Frankreich, dem Wunsche der Regierung zufolge, die Staats-Religion bilden soll, noch gegenwärtig, d. h. bei der Entwickelung, welche die positiven Wissenschaften er-

halten haben, die öffentliche Lehre bilden könne? Ohne uns in weitläufige Erörterungen hierüber einzulassen, wollen wir bei gewissen Hauptthatsachen stehen bleiben, die allgemein bekannt sind. Die höhere französische Geistlichkeit, voll des besten Willens, verzweifelt in einem so hohen Grade an der Lösung der ihr zur Last gefallenen Aufgabe, daß sie die Jesuiten als diejenigen zu Hülfe gerufen hat, in deren Schlauheit und Manipulation sie ein unbedingtes Vertrauen setzt. Nun aber sind diese Jesuiten nichts anderes, als was die Pharisäer in den letzten Zeiten des jüdischen Reichs, und die Neu-Platoniker in den letzten Zeiten des Römerreichs waren, d. h. Leute, die sich anheischig machen, ein Leben zu verlängern, das durch die Fäulniß der Hauptorgane nothwendig zerstört wird. Als solche werden die Jesuiten von dem aufgeklärtesten Theile der französischen Nation betrachtet, der sich ihnen auf alle Weise entzieht. Die Jesuiten selbst bekennen, daß sie nichts auszurichten vermögen, wenn der weltliche Arm ihnen nicht zu Hülfe komme durch Gesetze, welche ihre Thätigkeit beschützen gegen die Fluth von Geisteswerken, wodurch sie als Tartüffe bezeichnet werden. Die weltliche Macht hat sich ihrer angenommen: das neue von dem Grafen von Peyronet in Vorschlag gebrachte Preßgesetz hat keinen anderen Zweck, als die Jesuiten von den Hemmnissen zu befreien, welche ihre Wirksamkeit anhaltend zu Schanden machen; man glaubt auf diesem Wege dem zu steuern, was man Verläumdung der königlichen Regierung nennt. Wir fragen hier nicht, ob Herrn Peyronets Vorschlag werde angenommen werden oder nicht; denn für den Erfolg, so wie er uns im

Allgemeinen vorschwebt, ist uns dies vollkommen gleichgültig. Aber wir fragen: ob der ganze Aufwand von Kraft, welcher gemacht wird, die römisch-apostolische Lehre, als Staats-Religion, zu erhalten, nöthig seyn würde, wenn jene Lehre dem Zivilisations-Grade im neunzehnten Jahrhunderte noch eben so entspräche, wie sie ihm vom sechsten bis zum dreizehnten Jahrhunderte entsprochen hat. Hier wird also ganz offenbar eine falsche Idee verfolgt, und das Resultat dieser unseligen Bestrebungen kann immer nur das entgegengesetzte von dem seyn, das wirklich bezweckt wird. Um dies mit der größten Sicherheit vorherzusehen, reicht eine ganz gewöhnliche Kenntniß der Weltbegebenheiten hin.

Jenseits des Kanals ist die Frage über diese Emanzipation der irischen Katholiken wiederum auf mehrere Jahre beseitigt worden. Wir haben über diesen Gegenstand früher unsere Meinung ausführlich entwickelt; und wir gestehen, daß diese seit sechs Jahren unverändert geblieben ist. Wie ungerecht, ja wie hart und tyrannisch auch das Verfahren der brittischen Regierung scheinen möge, sofern sie, wegen ewig streitiger Anschauungen, den Katholiken die Gleichheit der politischen Rechte versagt: so muß man doch, vorausgesetzt daß man nicht entschlossen ist, die ganze Wirklichkeit ontologischen Ansichten unterzuordnen, ihren Gründen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nicht von der Oberfläche geschöpft sind. Sie will ihre Einheit bewahren; und da sie die Ueberzeugung hat, daß dies unmöglich sei, mit der Zulassung eines auswärtigen, dem wohlerkannten Vortheile des englischen Volks durchaus entgegengesetzten Einflusses, und da sie außer-

außerdem die Wirksamkeit der Jesuiten nicht ganz mit Unrecht fürchtet: so ist ihr schwerlich ein Vorwurf daraus zu machen, daß sie die Zeit abwarten will, wo sich auch die Katholiken der besseren, d. h. der angemesseneren Lehre zuwenden werden. Die Emanzipation der irischen Katholiken würde in demselben Maße fehlerhaft seyn, als sie das Produkt irgend einer Großmuth, irgend eines übelverstandenen Liberalismus wäre; aber sie wird, wenn nicht alles täuscht, das Produkt der Nothwendigkeit werden, nachdem dazu alles vorbereitet ist, und sie wird alsdann einen um so höheren Werth haben.

Wie stehen in Italien die Sachen hinsichtlich der Harmonie oder Disharmonie mit der öffentlichen Lehre? Hier eröffnet sich uns ein weites Feld; da wir aber nicht Zeit haben, es von einem Ende bis zum andern zu durchlaufen: so wollen wir bei derjenigen Erscheinung stehen bleiben, welche in jedem Betracht die allerwichtigste ist. Dies ist der Karbonarismus. Wer noch etwas Anderes in ihm sehen möchte, als den Protestantismus des neunzehnten Jahrhunderts, der würde sein Wesen auf das Unverantwortlichste verkennen. In einer früheren Periode von den weltlichen Regierungen gebilligt und begünstigt, hat er erst in dem letzten Jahrzehend den Verdacht wider sich erregt, daß er gefährlich werden könne. Nun ist zwar seine Gefährlichkeit nicht zu leugnen, sofern es darauf ankommt, daß der Katholizismus um jeden Preis erhalten werde. Allein wer unterzieht sich diesem Riesenwerke, wodurch man mit dem allgemeinsten Entwickelungsgesetz, das im menschlichen Geschlechte waltet, in den schreiendsten Widerspruch treten würde? Man kann

den Leib tödten; man kann aber nicht die Seele tödten. Ohne einen Kopernikus, einen Galileo Galilei und einen Newton würde es nie Karbonari gegeben haben. Man würde also eigentlich jenen großen Geistern den Prozeß machen, wenn man sich blindlings allem widersetzen wollte, was eine Anwendung ihrer Lehren auf die Organisation der Gesellschaft in sich schließt. Wie weit würde man damit kommen? Die Gewalt hat, so weit sie reicht, den Karbonarismus zu Boden geschmettert; liegt deßhalb aber — ich rede hier nach der Aussage der öffentlichen Blätter — der heilige Vater weniger vor den Kruzifixen, um Gott zur Abwendung der Gefahren zu bestimmen, welche seine Kirche bedrohen? In Wahrheit, nichts ist geleistet, nichts ist zu leisten, so lange der Geist der positiven Wissenschaften die Gesellschaft durchdringt.

Wir kommen jetzt nach Deutschland zurück.

Und was uns zunächst auffallen muß, ist, daß wir in diesem großen Lande keine einzige von den Erscheinungen wiederfinden, welche alle bisher genannten Länder in größere oder geringere Spannung gesetzt haben. Woher dies? Unstreitig daher, daß der Protestantismus in Deutschland vorwiegend ist, und als öffentliche Lehre genommen in einem unendlich geringeren Widerspruch mit dem Geiste der Wissenschaft steht, als der Katholizismus. Unstreitig daher, daß selbst der Katholizismus darüber in Deutschland einen edleren Charakter angenommen hat, als ihm in anderen Ländern eigen ist. Unstreitig daher, daß von allen Regierungen Deutschlands nur eine einzige den Beruf fühlt, sich in Widerspruch zu

setzen mit dem, was der Entwickelungsgrad in wissenschaftlicher Hinsicht mit sich bringt, und daß alle übrigen, mehr oder weniger, in dem duldsamen Geiste Friedrichs des Zweiten walten, der jede gewaltsame Bestimmung der Ueberzeugungen und Gewissen in dem Lichte der Tyrannei betrachtete.

Doch nicht genug, daß wir in Deutschlands Staaten nicht dieselben Erscheinungen antreffen, wie in den übrigen Staaten des westlichen Europa, stoßen wir auch auf Erscheinungen ganz entgegengesetzter Art; und diese sind in Wahrheit um so erfreulicher, weil sie zum Wenigsten die Aussicht auf eine künftige Vereinigung der Staatsbürger in einer öffentlichen Lehre darbieten.

Wem wäre es wohl unbekannt, daß im südlichen Deutschland ganze Gemeinen von der katholischen Kirche abgefallen, und zur evangelischen übergegangen sind? Dies scheint uns jedoch eine bloße Kleinigkeit im Vergleich mit zwei anderen Erscheinungen, welche sich im Laufe des abgewichenen Jahres dargethan haben, und von welchen jede gleich stark beweiset, daß die katholische Geistlichkeit zum Gefühl ihrer gesellschaftlichen Nichtigkeit zu erwachen beginnt, und sich von diesem unerträglichen Gefühl zu befreien strebt.

Es sind nämlich zwei gleich merkwürdige Schriften, die eine zu Altenburg, die andere zu Hannover, erschienen; und in beiden ist, wenn gleich auf eine ganz verschiedene Weise, der Gedanke ausgesprochen, daß die katholische Kirche, so wie sie bisher bestanden hat, nicht länger fortbestehen könne.

Die erste dieser Schriften führt den Titel: die katholische Kirche Schlesiens, dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Nebst einem Anhange, enthaltend einige Wünsche eines vieljährigen Seelsorgers. (Mit dem Motto: Prüfet Alles, das Gute behaltet.)

Was auch, mit mehr oder weniger Recht, an der Oekonomie oder inneren Einrichtung dieser Schrift zu tadeln seyn möge: nie hat ein katholischer Geistlicher mit mehr Offenheit, Redlichkeit und Unpartheilichkeit über das Kirchenthum geschrieben, in welchem er fungirt. Der Hauptgedanke, der, wie der rothe Faden durch die dem brittischen Staate gehörigen Schiffstaue, durch das ganze Werk läuft, ist, daß das katholische Kirchenthum im Verlaufe der Zeit alle versittlichende Kraft eingebüßt, und jede andere Bestimmung verloren hat, als einen meistens lächerlich gewordenen Aberglauben durch alle Jahrhunderte durchzuführen: eine Bestimmung, deren Erfüllung immer schwieriger wird, je weiter die Gesellschaft in der Aufklärung vorschreitet, und ihre auf Beobachtung und Erfahrung beruhenden Erkenntnisse den unverständlich gewordenen Formeln des besagten Kirchenthums entgegensetzt. Dies ist, in drei und vierzig Paragraphen, auf eine so evidente Weise dargethan, daß keine Appellation Statt findet, und jeder, für die Wahrheit offene Sinn, tief erschüttert wird. Nie ist über demselben Gegenstand mit größerem Erfolge geschrieben worden; und was das Merkwürdigste in der ganzen Erscheinung ist, nie mit mehr Mäßigung und wahrhaft frommer Empfindung.

Die zweite Schrift führt den Titel: Erster Sieg

des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Ein interessantes Aktenstück.

Diese Schrift enthält das Sendschreiben eines Vereins von katholischen Geistlichen Schlesiens, an den Fürstbischof von Breslau, um diesen Oberhirten zur Begünstigung solcher Reformen der katholischen Kirche Schlesiens zu bewegen, wodurch — so ist es ausgedrückt — die Würde des geistlichen Berufs, die Förderung des sittlichen Wachsthums der Gemeinden, und überhaupt der wahre Zweck des öffentlichen Unterrichts gehoben, vermehrt und gekräftigt werde. In den bescheidensten Ausdrücken, aber deßhalb nicht ohne Festigkeit und Entschlossenheit, tragen die Bittsteller auf Einführung des Kirchengesanges, ferner auf Einführung der Muttersprache in den gottesdienstlichen Versammlungen, und zugleich auf Abschaffung alles dessen an, was, ihrer Ueberzeugung nach, für den wahren Zweck der öffentlichen Belehrung immer todt gewesen ist, und niemals wird belebt werden können. Mit Mühe enthalten wir uns der Anführung höchst rührender Stellen in dieser Schrift, die nur allzu sehr beweisen, daß das, was wir oben von dem Wesen des Katholizismus ausgesagt haben, selbst in der Anschauung dieser Bittsteller gegründet und bewahrheitet ist.

Zwei solche Erscheinungen, wie diese Schriften, sind schwerlich je vorhanden gewesen. Wie viel dadurch bewirkt werden wird, will freilich um so mehr abgewartet seyn, da jede Abänderung des katholischen Kirchenthums den größten Schwierigkeiten unterliegt; allein wer getraut sich anzunehmen, daß solche Schritte vorübergehen können, ohne

bleibende Spuren zurückzulassen? Auffallend aber ist, daß diese Schritte in einem Lande gethan worden sind, wo Friedrichs des Zweiten und seiner Nachfolger unerschütterlicher Duldungsgeist den Jesuiten, als Proselytenmachern, den freiesten Spielraum gelassen hat; wahrlich zum Beweise, daß die sittliche Natur des Menschen ganz anderen Gesetzen folgt, als welche oberflächliche Beobachter ihr anzudichten pflegen.

Nach Beendigung dieser kirchlichen Skala habe ich, da es mir nur auf eine Erklärung der Erscheinungen angekommen ist, nichts weiter hinzuzufügen, als daß ich mich glücklich schätze, einem Königreiche anzugehören, in welchem selbst die katholische Geistlichkeit in der Aufklärung nicht zurück bleiben will.

Von allen Zeichen der gegenwärtigen Zeit ist dieses, über allen Widerspruch hinaus, bei weitem das erfreulichste. Denn, wenn eine sehr zahlreiche Klasse, deren Bestimmung zu allen Zeiten die sittliche Leitung der Gesellschaft in sich schloß, von ihrem Gewissen getrieben, auf eine für Alle ganz unerwartete Weise mit dem Geständniß hervortritt, daß sie mit den ihr zugewiesenen Mitteln, weil sie durchaus veraltet und kraftlos sind, nicht nur keine Sittlichkeit (Seligkeit) schaffen, sondern sogar, gegen alle ihre Vorsätze und besseren Ueberzeugungen, auf eine stets zunehmende Entsittlichung hinwirken muß: so ist dies ein so edles, so über alles Lob erhabenes Bekenntniß, daß man wohl sagen darf, nie und nirgend sei ein ähnliches von derselben Klasse zum Vorschein gekommen.

Daß dies, und nichts Anderes, der wesentliche Inhalt jener Schriften sei, deren Titel wir oben angegeben

haben: dies wird Niemand leugnen, der sie mit offenem, für Wahrheit und Tugend gestimmten Sinne gelesen hat. Hierin liegt denn auch (so weit unser Gefühl in dieser wichtigen Angelegenheit entscheiden kann) die unwiderstehliche Kraft jener beiden Schriften. Nichts von allem, was jemals über denselben Gegenstand von Protestanten ausgesprochen ist, reicht an die Evidenz, die uns in dem Werke: Die katholische Kirche Schlesiens, entgegen tritt; und die wahre Ursache dieser Evidenz kann schwerlich eine andere seyn, als die, daß der Verfasser dieser Schrift nur Thatsachen kombinirt, und diese für sich selbst reden läßt. In der That, es würde zu bedauern seyn, wenn dies Werk, seiner Form nach, vollkommener wäre, als es wirklich ist; denn die angeblich vollkommenere Form hätte, weil sie nur aus der hergebrachten metaphysischen Methode hervorgehen konnte, dem Zwecke unendlich mehr geschadet, als diejenigen glauben mögen, die alles über einen Leisten schlagen wollen.

Um alles mit Einem Worte zu sagen: wir betrachten das Werk, Die katholische Kirche Schlesiens betitelt, bei aller Treuherzigkeit und Einfachheit, die demselben eigen ist, als das bei weitem wichtigste Geisteserzeugniß des neunzehnten Jahrhunderts, weil es zuerst die Nothwendigkeit einer dem Entwickelungs- und Aufklärungs-Grade angepaßten öffentlichen Lehre nachweiset, indem es die Abgestorbenheit und gänzliche Unbrauchbarkeit der alten für die sittliche Leitung der Gesellschaft auf jeder Seite darthut.

Womit dies endigen werde?

Die Frage beantwortet sich nach allem, was ihr

seit drei Jahrhunderten vorangegangen ist, und was sie in Künsten und Wissenschaften, so wie in allen übrigen gesellschaftlichen Erscheinungen, umsteht und begleitet, ganz von selbst. Wir werden eine große Provinz, deren Bewohner beinahe zur Hälfte Katholiken sind, von dem römisch-katholischen Kirchenthum abfallen sehen, ohne daß dies, von irgend einer Seite her, verhindert werden kann; und wenn dies große Beispiel in der Zeit — über den Opportunitäts-Grad setzen wir auch nicht das Mindeste fest — gegeben seyn wird: dann werden wir sehen, mit welcher Gewalt es auf die übrige europäische Welt zurückwirken wird, um das herbeizuführen, was für den inneren Frieden derselben allein Noth thut: die bessere Lehre, wodurch die über sich selbst aufgeklärte Gesellschaft allen den gewaltsamen Konvulsionen entrinnt, die sie bis auf unsere Tage gemartert haben.

Dies, und nichts Anderes, scheint uns die Zukunft in ihrem nachtumhüllten Schoße zu tragen.

Aus der ganzen Erscheinung, so weit wir sie hier dargelegt haben, verschwindet übrigens alles Auffallende wenn man erwägt:

1) Daß Preußens Könige, seit mehr als achtzig Jahren, keinen Augenblick aufgehört haben, hinsichtlich der verschiedenen Religionspartheien die strengste und unbedingteste Duldung zu üben.

2) Daß in Schlesien, bei einer Bevölkerung von mehr als zwei Millionen, die Mehrzahl aus evangelischen Glaubensgenossen besteht, die, wie allenthalben, die

wohlhabenderen Klassen bilden, weil für sie die Arbeit weniger Unterbrechungen leidet.

3) Daß von allen Provinzen des Königreichs, Schlesien diejenige ist, wo sich die gesellschaftliche Arbeit am meisten getheilt hat: ein sehr entscheidender Umstand, weil die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen nicht eintreten kann, ohne daß eine höhere Geistes-Kultur in positiven Kenntnissen aller Art ihr vorangeht.

4) Daß, seit dem Jahre 1810, alle überflüssigen Mönchsklöster aufgehoben worden sind, was die dreifache Wirkung hervorgebracht hat: erstlich, daß viel Grund und Boden in die Hände des kleinen Ackerbauers gekommen ist, der sein Geschäft nicht erweitern konnte, ohne seinem Verstande eine größere Entwickelung zu geben; zweitens, daß die Zahl der Fabriken und Manufakturen zugenommen hat, und zwar solcher, wo mit einem geringeren Aufwande von lebendigen Kräften, ein größeres Produkt durch die Macht der Maschinen gefördert wird; drittens endlich, daß, durch den innigeren Verkehr der agrikultorischen Klasse mit den nicht-agrikultorischen, der Gesichtskreis der Bewohner im Allgemeinen an Ausdehnung gewonnen hat.

5) Daß, durch die Aufhebung der Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnisse, die bürgerliche Freiheit einen Zuwachs erhalten hat, der sich ganz vorzüglich, seinen natürlichen Wirkungen nach, in derjenigen Klasse offenbaren mußte, die

bis dahin das bloße Lastthier der Gesellschaft gewesen war.

6) Endlich, daß in der Hauptstadt dieser großen und schönen Provinz seit dem Jahre 1810 eine Universität gestiftet wurde, an welcher der Unterschied des Katholizismus von dem Protestantismus, ohne förmlich antiquirt zu seyn, sich nicht geltend machen konnte, weil er, der Wissenschaft gegenüber, alle Kraft verlor.

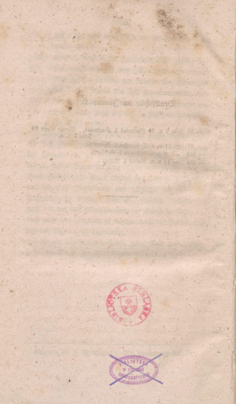
Erwägt man dies alles, so ist nichts begreiflicher, als daß die katholische Geistlichkeit auf die Unterstützung der Obrigkeit für die Verbesserung der öffentlichen Lehre dringt, deren Träger sie zwar bisher gewesen ist, aber in ihrem Gefühl nicht länger bleiben kann, wenn sie fortfahren soll, das Intellektuelle und Sittliche der schlesischen Katholiken zu leiten. Hier ist, unserem Dafürhalten nach — um das Wenigste von der Sache zu sagen — auch nicht das Mindeste zu tadeln: denn die Nothwendigkeit des Schritts ist augenfällig.

O wie jämmerlich erscheint, neben dieser großen Thatsache, die Klage über Proselytenmacherei!!

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.

Druckfehler im Januar-Hefte.

Seite 97 Zeile 7 u. 19 Sertorius l. Sartorius. Ebenso Seite 99 Zeile 7 v. u.
— 97 — 11 v. u. Entwurfen l. Entwurfe
— 103 — 8 v. u. Gebhard l. Gebhardi
— 104 — 12 v. u. Nafels l. Näfels



Druckfehler im Januar-Hefte.

Seite 97 Zeile 7 u. 14 Sertorius l. Sartorius. Ebenso Seite 99 Zeile 7 v. u.

— 97 — 11 v. u. [illegible] l. [illegible]

— 103 — 8 v. u. [illegible] l. Gebhardt

— 104 — 12 v. u. [illegible] l. [illegible]

